Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexander Dumas. [Père]

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexander Dumas. [Père]

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

1827

I.

Steeple-chase.

Am 27. März gerieth die kleine Stadt Kehl, — wenn man überhaupt Kehl eine Stadt nennen kann, — die Stadt Kehl, sagen wir, gerieth in Aufruhr durch die Ankunft von zwei Postchaisen, welche die einzige Straße der Stadt mit einer solchen Geschwindigkeit hinabfuhren, daß man befürchten konnte, in dem Augenblicke, wo sie auf die Schiffbrücke gelangen, die nach Frankreich führt, werde das geringste Verfehlen der Richtung Pferde, Postillons, Postchaisen und Reisende in den Fluß mit den poetischen Legenden werfen, der Frankreich im Osten als Grenze dient.

Die zwei Postchaisen, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, hemmten indessen den Gang bei zwei Dritteln der Straße, und hielten am Ende vor dem Thore eines Gasthauses an, über dem ein blechenes Schild knarrte, vorstellend einen Mann mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit langen Stiefeln an den Beinen, bekleidet mit einem blauen Rocke mit rothen Revers, geschmückt mit einem Riesenzopfe, unter dessen bespornten Füßen man die drei Worte: Zum großen Friedrich, lesen konnte.

Der Wirth und seine Frau, die bei dem donner-

artigen Lärmen, den in der Ferne die Räder der zwei Wagen machten, auf ihre Thürschwelle gelaufen waren und durch die Geschwindigkeit der Wagen die Hoffnung verloren hatten, Reisende zu beherbergen, welche mit solcher Sturmeseile fuhren, — der Wirth und seine Frau, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die zwei Postchaisen vor ihrem Hause anhalten sahen, stürzten, der Wirth an den Schlag des ersten Wagens, die Wirthin an den Schlag des zweiten.

Aus dem ersten Wagen stieg rasch ein Mann von etwa fünfzig Jahren, angethan mit einem bis ans Kinn zugeknöpften blauen Ueberrocke, mit schwarzen Beinkleidern und einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte einen steifen Schnurrbart, ein festes Auge, eine wohlgebogene Braue, bürstenförmig geschnittene Haare: die Braue war schwarz wie das Auge, die sie beschattete, aber Haare und Schnurrbart fingen an zu ergrauen.

Aus dem zweiten Wagen stieg mit Würde ein majestätischer, kräftig gebauter Bursche aus, so weit man ihn unter seiner Polonaise mit goldenen Schnüren und Borten und unter seinem ungarischen Mantel, oder, um den wahren Namen seines Kleides zu sagen, unter seiner mit Stickereien überladenen Guba, in die er vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt war, beurtheilen konnte.

Sah man diesen reichen Pelz, die Leichtigkeit, mit der er getragen wurde, die männliche Miene von demjenigen, welcher ihn trug, so hätte man gewettet, der Reisende sei ein edler walachischer Hospodar, der von Jassy oder Bucharest komme, oder wenig-

stens ein reicher Magyar, der von Pesth komme und sich nach Frankreich begebe, um eine diplomatische Note ratificiren zu lassen. Doch den edlen Fremden von nahe betrachtend, hätte man alsbald gesehen, die Wette sei verloren; denn trotz des dicken Backenbarts, der sein Gesicht umrahmte, trotz des aufgestutzten Schnurrbarts, den er mit einer affectirten Sorglosigkeit hakenförmig drehte, würde man rasch unter diesem aristokratischen Anscheine Merkmale der Gemeinheit erkannt haben, die den Unbekannten vom fürstlichen oder aristokratischen Range, den man ihm beim ersten Anblicke gewährt, zu dem eines Intendanten von vornehmem Hause oder eines Officiers dritten Ranges erniedrigt hätten.

Und, in der That, wie der Leser ohne Zweifel schon Herrn Sarranti in dem aus dem ersten Wagen aussteigenden Reisenden erkannt hat, ebenso hat er, wir sind hievon überzeugt, Meister Gibassier in dem erkannt, welcher aus dem zweiten Wagen ausstieg.

Man erinnert sich, daß Herr Jackal, der mit Carmagnole nach Wien abreiste, Gibassier beauftragt hatte, Herrn Sarranti in Kehl zu erwarten. Gibassier hatte sich vier Tage im Gasthause zur Post breit gemacht; am Abend des fünften hatte er sodann am Horizont Carmagnole erscheinen sehen, welcher als Courier durchreiste und im Vorübergehen ihn, im Auftrage von Herrn Jackal, benachrichtigte, da Herr Sarranti am Morgen des 26. ankommen müsse, so habe er, Gibassier, sich nach Steinbach zu begeben, wo er im Gasthofe zur Sonne eine Postchaise, die ihn erwarte, und in dieser Postchaise alle zur

Ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte; und Alles dies so geschickt, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könnte.

Herr Jackal verließ sich auf die wohlbekannte Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Stelle nach Steinbach ab, fand das Gasthaus, in dem Gasthofe den Wagen und in dem Wagen eine ganze Auswahl von Trachten, unter denen er als die wärmste für die Reise die wählte, mit der wir ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erschienen ist, aufgeputzt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging der Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte, ohne daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen Signalement mit dem, welches man ihm gegeben, übereinstimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, hörte er das Klatschen einer Peitsche und das Klingen von Schellen. Er ließ anspannen, blieb nur so lange, als er brauchte, um sich zu versichern, der durch das doppelte Geräusch angekündigte Fremde sei wirklich Herr Sarranti, und fast sicher, er habe seinen Mann, be-

fahl er dem Postillon, in gewöhnlichem Train abzufahren.

Zehn Minuten nachher ging Herr Sarranti, der nur die erforderliche Zeit, um die Pferde zu wechseln und eine Tasse Fleischbrühe zu sich zu nehmen, geblieben war, ebenfalls wieder ab und eilte dem nach, der ihm zu folgen beauftragt war.

Was Gibassier vorhergesehen, geschah. Zwei Stunden von Steinbach hatte ihn Herr Sarranti schon eingeholt; da aber nach den Reglements der Post kein Reisender dem Andern ohne die Erlaubniß von diesem vorfahren soll, weil er auf der nächsten Station die einzigen Pferde des Stalles nehmen könnte, so folgten sich die zwei Wagen eine Zeit lang, ohne daß der zweite dem ersten vorzufahren wagte. Ungeduldig, ließ Herr Sarranti endlich Gibassier um Erlaubniß hiezu bitten. Die Erlaubniß wurde mit einer Artigkeit gegeben, welche Herrn Sarranti bewog, selbst aus seinem Wagen zu steigen, um dem ungarischen Edelmanne zu danken; nachdem dies geschehen war, grüßte man sich von beiden Seiten, Herr Sarranti stieg wieder in seinen Wagen und fuhr, durch die Erlaubniß begünstigt, wie der Wind weiter.

Gibassier folgte ihm, doch diesmal, indem er dem Postillon einschärfte, welchen Train auch Herr Sarranti fahren möge, ebenso zu fahren.

Der Postillon gehorchte, und wir haben die zwei Postchaisen in starkem Galopp in die Stadt Kehl einfahren und vor dem Gasthause zum Großen Friedrich anhalten sehen.

Nachdem sie sich höflich, jedoch ohne ein Wort

auszutauschen, gegrüßt hatten, traten beide Reisende in das Wirthshaus ein, gelangten in das Speisezimmer, setzten sich Jeder an einen Tisch, und verlangten zu frühstücken, Herr Sarranti in vortrefflichem Französisch, Gibassier mit einem unverkennbaren deutschen Accente.

Immer stillschweigend, kostete Gibassier verächtlich von allen Schüsseln, die man ihm vorsetzte, und als er seine Rechnung bezahlt hatte und sah, daß Herr Sarranti aufstand, stand er auch auf und kehrte langsam und in der Stille zu seinem Wagen zurück.

Die zwei Postchaisen setzten sodann ihren zügellosen Lauf wieder fort, wobei der Wagen von Herrn Sarranti immer dem von Gibassier voranfuhr, jedoch nur um etwa zwanzig Schritte.

In dem Augenblicke, wo man gegen Abend in Nancy ankam, hatte der Postillon von Herrn Sarranti, der es, als erster Brautführer von einem seiner Vettern, sehr unangenehm gefunden hatte, seinen Schmaus wegen einer Station von elf Lieues, hin und zurück, verlassen zu müssen, der Postillon von Herrn Sarranti, durch seinen Kameraden davon unterrichtet, sein Reisender wünsche schnell zu fahren und bezahle gut, hatte seine Pferde einen rasenden Galopp laufen lassen, durch den er gute anderthalb Stunden an den zwei Posten gewonnen haben würde und zu rechter Zeit zurückgekommen wäre, um den Ball zu eröffnen, hätten nicht in dem Momente, wo man am Abend in Nancy ankam, Pferde, Postillon und Wagen auf einem jähen Abhange einen so entsetzlichen [Pur]zelbaum gemacht, daß ein Schmerzensschrei der

Brust des empfindsamen Gibassier entschlüpfte, der aus seiner Postchaise hinzueilte, um Herrn Sarranti Hülfe zu leisten.

Gibassier handelte so zu Befreiung seines Gewissens, denn nach dem Purzelbaume, den er den Wagen hatte machen sehen, war er der Ueberzeugung, der Reisende, den derselbe enthielt, bedürfe mehr der Tröstungen eines Priesters, als des Beistandes eines Reisegefährten.

Zu seinem großen Erstaunen fand er Herrn Sarranti frisch und gesund, und selbst der Postillon hatte nur eine Schulter ausgerenkt und einen Fuß verstaucht. Hatte aber die Vorsehung, als eine gute Mutter, was sie war, die Menschen bewahrt, so hatte sie dagegen ihre Genugthuung an den Thieren und am Wagen genommen; eines von den Pferden blieb auf der Stelle todt, das andere schien den Schenkel gebrochen zu haben. Eine von den Achsen des Wagens war gebrochen, und eine ganze Seite des Kastens, die, auf welche man umgeworfen hatte, war völlig zerbröckelt.

Man konnte also im Ernste nicht daran denken, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Herr Sarranti stieß einige Flüche aus, die keinen Charakter von englischer Geduld offenbarten. Er mußte indessen seinen Entschluß fassen, was er ohne Zweifel zu thun im Begriffe war, hätte nicht der Magyar Gibassier in einer halb französischen, halb deutschen Sprache, die aber in Wirklichkeit weder das Eine, noch das Andere war, seinem unglücklichen Reisegefährten einen Platz in seinem Wagen angeboten.

Das Anerbieten kam so gelegen und schien so sehr von gutem Herzen gemacht zu sein, daß Herr Sarranti es ohne Bedenken annahm.

Man brachte das Gepäcke aus dem ersten Wagen in den zweiten, man versprach dem Postillon, ihm Hülfe von Nancy zu schicken, wovon man nur noch eine Stunde entfernt war, und man fuhr mit derselben Geschwindigkeit weiter.

Nachdem die ersten Artigkeiten ausgetauscht waren, vermied Gibassier, der keine Gewißheit hatte, er spreche das reine Deutsch, und befürchtete, Herr Sarranti, obgleich Corse, kenne dieses Idiom gründlich, Gibassier, sagen wir, vermied sorgfältig jede Frage und beschränkte sich darauf, daß er die artigen Worte seines Gefährten mit Ja und Nein erwiederte, deren Accent sich immer mehr der französischen Sprache näherte.

Man kam nach Nancy; man hielt im Hotel du Grand-Stanislas an, das zugleich das Posthaus ist.

Herr Sarranti stieg aus, wiederholte seine Danksagungen gegen den Magyaren, und wollte sich zurückziehen.

„Sie haben Unrecht, mein Herr," sagte Gibassier; „Sie schienen mir Eile zu haben, nach Paris zu kommen: Ihr Wagen wird vor morgen nicht wiederhergestellt sein, und Sie verlieren einen Tag."

„Das wäre mir um so ärgerlicher," erwiederte Sarranti, „als mir derselbe Unfall schon bei meiner Abfahrt von Regensburg widerfahren ist, und ich dabei vierundzwanzig Stunden verloren habe."

Gibassier erklärte sich nun erst den Verzug, der ihn in Steinbach so sehr beunruhigt hatte.

„Doch," fuhr Herr Sarranti fort, „ich werde nicht warten, bis mein Wagen wiederhergestellt ist, sondern einen andern kaufen."

Und er gab in der That dem Postmeister Befehl, ihm einen Wagen zu kaufen, — was für einer es auch wäre, Calèche, Coupé, Landau oder sogar Cabriolet, — mit dem er seine Reise auf der Stelle fortsetzen könnte.

Gibassier dachte, so rasch auch der Wagen gefunden wäre, hätte er doch wohl Zeit, zu Mittag zu speisen, während sein Reisegefährte ihn untersuchen, um den Preis handeln würde und seine Bagage darauf packen ließe. Er hatte seit Morgens um acht Uhr nichts zu sich genommen, und obschon sein Magen im äußersten Falle an Genügsamkeit mit dem eines Kameels zu rivalisiren vermochte, ließ gerade, weil dieser Fall eintreten konnte, der kluge Gibassier, nie, wenn sie sich bot, die Gelegenheit, sich zu verproviantiren, unbenützt vorübergehen.

Ohne Zweifel hielt es Herr Sarranti seinerseits für geeignet, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wie der würdige Magyar, denn Beide setzten sich, wie sie es am Morgen gethan, jeder an einen andern Tisch, klingelten, um den Kellner zu rufen, und sprachen mit einer Betonung, welche eine lobenswerthe Einhelligkeit der Meinungen andeutete, nur die drei Worte:

„Kellner, ein Mittagsbrod!"

II.

Das Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs.

Für diejenigen, welche sich darüber wundern sollten, daß sie Herrn Sarranti das Anerbieten, — so annehmbar es für einen Mann, der Eile hatte, war, — das ihm Gibassier machte, nicht haben annehmen sehen, bemerken wir, daß, wenn Jemand schlauer ist, als der Polizeiagent, der einen Menschen verfolgt, wie schlau auch dieser Polizeiagent sein mag, dies der Verfolgte ist.

Es regte sich also im Geiste von Herrn Sarranti ein unbestimmter Verdacht in Betreff dieses Magyaren, der so schlecht Französisch sprach, und dennoch, wenn man etwas Französisch zu ihm sagte, ziemlich verständig auf Alles antwortete, was man ihm sagen mochte, dagegen wenn man Deutsch, Polnisch oder Walachisch mit ihm sprach, — drei Sprachen, in denen Herr Sarranti vollkommen Meister war, — in den Tag hinein ja oder nein antwortete, sich sogleich in seine Guba hüllte und den Anschein gab, als schliefe er.

In Folge dieses Verdachts war Herr Sarranti, der sich während der anderthalb Meilen, die er mit ihm, von dem Orte, wo der Wagen gebrochen, bis zu dem Gasthause gemacht, wo er sein Mittagsbrod bestellt hatte, sehr unbehaglich gefühlt, entschlossen, den Beistand seines gefälligen, aber schweigsamen Reisegefährten auszuschlagen.

Darum hatte Herr Sarranti, der nicht warten

konnte, bis der seinige wiederhergestellt war, und nicht in dem des edlen Ungarn Platz nehmen wollte, einen Wagen verlangt.

Gibassier war zu schlau, um dieses Mißtrauen nicht zu bemerken. Während er zu Mittag speiste, befahl er auch, sogleich anzuspannen, da er nothwendig am andern Tage in Paris ankommen müsse, wo er ungeduldig vom österreichischen Gesandten erwartet werde.

Als die Pferde angespannt waren, grüßte Gibassier Herrn Sarranti mit einer herzlichen Kopfbewegung, drückte seine Pelzmütze auf seine Ohren nieder und ging ab.

Da Herr Sarranti ebenfalls Eile hatte, so war es wahrscheinlich, er werde dem directen Wege wenigstens bis Ligny folgen. Dort würde er ohne Zweifel Bar-le-Duc zu seiner Rechten lassen, um, auf der Straße von Ancerville, Saint-Dizier und Vitry-le-Français zu erreichen.

Nur bei Vitry-le-Français entstand ein Zweifel. Würde Herr Sarranti, hier angekommen, eine krumme Linie beschreibend, über Chalons gehen, oder unmittelbar über Fère-Champenoise, Coulanniers, Crécy und Lagny reisen?

Das war eine Frage, die sich erst in Vitry-le-Français entscheiden ließ.

Gibassier bezeichnete seinen Weg über Toul, Ligny, Saint-Dizier; doch eine halbe Meile von Vitry hielt er an, und er hatte mit seinem Postillon eine Besprechung von ein paar Minuten, nach welchen sich der Wagen auf die Seite geworfen mit einer gebrochenen Vorderachse auf der Erde fand.

Gibassier war ungefähr seit einer halben Stunde hier in dieser so wohl bekannten traurigen Lage, welche von Herrn Sarranti so gut geschätzt werden mußte, als die Postchaise von diesem oben auf einer Anhöhe erschien.

Als er sich dem umgeworfenen Wagen näherte, streckte Herr Sarranti den Kopf zum Schlage hinaus, und er sah auf der Straße seinen Magyaren, der mit Hülfe des Postillon vergebliche Versuche machte, um seine Chaise in den Stand zu bringen, die Reise fortsetzen zu können.

Es wäre von Herrn Sarranti eine Verletzung aller Pflichten der Höflichkeit gewesen, hätte er Gibassier in einer solchen Verlegenheit gelassen, während Gibassier bei einem ähnlichen Umstande sich und seinen Wagen zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Er bot ihm also ebenfalls an, zu ihm einzusteigen, was Gibassier mit einer merkwürdigen Discretion annahm, indem er Vitry-le-Français als das Ziel der Verlegenheit festsetzte, welche er Seiner Excellenz Herrn von Bornis zu verursachen einwilligte. — Das war der Name, unter welchem Herr Sarranti reiste.

Man transportirte auf den Wagen von Herrn von Bornis den Riesenkoffer des Magyaren, und man schlug den Weg nach Vitry-le-Français ein, wo man zwanzig Minuten nachher ankam.

Man hielt vor der Post an.

Herr von Bornis verlangte Pferde; Gibassier irgend eine Carriole, um seine Reise fortzusetzen.

Der Postmeister zeigte unter seiner Remise ein

altes Cabriolet, das, so alt es war, den Bedürfnissen von Gibassier zu entsprechen schien.

Beruhigt über das Schicksal seines Gefährten, nahm Herr von Bornis von diesem Abschied und gab, wie dies Gibassier gedacht hatte, Befehl, der Straße nach Fère-Champenoise zu folgen.

Gibassier schloß seinen Handel mit dem Postmeister und reiste ab, indem er dem Postillon den Befehl gab, derselben Straße zu folgen, welche der Reisende, der ihm voranging, eingeschlagen hatte.

Der Postillon sollte fünf Franken in dem Augenblicke erhalten, wo man den Wagen erblicken würde.

Der Postillon trieb seine Pferde zum schnellsten Laufe an, doch man kam zur Station, ohne etwas gesehen zu haben.

Auf der Station fragte man Postmeister und Postillon: keine Postchaise war seit dem vorhergehenden Tage vorübergekommen.

Die Sache war klar: Sarranti mißtraute. Er hatte die Straße nach Fère-Champenoise angegeben und die nach Châlons eingeschlagen.

Gibassier war zurückgeblieben.

Es war keine Minute zu verlieren, um in Meaux vor Sarranti anzukommen.

Gibassier ließ sein Cabriolet hier, nahm aus seinem Koffer das vollständige Costume eines Cabinetscouriers, Blau und Gold, zog eine Lederhose und weiche Stiefeln an, warf auf seinen Rücken den Depechensack, entledigte sich seines Backenbartes und seines Schnurrbartes und verlangte einen Postklepper.

In einem Augenblicke war der Postklepper gesattelt und Gibassier auf dem Wege nach Séfanne.

Er hoffte Meaux über la Ferté-Gaucher und Coulommiers zu erreichen.

Er hielt weder um zu trinken, noch um zu essen, machte dreißig Lieues in einem Zuge und kam vor dem Thore von Meaux an.

Keine der, welche Gibassier beschrieb, ähnliche Postchaise war passirt.

Gibassier hielt an, ließ sich in der Küche Mittagsbrod serviren, aß, trank und wartete.

Ein gesatteltes Pferd wartete auch.

Nach einer Stunde traf der mit so großer Ungeduld erwartete Wagen ein.

Es war finstere Nacht.

Sarranti ließ sich ein Bouillon in seinen Wagen bringen und gab Befehl, nach Paris über Claye zu fahren: — das genügte Gibassier.

Er ging zum Hofthore hinaus, schwang sich auf sein Pferd und erreichte bald, indem er einen Seitenweg durch ein Gäßchen einschlug, die Straße nach Paris.

Nach Verlauf von zehn Minuten sah er hinter sich die zwei Laternen der Postchaise von Sarranti glänzen.

Das war fortan Alles, was er brauchte: er sah und wurde nicht gesehen. Es handelte sich nur darum, auch nicht gehört zu werden.

Er wählte die Seite des Weges und galoppirte immer ein Kilometer vor dem Wagen.

Man kam in Bondy an.

Hier war in einem Nu der Cabinetscourier in einen Postillon verwandelt, und gegen ein Trinkgeld

von fünf Franken, trat der Postillon, der fahren sollte, mit Dankbarkeit seine Tour ab.

Herr Sarranti erschien.

So nahe bei Paris war es nicht der Mühe werth, anzuhalten; er steckte den Kopf durch den Schlag und verlangte Pferde.

„Hier sind schon, Herr, und zwar famose," antwortete Gibassier.'

Es war in der That ein Paar von den trefflichen Schimmeln des Perche, welche immer wiehern und stampfen.

„Wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Teufelsmähren!" rief Gibassier, während er sie ihren Platz mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Postillon an der Deichsel einnehmen ließ.

Als sodann die Pferde angespannt waren, fragte der falsche Postillon, mit dem Hute in der Hand, an den Wagenschlag tretend:

„Wo werden Sie absteigen, Herr?"

„Place Saint-André-des-Arcs, Hotel du Grand-Turc," antwortete Herr Sarranti.

„Gut!" rief Gibassier, „es ist, als ob Sie schon dort wären!"

„Und wann werden wir da sein?" fragte Herr Sarranti.

„Oh! in anderthalb Stunden; die Funken müssen davon fliegen!"

„Rasch, vorwärts! zehn Franken Trinkgeld, wenn wir in einer Stunde an Ort und Stelle sind."

„Man wird da sein, Bürger!" sagte Gibassier.

Und er schwang sich auf das Sattelpferd und ging im Galopp ab.

Diesmal war er sicher, Sarranti werde ihm nicht entkommen.

Man erreichte die Barrière. Die Douaniers nahmen die rasche Durchsuchung vor, mit der sie die Reisenden beehren, welche mit Extrapost reisen, sprachen das sacramentliche Wort: „Weiter!" und Herr Sarranti, der sieben Jahre früher aus Paris durch die Barrière de Fontainebleau abgegangen war, kehrte dahin durch die Barrière de la Petite-Villette zurück.

Eine Viertelstunde nachher fuhr man in starkem Trabe in den Hof des Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, ein.

Es waren im Gasthause nur zwei Zimmer, welche auf demselben Boden einander gegenüberlagen, unbesetzt: die Nummer 6 und die Nummer 11.

Der Kellner führte Herrn Sarranti, und dieser wählte die Nummer 6.

Als der Kellner hinabging, rief Gibassier:

„He! sagen Sie doch, Freund!"

„Was gibt es, Postillon?" fragte verächtlich der Kellner.

„Postillon! Postillon!" wiederholte Gibassier; „ganz gewiß bin ich Postillon. Nun? ist dabei eine Schande?"

„Nicht daß ich wüßte; nur nenne ich Sie Postillon, weil Sie Postillon sind!"

„Gut!" sprach Gibassier.

Und er machte brummend zwei Schritte gegen seine Pferde.

„Was wollen Sie denn von mir?" fragte der Kellner.

„Ich? Nichts."

„Sie riefen ja vorhin . . .“

„Was?“

„„Sagen Sie doch, Freund!““

„Ah! es ist wahr . . . Nun, die Sache verhält sich so: Herrn Poirier . . . Sie kennen ihn wohl?“

„Welchen Herrn Poirier?“

„Ei! Herrn Poirier . . .“

„Ich kenne keinen Herrn Poirier.“

„Herrn Poirier, der Pächter bei uns: Sie kennen ihn nicht? Herrn Poirier, der eine Herde von vierhundert Stück Vieh hat! Sie kennen Herrn Poirier nicht?“

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne.“

„Desto schlimmer! er wird mit dem Wagen von elf Uhr kommen, mit dem Wagen von Plat d'Etain. Sie kennen ihn wohl, den Wagen von Plat d'Etain?“

„Nein.“

„Sie kennen also Nichts? Was haben Sie denn Ihr Vater und Ihre Mutter gelehrt, wenn Sie weder Herrn Poirier, noch den Wagen von Plat d'Etain kennen? . . . Ah! man muß zugestehen, es gibt sehr fehlerhafte Eltern!“

„Wo wollen Sie denn aber hinaus mit Ihrem Herrn Poirier?“

„Ah! ich wollte Ihnen hundert Sous in seinem Auftrage geben; doch wenn Sie ihn nicht kennen...“

„Man kann Bekanntschaft machen.“

„Doch wenn Sie ihn nicht kennen . . .“

„Wozu denn aber diese hundert Sous? Er gibt mir nicht hundert Sous wegen meiner schönen Augen . . .“

„Oh! nein, da Sie schielen, mein Freund.“

„Gleichviel! warum beauftragt Sie Herr Poirier, mir hundert Sous zu geben?"

„Um ihm ein Zimmer im Hotel aufzubewahren, weil er im Faubourg Saint-Germain zu thun hat; und er sagte zu mir: „„Charpillon!..““ Das ist mein Name, Charpillon vom Vater auf den Sohn."

„Das freut mich sehr, Herr Charpillon."

„Er sagte zu mir: „„Charpillon, Du wirst hundert Sous dem Mädchen vom Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, geben, damit es mir ein Zimmer aufbewahrt.““ Wo ist das Mädchen?"

„Das ist unnöthig, ich werde ihm das Zimmer so gut aufbewahren, als das Mädchen."

„Ei nein! da Sie ihn nicht kennen . . ."

„Ich brauche ihn nicht zu kennen, um ihm ein Zimmer aufzubewahren."

„Ah! das ist wahr; Sie sind nicht ganz so dumm, als Sie aussehen!"

„Ich danke."

„Hier sind die hundert Sous; Sie werden ihn wohl erkennen, wenn er kommt."

„Herrn Poirier?"

„Ja."

„Besonders, wenn er seinen Namen sagt."

„Oh! er wird ihn sagen; er hat keine Gründe, seinen Namen zu verheimlichen."

„Dann wird man ihn in das Zimmer Nummer 11 führen."

„Sehen Sie einen dicken Kumpan, mit einem Nasenwärmer, der ihm das halbe Gesicht bedeckt, und einem Ueberrocke von kastanienbraunem Castorin, so können Sie dreist sagen: „„Das ist Herr Poirier!““

Und hienach: gute Nacht! lassen Sie Nummer 11 gut heizen, denn Herr Poiriet ist sehr verfroren . . . Ah! und warten Sie doch, ich glaube, es wäre ihm nicht unangenehm, wenn er ein gutes Abendbrod in seinem Zimmer fände."

„Schön!"

„Und ich vergaß noch . . ." sagte der falsche Charpillon.

„Was?"

„Die Hauptsache! Er trinkt nur Bordeaux=Wein."

„Wohl! er wird eine Flasche Bordeaux auf seinem Tische finden."

„Dann wird er nichts mehr zu wünschen haben, als Augen zu besitzen, wie die Deinigen, um gegen Bondy sehen zu können, wenn Charenton brennt."

Und mit einem gewaltigen Gelächter, das von dem Vergnügen zeugte, welches ihm dieser feine Scherz bereitete, verließ der falsche Postillon das Hotel du Grand=Turc.

Eine Viertelstunde nachher hielt ein Cabriolet vor der Thüre des Gasthauses; ein Mann stieg aus unter dem von Charpillon angegebenen Signalement und wurde, nachdem er sich als denselben Herrn Poirier, den man erwartete, zu erkennen gegeben, vom Kellner unter zahllosen Bücklingen in das Zimmer Nummer 11 geführt, wo ein gutes Abendbrod aufgetragen war, und wo eine Flasche Bordeaux=Wein, in einer vernünftigen Entfernung vom Feuer stehend, den Grad von Lauigkeit erreichte, welchen ihm, ehe sie ihn trinken, die wahren Feinzüngler geben.

III.

Man wird immer nur durch die Seinigen verrathen.

Fünf Minuten nachher war Herr Poirier im Besitze des Zimmers Nr. 11, und er kannte alle Winkel und Ecken desselben, als ob er dieses Zimmer sein ganzes Leben bewohnt hätte.

Herr Poirier war der Charakter, der am schnellsten mit den Menschen Bekanntschaft machte, und das Temperament, das sich am schnellsten mit den Orten familiarisirte; er erklärte indessen dem Kellner, er brauche Niemand zu seiner Bedienung, er liebe es, allein und ruhig zu essen, ohne Jemand zu haben, der ihm sein Glas vollschenke, ehe es leer sei, oder ihm seinen Teller wegnehme, so lange sich noch Speisen darauf finden.

Sobald er allein war und auf der Treppe die Tritte des Kellners hatte erlöschen hören, öffnete der falsche Poirier oder der ächte Gibassier, wie man will, die Thüre wieder.

Gerade in demselben Augenblicke öffnete Herr Sarranti auch die seinige.

Gibassier hielt seine Thüre nicht geschlossen, sondern an das Gesims angelehnt.

Herr Sarranti gab dem Zimmermädchen, das sein Bett gemacht hatte, ein paar Befehle, welche andeuteten, er werde in ein paar Stunden zurücksein.

„Ho! ho!“ sagte Gibassier zu sich selbst, „es scheint, trotz der vorgerückten Stunde will mein Nach-

bar einen kleinen Gang machen. Sehen wir, nach welcher Seite er wandeln wird."

Gibassier löschte die zwei Kerzen aus, welche auf seinem Tische brannten, und öffnete sein Fenster, ehe Herr Sarranti die Schwelle der Hausthüre überschritten hatte.

Einen Augenblick nachher sah er ihn hinausgehen und den Weg durch die Rue Saint-André-des-Arcs nehmen.

„Ich bin sicher, daß er zurückkommen wird," sagte er zu sich selbst, „da er nicht errathen konnte, ich sei da, um die Befehle zu behorchen, die er gab. Bah! keine Trägheit, treiben wir unser Handwerk gewissenhaft und erfahren wir, wohin er geht."

Er ging rasch hinab und folgte ihm durch die Rue de Bussy, über den Marché Saint-Germain, die Place Saint-Sulpice und in die Rue du Pot-de-Fer, wo er ihn in ein Haus eintreten sah, ohne nur die Nummer anzuschauen.

Gibassier war neugieriger als er: Herr Sarranti war in Nummer 28 eingetreten.

Gibassier ging die Straße hinauf, zog sich längs dem Hotel Cossé-Brissac hin und wartete.

Er wartete nicht lange: Herr Sarranti trat nur ein und kam wieder heraus.

Doch sodann, statt die Rue du Pot-de-Fer hinabzugehen, ging er dieselbe hinauf, das heißt, er ging an Gibassier vorbei, der sich kluger und schamhafter Weise gegen die Mauer umwandte, und schlug den Weg durch die Rue de Vaugirard ein. Nachdem er eine Zeit lang dieser Straße gefolgt, sodann längs dem Odeon-Theater auf der Seite des Eingangs der

Schauspieler hinmarschirt war, die Place Saint-Michel überschritten hatte, drang Herr Sarranti in die Rue des Postes ein und gelangte vor ein Haus, dessen Nummer er diesmal anschaute.

Dieses Haus, unsere Leser kennen es schon, oder wenn sie es nicht wiedererkennen, so werden sie es auf die erste Bezeichnung erkennen. Neben der Impasse des Vignes und gegenüber der Rue du Puits-qui-parle liegend, war es kein anderes, als jener Zauberbecher, durch welchen, Korkkügelchen ähnlich, diese so vergeblich von Herrn Jackal im Hause gesuchten und so wunderbar von ihm bei seinem gefahrvollen Hinablassen zu Gibassier wiedergefundenen Carbonari verschwunden waren.

Der Exgaleerensklave erbleichte, als er die berüchtigte Rue du Puits-qui-parle erblickte und in dieser Straße den Brunnen, in dem er so lange und traurige Stunden zugebracht hatte. Ein unbekannter Schauer durchzog seinen ganzen Leib, und ein kalter Schweiß befeuchtete seine Stirne. Zum ersten Male seit seinem Abgange aus dem Hotel-Dieu, um nach Kehl zu reisen, empfand er einen schmerzlichen Eindruck.

Die Straße war einsam. Herr Sarranti, als er vor dem Hause angelangt war, blieb stehen und erwartete ohne Zweifel, um einzutreten, die vier anderen Gefährten, die zur Einführung nöthig, welche, wie man sich erinnert, zu fünf und fünf stattfand.

Bald erschienen drei in Mäntel gehüllte Männer und gingen gerade auf Herrn Sarranti zu, und nachdem sie das Erkennungszeichen ausgetauscht hatten, rteten alle Vier auf den Fünften.

Gibassier schaute umher, um zu sehen, ob der

Fünfte nicht komme, und als er nicht einmal einen Schatten erscheinen sah, dachte er, das sei der rechte Augenblick, um einen Meisterstreich auszuführen.

Durch Herrn Jackal in die Mysterien dieses Hauses eingeweiht, mit den Maurerzeichen aller geheimen Gesellschaften vertraut, schritt er gerade auf die Gruppe zu, nahm die erste Hand, die sich gegen ihn ausstreckte, und machte das Erkennungszeichen; dieses Zeichen bestand darin, daß man dreimal die Hand von innen nach außen drehte.

Hierauf steckte einer von den Männern den Schlüssel in das Schloß, und alle Fünf traten ein.

Das Innere des Hauses war ausgebessert und so wieder angemalt, daß keine Spur mehr von der Passage von Carmagnole durch die Mauer und vom Sturze von Vol-au-Vent durch den Fensterrahmen blieb.

Diesmal war zwar nicht davon die Rede, in die Katakomben hinabzusteigen. Vier einander unbekannte Chefs hatte man zusammenberufen, um die vertraulichen Mittheilungen von Herrn Sarranti zu empfangen.

Dieser kündigte ihnen an, binnen drei Tagen werde der Herzog von Reichstadt in Saint-Leu-Taverny sein; und er gedenke dort bis zu dem Augenblicke verborgen zu bleiben, wo man nöthig hätte, dem Volke die Fahne zu zeigen, in deren Namen man sich erhob.

Da es die Gewohnheit der Affiliirten war, um die Polizei irre zu führen, jede Gelegenheit zu benützen, die sich ihnen zu einer Versammlung bot, so wurde verabredet, es sollten sich, weil am andern

Tage das Leichenbegängniß des Herrn Herzog de la Rochefoucauld stattfand, alle Logen und alle Vente entweder in der Himmelfahrtskirche oder in den umliegenden Straßen einfinden.

Hier würde man die letzten Instructionen der obersten Venta empfangen.

In jedem Falle sollte bis zur Ankunft des Herzogs von Reichstadt ein Ausschuß in Permanenz bleiben.

Man trennte sich um ein Uhr des Morgens.

Gibassier befürchtete nur Eines: vor der Thüre den Affiliirten zu treffen, dessen Platz er eingenommen; dieser war nicht da. Ohne Zweifel war er gekommen; doch da er seine vier Gefährten nicht hatte kommen sehen, so hatte es ihm Langweile gemacht, auf sie zu warten, und er war im Glauben, die Sache sei verschoben, nach Hause zurückgekehrt.

Herr Sarranti verließ seine vier Gefährten vor der Thüre, und Gibassier, der nicht bezweifelte, er kehre nach dem Hotel du Grand-Turc zurück, verschwand an der Ecke der ersten Straße, lief über Hals und Kopf, kam ihm zehn Minuten zuvor, trat in das Gasthaus ein, setzte sich zu Tische und aß mit dem Hunger eines Reisenden, welcher mit verhängten Zügeln fünfunddreißig bis vierzig Meilen gemacht, und die Befriedigung eines Menschen hat, der sich bewußt ist, er habe gewissenhaft seine Pflicht erfüllt.

Er empfing auch den süßen Lohn für alle seine Mühewaltungen, als er auf der Treppe den Tritt von Herrn Sarranti hörte, den er schon studirt hatte, um ihn unter tausend zu erkennen.

Die Thüre von Nummer 6 öffnete sich und schloß sich wieder.

Alsdann hörte Gibassier das Knirschen des Schlüssels, der zweimal im Schlosse gedreht wurde. Das war ein sicheres Zeichen, daß Herr Sarranti nach Hause gekommen war, um nicht mehr auszugehen, — wenigstens bis am andern Morgen.

„Gute Nacht, lieber Nachbar," murmelte Gibassier.

Dann klingelte er dem Kellner.

Der Kellner erschien.

„Sie werden bei mir morgen früh ... oder vielmehr heute um sieben Uhr," sagte Gibassier sich verbessernd, „einen Commissionär eintreten lassen. Er wird einen sehr pressanten Brief in die Stadt zu tragen haben."

„Will der Herr den Brief mir geben," erwiederte der Kellner, „so wird man ihn wegen einer solchen Kleinigkeit nicht aufwecken."

„Einmal ist mein Brief keine Kleinigkeit," sagte Gibassier, „und dann wird es mir gar nicht unangenehm sein, wenn man mich so frühzeitig weckt."

Der Kellner verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und nahm das Couvert weg; nur bat ihn Gibassier, im Zimmer ein herrliches kaltes Huhn, und was von seiner zweiten Flasche Bordeaux übrig war, zu lassen, indem er sagte, wie König Ludwig XIV. liebe er es nicht, zu schlafen, ohne ein en cas*) im Bereiche seiner Hand zu haben.

---

*) Für den Fall, daß er Hunger bekäme.

Der Kellner stellte auf den Kamin das unberührte Huhn und die angegriffene Flasche.

Hienach entfernte er sich mit dem Versprechen, den Commissionär am Morgen auf den Schlag sieben Uhr eintreten zu lassen.

Als der Kellner weggegangen war, schloß Gibassier seine Thüre doppelt, öffnete den Secretär, in welchem eine Feder, Tinte und Papier zu finden er sich vorher schon versichert hatte, und fing an für Herrn Jackal seine Reiseeindrücke von Kehl nach Straßburg zu schreiben.

Wonach er sich zu Bette legte.

Um sieben Uhr klopfte der Commissionär an die Thüre.

Schon auf, schon angekleidet, schon bereit, ins Feld zu ziehen, rief Gibassier:

„Herein!"

Der Commissionär trat ein.

Gibassier warf einen raschen Blick auf ihn, und ehe dieser Mensch nur ein Wort gesprochen, erkannte er den Vollblut-Auvergnat: er konnte ihm seine Botschaft mit vollem Vertrauen übergeben.

Er gab ihm zwölf Sous statt zehn, erklärte ihm alle Winkel des Palastes der Rue de Jerusalem, und sagte ihm, die Person, an welche der Brief gerichtet sei, müsse an diesem Morgen von einer großen Reise zurückgekommen sein, oder werde im Verlaufe des Tages zurückkommen.

Sei diese Person zurückgekommen, so soll er ihr den Brief zu eigenen Händen im Auftrage von Herrn Bagnères de Toulon, — das war der aristokratische Name von Gibassier, — übergeben; sei sie noch nicht

angekommen, so soll er den Brief bei ihrem Secretär zurücklassen.

Der Auvergnat ging völlig unterrichtet ab.

Es verlief eine Stunde. Die Thüre von Herrn Sarranti blieb geschlossen; nur hörte man ihn hin und hergehen und die Meubles seines Zimmers verrücken.

Um etwas zu thun, beschloß Gibassier, zu frühstücken.

Er klingelte dem Kellner, ließ sich sein Gedeck legen, sein Huhn und seinen Rest von Bordeaux vorsetzen, und schickte den Kellner wieder weg.

Gibassier hatte schon seine Gabel in den Schlägel seines Huhns gesteckt, er hatte schon sein Messer dem Gelenke des Flügels genähert, in dessen Gliederfuge er es schlüpfen zu lassen sich anschickte, als die Thüre seines Nachbars auf ihren Angeln knarrte.

„Teufel!“ sagte er, indem er aufstand, „mir scheint, wir gehen sehr frühzeitig aus.“

Seine Augen richteten sich auf die Pendeluhr: sie bezeichnete ein Viertel nach acht.

„Ei! ei!“ fügte er bei, „es ist nicht mehr so früh.“

Herr Sarranti ging die Treppe hinab.

Wie am Tage vorher lief Gibassier ans Fenster, aber er öffnete es diesmal nicht, sondern schob nur die Vorhänge auseinander; doch er wartete vergebens: Herr Sarranti erschien nicht auf dem Platze.

„Ho! ho!“ sagte Gibassier zu sich selbst, „was macht er denn unten? sollte er seine Rechnung bezahlen? denn er kann unmöglich so schnell hinausgegangen sein, daß ich zu spät ans Fenster gekom-

men wäre . . . Wenn er nicht etwa an der Mauer hingegangen ist," dachte er; „selbst in diesem Falle könnte er noch nicht fern sein."

Und rasch das Fenster öffnend neigte sich Gibassier hinaus, um den Platz in allen Richtungen auszukundschaften.

Nichts, was Sarranti glich.

Er wartete ungefähr vier bis fünf Minuten, und da er nicht errathen konnte, warum Herr Sarranti nicht hinausging, so schickte er sich an hinabzugehen, um sich nach ihm zu erkundigen, als er ihn endlich die Thürschwelle überschreiten und sich, wie am vorhergehenden Tage, nach der Rue Saint-André-des-Arcs wenden sah.

„Ich vermuthe wohl, wohin Du gehst," murmelte Gibassier; „Du gehst in die Rue du Pot-de-Fer. Du hast gestern Niemand zu Hause getroffen, und Du willst sehen, ob Du heute glücklicher bist. Ich könnte es wohl unterlassen, Dir zu folgen, doch die Pflicht vor Allem."

Und er nahm seinen Hut und sein Cache-nez, ließ sein Huhn unberührt, und erkannte die Güte der Vorsehung, die ihm diesen kleinen Morgengang auferlegte, um seinen Appetit zu reizen.

Doch zu seinem großen Erstaunen wurde er auf der letzten Stufe der Treppe von einem Manne angehalten, in dem er an seinem Gesichte und an seiner Miene sogleich einen untergeordneten Agenten der Polizei erkannte.

„Ihre Papiere?" fragte ihn dieser.

„Meine Papiere?" wiederholte Gibassier erstaunt.

„Bei Gott! Sie wissen wohl, daß man, um in einem Hotel garni zu wohnen, Papiere haben muß."

„Das ist richtig," sagte Gibassier, „nur glaubte ich nicht, man habe, um von Bondy nach Paris zu gehen, einen Paß nöthig."

„Hat man seine Wohnung in Paris, oder man wohnt bei einem Freunde — nein; wohnt man aber in einem Hotel garni — ja."

„Ah! das ist richtig," sprach Gibassier, der besser als irgend Jemand aus der Erfahrung, die er in der Vergangenheit hierüber gemacht hatte, die Nothwendigkeit eines Passes, um ein Lager zu finden, kannte; „man wird Ihnen auch seine Papiere zeigen."

Und er störte in allen Taschen seiner Castorine.

Die Taschen der Castorine von Gibassier waren leer.

„Was Teufels habe ich denn mit meinen Papieren gethan?" sagte er.

Der Agent machte eine Geberde, die man mit den Worten übersetzen konnte: „Sobald ein Mensch seine Papiere nicht sogleich findet, findet er sie nie."

Und durch einen Wink empfahl er Wachsamkeit zwei in schwarze Ueberröcke gekleideten Männern, welche, dicke Stöcke tragend, unter dem Thore des Gasthauses warteten.

„Ah! alle Wetter!" sagte Gibassier; „ich weiß, was ich mit meinen Papieren gemacht habe."

„Desto besser!" erwiederte der Agent.

„Ich habe sie im Posthause von Bondy gelassen, als ich meine Courier-Verkleidung ablegte, um meine Postillons-Tracht anzuziehen."

„Wie?" fragte der Agent.

„Ja," sagte Gibassier lachend; „zum Glücke brauche ich keine Papiere."

„Wie, Sie brauchen keine Papiere?"

„Nein."

Und sich dem Ohre des Agenten nähernd, sagte er:

„Ich bin Einer der Ihrigen."

„Der Unserigen?"

„Ja, lassen Sie mich also passiren."

„Ah! ah! Sie haben Eile, wie es scheint?"

„Ich folge Jemand," sagte Gibassier mit einer Miene des Einverständnisses und mit dem Auge blinzelnd.

„Sie folgen Jemand?"

„Ich folge einem Verschwörer, und zwar einem der Gefährlichsten."

„Wahrhaftig! Und wo ist dieser Jemand?"

„Ei! Sie mußten ihn sehen; es ist der Mann, der so eben hinabging; fünfzig Jahre, ergrauender Schnurrbart, bürstenförmig geschnittene Haare, militärische Tournure. Sie haben ihn nicht gesehen?"

„Doch, ich habe ihn gesehen."

„Nun wohl," sagte Gibassier immer lachend, „er war es, den Sie verhaften mußten, und nicht ich."

„Ja, doch da er seine Papiere hatte, und zwar vollkommen in Ordnung, so ließ ich ihn passiren, und da Sie die Ihrigen nicht haben, so verhafte ich Sie."

„Wie! Sie verhaften mich?"

„Allerdings; glauben Sie etwa, ich werde mir Zwang anthun?

„Sie verhaften m i ch?"

„Ja, S i e."

„Mich, den speciellen Agenten von Herrn Jackal?"

„Der Beweis?"

„Gut! ich werde Ihnen den Beweis geben, und das wird nicht schwierig sein."

„Geben Sie also."

„Doch mittlerweile entflieht vielleicht mein Mann!" rief Gibassier.

„Ja, ich begreife, und Sie würden gern dasselbe thun wie er."

„Ich, entfliehen? Ah! warum denn? Man sieht wohl, daß Sie mich nicht kennen! Entfliehen, nein; ich finde meine neue Lage zu unangenehm . . ."

„Gut! gut!" sagte der Agent, „genug der Worte."

„Wie, genug der Worte . . ."

„Ja, folgen Sie mir, oder . . ."

„Oder?"

„Oder man wird bewaffnete Mannschaft requiriren."

„Da ich Ihnen aber sage," wiederholte Gibassier schäumend vor Zorn, „ich gehöre zur speciellen Polizei von Herrn Jackal."

Der Agent schaute ihn mit einer Miene der Verachtung an, welche bedeutete: „Sie abgeschmackter Mensch!"

Und er zuckte die Achseln und winkte den zwei Agenten in schwarzem Ueberrocke, ihm zu Hülfe zu kommen.

Sie kamen als zu dieser Uebung dressirte Leute herbei.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund!" sagte Gibassier.

„Ich bin nicht der Freund von Individuen, welche keinen Paß haben," erwiederte der Agent.

„Herr Jackal wird Sie streng bestrafen!"

„Mein Befehl ist, auf die Polizei-Präfectur die Reisenden zu führen, welche keinen Paß haben; Sie haben keinen Paß, ich führe Sie auf die Polizei-Präfectur; nichts kann einfacher sein."

„Aber, Donnerwetter! ich sage Ihnen . . ."

„Zeigen Sie Ihr Auge."

„Mein Auge?" versetzte Gibassier. „Es ist gut für subalterne Agenten wie Sie, ein Auge zu haben; doch ich, ich . . ."

„Ja, Sie haben zwei, ich begreife; nun wohl! dann werden Sie den Weg besser erkennen, dem wir folgen. Vorwärts!"

„Sie wollen es?"

„Ich glaube wohl, daß ich es will."

„Halten Sie sich nur an sich selbst wegen des Schlimmen, das Ihnen widerfahren wird."

„Vorwärts! vorwärts! es ist genug in den Tag hinein geschwatzt; folgen Sie mir gutwillig, oder man wird genöthigt sein, Gewalt anzuwenden."

Und der Agent zog aus seiner Tasche ein hübsches kleines Paar Daumeneisen, das nur die Ehre haben wollte, Bekanntschaft mit den Händen von Gibassier zu machen.

„Gut," sagte Gibassier, der wohl einsah, in welcher falschen Stellung er sich befand, und in welche noch falschere er sich bringen konnte, „ich folge Ihnen."

„Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen den rm anzubieten, während diese zwei Herren hinter

uns gehen sollen," sagte der Agent, „denn Sie scheinen mir ein Bursche zu sein, der im Stande ist, sich an der nächsten Straßenecke aus dem Staube zu machen."

„Ich habe meine Pflicht gethan," sprach Gibassier, indem er die Hand zum Himmel erhob, als wollte er ihn zum Zeugen nehmen, daß er in der That bis zum Ende gekämpft habe.

„Rasch, Ihren Arm, und noch etwas Besseres!"

Gibassier wußte, wie sich der Arm eines Menschen, den man verhaftet, auf den Arm des Mannes legt, der verhaftet. Er ließ sich also nicht mehr bitten und gewährte dem Agenten jede Leichtigkeit.

Dieser erkannte einen Kunden.

„Ah!" sagte er, „es ist nicht das erste Mal, daß Ihnen das begegnet, mein guter Mann."

Gibassier schaute den Agenten mit der Miene eines Mannes an, der in seinem Innern sagt: „Gut! doch wer zuletzt lacht, lacht am Besten."

Dann sprach er entschlossen laut:

„Lassen Sie uns gehen!"

Und Gibassier und der Agent verließen das Hotel du Grand-Turc, wie zwei gute alte Freunde.

Die zwei Polizeimenschen in schwarzem Ueberrocke kamen sodann, mit der zarten Aufmerksamkeit, daß sie sich den Anschein gaben, als gehörten sie, wie Grippe-Soleil, nicht zu der Gesellschaft von Monseigneur.

IV.

Der Triumph von Gibassier.

Gibassier und der Agent wandten sich also oder der Polizeiagent wandte vielmehr Gibassier nach der Rue de Jerusalem.

Man begreift, daß nach den durch den Beglaubiger der Pässe genommenen Maßregeln jede Flucht unmöglich war.

Fügen wir übrigens zum Ruhme von Gibassier bei, daß ihm der Gedanke, zu fliehen, nicht einmal kam.

Mehr noch: das spöttische Aussehen seiner Physiognomie, das Lächeln des Mitleids, das auf seinen Lippen schwebte, wenn er den Agenten anschaute, die sorglose, ungezwungene, hochmüthige Art, wie er sich auf die Polizei-Präfectur führen ließ, offenbarten ein ruhiges Gewissen. Mit einem Worte, er schien seinen Entschluß gefaßt zu haben und ging mehr als ein stolzer Märtyrer, denn als ein ergebenes Opfer einher.

Von Zeit zu Zeit warf ihm der Agent einen Seitenblick zu.

Je näher Gibassier der Präfectur kam, desto mehr, statt sich zu verdüstern, heiterte sich seine Stirne auf; er dachte an den Sturm von Flüchen, den der Zorn von Herrn Jackal bei seiner Rückkehr auf das Haupt des unglücklichen Agenten würde fallen lassen.

Diese Heiterkeit, welche wie eine Glorie um die reinen Stirnen glänzt, fing an den Führer von Gibassier zu erschrecken. Während des ersten Vier-

tels vom Wege hatte er keinen Zweifel gehabt, er bringe einen wichtigen Fang; auf halbem Wege zweifelte er; auf drei Vierteln war er überzeugt, er habe eine Dummheit begangen.

Der Zorn von Herrn Jackal, mit dem ihn Gibassier bedroht hatte, fing schon an, wie es ihm schien, schwer über seinem Haupte zu tosen.

Eine Folge hievon war, daß nach und nach der Arm des Agenten sich lockerte und dem Arme von Gibassier die Freiheit seiner Bewegungen ließ.

Gibassier bemerkte diese relative Freiheit, die ihm gewährt wurde; da er sich aber nicht in der Ursache täuschte, welche die Armmuskeln seines Gefährten lockerte, so schien er nicht darauf Acht zu geben.

Der Agent, der Danksagungen von seinem Gefangenen zu erhalten hoffte, ward äußerst unruhig, als er bemerkte, so wie sein eigener Arm sich abspanne, schließe sich der von Gibassier fester an.

Er hatte einen Gefangenen gemacht, der ihn nicht loslassen wollte.

„Teufel,“ sagte er zu sich selbst, „sollte ich mich geirrt haben?“

Er blieb einen Augenblick stehen, um zu überlegen, schaute Gibassier vom Kopfe bis zu den Füßen an, und da er sah, daß dieser ihn seinerseits von den Füßen bis zum Kopfe mit einer spöttischen Miene anschaute, welche immer mehr beunruhigend wurde, so sagte er zu ihm:

„Mein Herr, Sie kennen die Strenge unserer Pflichten. Man sagt zu uns: „„Verhafte!““ und wir verhaften; daraus geht zuweilen hervor, daß wir in beklagenswerthe Irrthümer verfallen. Es ist wahr,

daß wir meistens Verbrecher festnehmen, es geschieht aber auch manchmal aus Irrthum, daß wir die Hand an ehrliche Leute legen."

„Sie glauben?" fragte Gibassier mit höhnischer Miene.

„Und zwar an sehr ehrliche Leute," wiederholte der Agent.

Gibassier schaute ihn mit einer Miene an, welche bezeichnete: „Ich bin ein lebendiger Beweis hievon."

Die Heiterkeit dieses Blickes verrückte dem Polizeimann vollends den Kopf, und im Tone ausnehmender Höflichkeit fügte er bei:

„Mein Herr, ich befürchte, ich habe einen Mißgriff dieser Art begangen, doch es ist noch Zeit, ihn wieder gut zu machen."

„Ei! was wollen Sie damit sagen?" fragte verächtlich Gibassier.

„Ich will sagen, mein Herr, ich befürchte einen ehrlichen Mann verhaftet zu haben."

„Ich glaube es wohl, bei Gott! daß Sie das befürchten müssen," erwiederte der Galeerensklave, indem er ihn mit strengem Auge anschaute.

„Ich hielt Sie beim ersten Anblicke für eine zweideutige Person; doch ich sehe nun, daß dem nicht so ist, und daß Sie im Gegentheile von den Unsern sind."

„Von den Ihrigen?" sagte verächtlich Gibassier.

„Und," fügte der Agent demüthig bei, „wie ich so eben bemerkte, da es noch Zeit ist, diesen kleinen Mißgriff wieder gut zu machen . . ."

„Nein, mein Herr, es ist nicht mehr Zeit," entgegnete lebhaft Gibassier, „denn in Folge dieses Mißgriffes ist der Mann, über den ich zu wachen beauf-

tragt war, entkommen . . . Und was für ein Mann? Ein Verschwörer, der vielleicht in acht Tagen die Regierung umgestürzt haben wird . . ."

„Mein Herr, wenn Sie wollen, so unternehmen wir Beide sogleich seine Verfolgung, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide . . ."

Es lag nicht in den Wünschen von Gibassier, mit irgend Jemand die Ehre des Fanges von Herrn Sarranti zu theilen.

Er unterbrach auch seinen subalternen Collegen:

„Nein, mein Herr, und Sie werden, wenn's beliebt, vollenden, was Sie angefangen haben."

„Oh! nein," erwiederte der Agent.

„Oh! ja," sprach Gibassier.

„Nein, und zum Beweise gehe ich."

„Sie gehen?"

„Ja."

„Sie gehen, wie?"

„Wie man geht. Ich bezeuge Ihnen meine Ehrfurcht und wende Ihnen den Rücken zu."

Und der Agent pirouettirte in der That auf seinen Absätzen und wandte Gibassier den Rücken zu, doch dieser packte ihn nun seinerseits beim Arme, ließ ihn einen Halbkreis links beschreiben, und sagte:

„Nein, Sie haben mich verhaftet, um mich nach der Polizei-Präfectur zu führen, und Sie werden mich dahin führen.

„Ich werde Sie nicht dahin führen."

„Oh! Sie werden mich dahin führen, alle Teufel! oder Sie werden sagen, warum nicht. Verliere ich meinen Mann, so muß Herr Jackal wissen, wer ihn mich verlieren gemacht hat."

„Nein, mein Herr, nein!“

„Dann verhafte ich Sie und führe Sie auf die Präfectur, verstehen Sie wohl?“

„Sie verhaften mich?“

„Ja, ich.“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte des Stärkeren.“

„Ich werde meine zwei Männer rufen.“

„Thun Sie das nicht, oder ich rufe die Vorübergehenden. Sie wissen, daß Sie nicht angebetet sind, meine Herren von der Rothen, und ich erzähle, nachdem Sie mich ohne Grund verhaftet haben, wollen Sie mich freilassen, weil Sie wegen Ihres Mißbrauchs der Gewalt bestraft zu werden befürchten... wir sind, bei meiner Treue! so nahe am Flusse!...“

Der Polizeimann wurde weiß wie ein Leintuch; die Vorübergehenden fingen in der That an sich anzuschaaren. Er wußte aus der Erfahrung, daß das Volk zu jener Zeit keine sehr große Zärtlichkeit für die Mouchards hegte. Er schaute Gibassier mit einer so flehenden Miene an, daß dieser auf dem Punkte war, sich erweichen zu lassen.

Doch genährt von den Maximen von Herrn von Talleyrand, drängte Gibassier diese erste Bewegung zurück: er mußte vor Allem bei Herrn Jackal gerechtfertigt sein.

Er schloß daher seine Hand in Form einer Zange um das Faustgelenke des Agenten und führte ihn, vom Gefangenen Gendarme werdend, er mochte wollen oder nicht, auf die Präfectur.

Der Hof der Präfectur war voll von einer ungewöhnlichen Menge.

Was wollte diese Menge hier?

Wir sagten in einem vorhergehenden Kapitel, man habe unbestimmt durch die Luft etwas wie die ersten Winde eines Aufstandes ziehen gefühlt.

Diese Menge, welche den Hof füllte, bestand aus Personen, die eine Rolle beim Aufstande spielen sollten und hierher kamen, um das Losungswort zu holen.

Gibassier, der seit seiner Jugend gewohnt war, in den Hof der Präfectur mit Handschellen einzutreten und sich in einem vergitterten Wagen daraus zu entfernen, empfand eine Freude ohne Beimischung, als er in diesen Hof führend, statt geführt zu werden, eintrat.

Der Eintritt von Gibassier war in der That ein Triumpheinzug. Er hielt den Kopf hoch und die Nase im Winde, während sein unglücklicher Gefangener ihm folgte wie eine rhedelos gemachte Fregatte dem hochbordigen Schiffe folgt, welches sie, alle Segel im Winde und mit wehender Flagge, im Schlepptau führt.

Es herrschte einen Augenblick Zweifel in dieser ehrenwerthen Menge. Man glaubte Gibassier in seiner Bastide *) in Toulon, und nun erschien Gibassier plötzlich wie ein Chef in Function.

Gibassier aber, als er sah, in welchem Zweifel man über ihn schwebte, grüßte nach rechts und nach

---

*) Bastide im Süden von Frankreich Landhaus, Lusthaus, wird im Scherze häufig für Galeeren gebraucht.

links, die Einen mit einer freundschaftlichen Miene, die Anderen mit einer Protectorsmiene; so daß sich auf diese Begrüßung ein sanftes Gemurmel erhob und Mehrere mit einem Eifer auf ihn zukamen, der von ihrem Glücke, einen alten Collegen wiederzufinden, zeugte.

Man wechselte tausend Händedrücke und tausend Complimente, und dies zur großen Verwirrung des Agenten, den Gibassier mit Mitleid anzuschauen anfing. Dann stellte man Gibassier dem Aeltesten der Brigade vor, einem ehrwürdigen Fälscher, der, unter gewissen zwischen ihm und Herrn Jackal verhandelten Bedingungen, in die Welt zurückgekehrt war. Er kam von Brest; er hatte auch Gibassier nicht gekannt, und Gibassier kannte ihn nicht; doch der Letztere hatte so oft bei seinen Abendgesellschaften an der Küste des Mittelländischen Meeres von diesem ausgezeichneten Greise reden hören, daß er seit langer Zeit seine ehrwürdigen Hände zu drücken wünschte.

Der Aelteste empfing ihn väterlich.

„Mein Sohn," sprach er zu ihm, „längst wünschte ich Sie zu sehen. Ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt . . ."

„Meinen Vater?" versetzte Gibassier, der nie einen Vater von sich gekannt hatte; „dieser Bursche ist glücklicher als ich."

„Es ist ein wahres Glück," fuhr der Aelteste fort, „an Ihnen die Züge dieses rechtschaffenen Mannes wiederzufinden. Bedürfen Sie einiger Rathschläge, so wenden Sie sich an mich, mein Sohn; ich stelle mich zu Ihrer Verfügung."

Die ganze Gesellschaft schien neidisch auf dieses

Pathe eines großen Mannes zu sein, das ihr Aeltester Gibassier gegeben hatte.

Sie umringte den Galeerensklaven, und nach fünf Minuten hatte Herr Bagnères de Toulon vor den Augen des durch einen solchen Triumph völlig verdummten Agenten tausend Dienstanerbieten und tausend Freundschaftsbetheuerungen empfangen.

Gibassier schaute ihn mit der Miene eines Mannes an, welcher fragt: „Nun, habe ich Sie belogen?"

Der Agent neigte das Haupt.

„Sagen Sie nun," sprach Gibassier zu ihm, „gestehen Sie offenherzig, daß Sie nur ein Esel sind?"

„Ich gestehe es offenherzig," antwortete der Polizeimann, der wohl noch etwas ganz Anderes gestanden haben würde, hätte ihn Gibassier darum gebeten.

„Nun wohl," sagte Gibassier, „sobald Sie dies gestehen, ist die Ehre befriedigt, und ich verspreche Ihnen, mild gegen Sie bei der Rückkehr von Herrn Jackal zu sein."

„Bei der Rückkehr von Herrn Jackal?" fragte der Agent.

„Ja, bei der Rückkehr von Herrn Jackal werde ich mich damit begnügen, daß ich ihm Ihren Mißgriff als ein Uebermaß von Eifer vorstelle. Sie sehen, daß ich ein guter Teufel bin."

„Herr Jackal ist schon zurückgekommen," sagte der Agent, der, befürchtend, den guten Willen von Gibassier erkalten zu sehen, sich beeiferte, ihn unverzüglich zu benützen.

„Wie! Herr Jackal ist zurückgekommen?" rief Gibassier.

„Ja, allerdings.“

„Und seit wann?“

„Seit diesem Morgen um sechs Uhr.“

„Und Sie sagten mir das nicht!“ rief Gibassier mit donnernder Stimme.

„Sie haben es mich nicht gefragt, Excellenz,“ antwortete demüthig der Agent.

„Sie haben Recht, mein Freund,“ erwiederte Gibassier sich besänftigend.

„Mein Freund!“ murmelte der Agent; „Du hast mich Deinen Freund genannt, o großer Mann! befiehl, was ich für Dich thun kann!“

„Zu Herrn Jackal wollen wir gehen, alle Teufel! und zwar ohne eine Minute zu verlieren.“

„Gehen wir,“ sagte der Agent, indem er Schritte von einem Mètre machte, während die Normaltrennung seiner Beine nur zwei und ein halber Fuß war.

Gibassier grüßte die Versammlung zum letzten Male mit der Hand winkend, durchschritt den Hof, vertiefte sich ein paar Schritte unter dem Gewölbe, das dem Thore gegenüber liegt, wählte links dieselbe kleine Treppe, die wir Salvator haben wählen sehen, stieg zwei Stockwerke hinauf, eilte durch einen düstern Corridor rechts und kam vor die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal.

Der Aufwärter vom Dienste, der nicht Gibassier, sondern den Agenten erkannte, öffnete sogleich die Thüre von Herrn Jackal.

„Nun, was machen Sie, Dummkopf?“ fragte Herr Jackal. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich sei nur für Gibassier zu Hause?“

„Hier bin ich, lieber Herr Jackal!“ rief Gibassier. Sodann sich gegen den Agenten umwendend: „Sie hören, er war nur für mich zu Hause?“

Der Agent hielt sich mit beiden Händen an, um nicht auf die Kniee zu fallen.

„Auf,“ sagte Gibassier, „folgen Sie mir; ich habe Ihnen versprochen mild zu sein, und ich werde mein Versprechen halten.“

Und er trat bei Herrn Jackal ein.

„Wie, Sie sind es, Gibassier?“ sagte der Chef; „ich hatte Ihren Namen aufs Gerathewohl genannt...“

„Und ich bin äußerst stolz auf diese Erinnerung, mein Herr,“ erwiederte Gibassier.

„Sie haben also Ihren Mann verlassen?“ fragte Herr Jackal.

„Ach! Herr,“ antwortete Gibassier, „er hat mich verlassen.“

Herr Jackal faltete ernst die Stirne. Gibassier gab dem Agenten einen Stoß mit dem Ellenbogen, als wollte er ihm sagen: „Sie sehen, daß Sie mich in eine abscheuliche Patsche gebracht haben.“

„Herr,“ sagte Gibassier auf den Schuldigen deutend, „befragen Sie diesen Mann; ich will seine Lage nicht erschweren; er wird Ihnen Alles sagen.“

Herr Jackal hob seine Brille bis oben auf seine Stirne empor, um denjenigen zu erkennen, mit welchem er es zu thun hatte.

„Ah! Du bist es, Fourrichon,“ rief er; „nähere Dich und sage, in wie fern Du Ursache bist, daß meine Befehle nicht vollzogen worden sind.“

Fourrichon sah, daß es nicht möglich war, Umschweife zu machen. Er faßte seinen Entschluß, und

wie ein Zeuge vor einem Gerichte, sagte er die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

„Sie sind ein Esel," rief Herr Jackal dem Agenten zu.

„Seine Excellenz der Herr Graf Bagnères de Toulon hat mir schon die Ehre erwiesen, dies zu sagen," erwiederte der Polizeimann mit tiefer Zerknirschung.

Herr Jackal schien zu suchen, wer die illustre Person sein könnte, welche ihm über Fourrichon eine so sehr mit der seinigen übereinstimmende Meinung aussprechend zuvorgekommen war.

„Das bin ich," sagte Gibassier, sich verbeugend.

„Ah! sehr gut, sehr gut," rief Herr Jackal, „Sie haben sich zum Agentilhom*) gemacht?"

„Ja, Herr," erwiederte Gibassier: „doch, ich muß Ihnen sagen, daß ich diesem Unglücklichen, kraft seiner tiefen Reue, Ihre ganze Nachsicht für ihn anzurufen versprochen habe. Er hat, bei meinem Worte! aus zu viel Eifer gesündigt."

„Auf die Bitte unseres Freundes Gibassier," sprach mit Majestät Herr Jackal, „bewilligen wir Euch volle Vergebung Eurer Sünde. Geht im Frieden und sündiget fortan nicht mehr.

Sodann, während er mit der Hand den unglücklichen Agenten entließ, der rückwärts wegging, sagte Herr Jackal:

„Mein lieber Gibassier, wollen Sie mir die Ehre erweisen, die Hälfte meines Frühstücks anzunehmen?"

---

*) Agent-ilhomme im Französischen.

„Mit wahrer Freude, Herr Jackal," antwortete Gibassier.

„Gehen wir also ins Speisezimmer," sprach Herr Jackal, indem er ihm den Weg zeigte.

Gibassier folgte Herrn Jackal.

V.

Das zweite Gesicht.

Herr Jackal bezeichnete Gibassier mit der Hand einen Stuhl.

Dieser Stuhl stand ihm gegenüber, auf der andern Seite des Tisches.

Während er ihm den Stuhl bezeichnete, winkte er ihm, sich zu setzen; Gibassier aber, dem daran lag, Herrn Jackal zu zeigen, die Gesetze der Höflichkeit seien ihm nicht fremd, sagte:

„Erlauben Sie mir vor Allem, lieber Herr Jackal, Ihnen zu Ihrer Rückkehr nach Paris Glück zu wünschen."

„Empfangen Sie von meiner Seite dieselben Glückwünsche zu demselben Gegenstande," antwortete artiger Weise Herr Jackal.

„Gern will ich glauben, daß Ihre Reise glücklich abgelaufen ist."

„Aeußerst glücklich, lieber Herr Gibassier; doch ich bitte, lassen wir die Complimente ruhen: machen Sie es wie ich, setzen Sie sich."

Gibassier setzte sich.

„Nehmen Sie eine Cotelette."

Gibassier stach in eine Cotelette.

„Reichen Sie Ihr Glas.“

Gibassier reichte sein Glas.

„So,“ sagte Herr Jackal, „nun essen Sie, trinken Sie und hören Sie.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiederte Gibassier, indeß er mit kräftigen Zähnen in seine Cotelette biß.

„Sie haben also,“ fuhr Herr Jackal fort, „Sie haben durch die Eselei dieses Agenten Ihren Mann aus dem Blicke verloren, lieber Herr Gibassier?“

„Ach!“ antwortete Gibassier, indem er den entblößten Knochen seiner Cotelette auf einen Teller legte, „Sie sehen mich hierüber in Verzweiflung!... Mit einer Mission von dieser Wichtigkeit betraut sein, sie zu seinem Ruhme, — man darf das Wort wohl sagen, — vollführen und im Hafen scheitern!“

„Das ist Unglück.“

„Lebte ich hundert Jahre, ich würde es mir nicht verzeihen,“ sagte Gibassier.

Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Nun wohl,“ sprach Herr Jackal, nachdem er ein Glas Bordeaux geschlürft und seine Zunge hatte schnalzen lassen, „ich werde nachsichtiger sein, ich werde Ihnen verzeihen.“

„Nein, nein, Herr Jackal, nein, ich nehme Ihre Verzeihung nicht an,“ rief Gibassier; „ich habe mich benommen wie eine Auster; kurz gesagt, ich bin noch dümmer gewesen als der Agent.“

„Was wollten Sie gegen ihn thun, mein lieber Herr Gibassier? Mir scheint, es gibt ein auf diesen Gegenstand passendes Sprüchwort: „„Gegen die Gewalt...““

„Ich mußte ihn mit einem Faustschlage zurichten und Herrn Sarranti nachlaufen."

„Sie hätten nicht zwei Schritte gemacht, ohne von den Agenten von der Wache verhaftet zu werden."

„Ho!" machte Gibassier, drohend wie Ajax den Göttern mit der Faust.

„Ich wiederhole aber, daß ich Ihnen verzeihe!" sagte Herr Jackal.

„Verzeihen Sie mir," sprach Gibassier, auf die ausdrucksvolle Pantomime, der er sich überließ, verzichtend, „so haben Sie ein Mittel, unsern Mann wiederzufinden. Sie werden mir erlauben, unser Mann zu sagen, nicht wahr?"

„Ah! nicht schlecht!" erwiederte Herr Jackal, entzückt über diese Probe von Verstand, die ihm Gibassier dadurch gegeben, daß er errathen hatte, wenn er nicht unruhig sei, so habe er keinen Grund, es zu sein. „Nicht schlecht! und ich ermächtige Sie, mein lieber Gibassier, und wäre es nur, um Sie zu belohnen, Herrn Sarranti unsern Mann zu nennen; denn er gehört am Ende eben so sehr Ihnen, der Sie ihn verloren, nachdem Sie ihn entdeckt hatten, als mir, der ich ihn wiedergefunden, nachdem Sie ihn verloren hatten."

„Das ist nicht möglich," sagte Gibassier erstaunt.

„Was ist nicht möglich?"

„Daß Sie ihn wiedergefunden haben."

„Es ist dennoch so."

„Wie kann das sein? es ist kaum eine Viertelstunde, daß ich ihn verloren habe."

„Und es sind kaum fünf Minuten, daß ich ihn wiedergefunden habe.“

„So halten Sie ihn also in Ihren Händen?“

„Oh! nein; Sie wissen, daß wir auf eine ganz besondere Art mit ihm verfahren müssen. Ich werde ihn haben, oder Sie werden ihn vielmehr haben... Nur verlieren Sie ihn nicht, denn ich könnte ihn schicklicher Weise nicht anschlagen lassen.“

Es war auch die Hoffnung von Gibassier, ihn wiederzufinden. Es war am Tage vorher in der Rue des Postes zwischen den vier Verschwornen und Herrn Sarranti Rendez-vous in der Himmelfahrts-Kirche verabredet worden; Herr Sarranti konnte aber einen Zweifel fassen und sich nicht in diese Kirche begeben. Ueberdies wollte Gibassier nicht das Ansehen haben, er besitze zum Voraus dieses Merkzeichen.

Er war also entschlossen, auf Rechnung seines Genies das Wiederentdecken von Herrn Sarranti zu setzen.

„Und wie werde ich ihn wiederfinden?“ fragte Gibassier.

„Indem Sie seine Spur verfolgen.“

„Ich habe sie aber verloren . . .“

„Gibassier, es gibt keine verlorene Spur bei einem Jäger wie ich und einem Leithunde wie Sie.“

„Dann,“ sprach Gibassier, überzeugt, Herr Jackal prahle und wolle ihn auf das Aeußerste treiben, „dann ist kein Augenblick zu verlieren.“

Und er stand auf, als wollte er Herrn Sarranti nachlaufen.

„Im Namen Seiner Majestät, der Sie die Krone

zu retten die Ehre haben, danke ich Ihnen für diesen edlen Eifer, lieber Herr Gibassier," sagte Herr Jackal.

„Ich bin der demüthigste, aber der ergebenste Unterthan Seiner Majestät," erwiederte Gibassier, indem er sich mit Bescheidenheit verbeugte.

„Gut!" sprach Herr Jackal; „und seien Sie überzeugt, daß Ihre Ergebenheit belohnt werden wird. Die Könige sind es nicht, die man des Undanks beschuldigen kann."

„Nein, es sind die Völker," erwiederte Gibassier, philosophisch die Augen zum Himmel aufschlagend. „Ah!..."

„Bravo!"

„In jedem Falle, lieber Herr Jackal, abgesehen vom Undanke der Könige und von der Dankbarkeit der Völker, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ganz zu Ihrer Verfügung bin."

„Sie werden mir wohl die Freundschaft erweisen, einen Flügel von diesem Huhne zu essen."

„Wenn er uns aber entkommt, während wir von diesem Flügel essen werden?"

„Er entkommt uns nicht; er wartet auf uns."

„Wo dies?"

„In der Kirche."

Gibassier schaute Herrn Jackal mit wachsendem Erstaunen an. Wie war Herr Jackal über diesen Punkt beinahe so gut unterrichtet als er?

Gleichviel, er beschloß zu sehen, wie weit das Wissen vom Herrn Jackal gehe.

„In der Kirche!" rief er. „Ich hätte es vermuthen müssen."

„Und warum dies?“ fragte Herr Jackal.

„Weil ein Mann, der mit dieser Blitzesschnelligkeit auf den Landstraßen fährt, keine andere Entschuldigung hat, als er eile zu seinem Seelenheile.“

„Immer besser, lieber Herr Gibassier,“ sagte der Polizeichef. „Ich sehe, Sie sind ein wenig Beobachter, und ich wünsche Ihnen Glück hiezu, weil es fortan Ihr Geschäft sein wird, zu beobachten. Ich wiederhole Ihnen also, in der Kirche werden Sie Ihren Mann finden.“

Gibassier wollte sehen, ob Herr Jackal bis ans Ende unterrichtet sei.

„In welcher Kirche?“ fragte er in der Hoffnung, eine schwache Seite bei ihm zu finden.

„In der Himmelfahrts-Kirche,“ antwortete einfach Herr Jackal.

Gibassier ging von einem Erstaunen zum andern über.

„Sie kennen wohl die Himmelfahrts-Kirche?“ sagte Herr Jackal, als er sah, daß Gibassier nicht antwortete.“

„Bei Gott!“ erwiederte Gibassier.

„Doch vom Hörensagen, ohne Zweifel, denn ich glaube nicht, daß Sie ein Mann von sehr inbrünstiger Frömmigkeit sind.“

„Ich habe meinen Glauben wie Jedermann,“ antwortete Gibassier, indem er seine Augen gottselig zum Himmel aufschlug.

„Es wäre mir nicht unangenehm, hierüber erbaut zu werden,“ sagte Herr Jackal, während er Gibassier den Kaffee einschenkte, „und hätten wir einige Augenblicke mehr, so würde ich Sie gern

bitten, mir Ihr theologisches System auseinanderzusetzen. Wir haben, wie Sie wissen, große Theologen in der Rue de Jerusalem. Die Gewohnheit des Klosterlebens mußte Sie zur Meditation führen. Es wäre mir also, fehlte es uns nicht an Zeit, ein wahres Vergnügen, Sie eine These über diesen Gegenstand behaupten zu sehen. Leider rückt die Stunde vor, und wir haben wahrhaftig heute keine Muße. Doch Sie geben mir Ihr Wort, daß die Partie nur aufgeschoben ist."

Gibassier hörte mit den Augen blinzelnd und schlürfte dabei seinen Kaffee.

„Sie werden also Ihren Mann in der Himmelfahrts-Kirche treffen," fuhr Herr Jackal fort.

„In der Frühmette, in der Complete oder in der Vesper?" fragte Gibassier mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bosheit und Naivetät.

„Zur Stunde der großen Messe."

„Gegen halb zwölf Uhr also?"

„Seien Sie um halb zwölf Uhr dort, wenn Sie wollen; doch unser Mann wird kaum vor Mittag kommen."

Das war in der That die verabredete Stunde.

„Es ist eilf Uhr!" rief Gibassier auf die Pendeluhr schauend.

„Warten Sie doch, Sie Ungeduldiger! Sie werden sich wohl Zeit lassen, Ihr Gloria zu sprechen!"

Und er goß ein Gläschen Liqueur in die Tasse von Gibassier.

„Gloria in excelsis!" sprach Gibassier, indem er die Tasse mit beiden Händen aufhob, wie wenn er ein Rauchfaß aufgehoben hätte.

Herr Jackal neigte das Haupt wie ein Mann, der überzeugt ist, er verdiene diese Ehre.

„Lassen Sie mich Ihnen nun Eins sagen," sprach Gibassier, „was nichts Ihrem Verdienste benimmt, vor dem ich mich verbeuge, und dem ich volle Ehre widerfahren lasse."

„Nun?"

„Ich wußte Alles dies wie Sie."

„Ah! wahrhaftig!"

„Ja, und ich habe es auf folgende Art erfahren."

Alsdann erzählte Gibassier Herrn Jackal die ganze Geschichte der Rue des Postes, wie er sich für einen Affiliirten ausgegeben, wie er in das Haus eingetreten, wie verabredet worden sei, daß man sich am Mittag in der Himmelfahrts-Kirche einfinden sollte. Herr Jackal hörte mit einer Aufmerksamkeit, welche eine stumme Huldigung für den Scharfsinn von Gibassier war.

„Sie glauben also," sagte er, als Gibassier geendigt hatte, „Sie glauben, es werden viele Menschen bei dieser Beerdigung sein?"

„Wenigstens hunderttausend Personen."

„Und in der Kirche?"

„Alles, was sie fassen kann: wenigstens zwei- bis dreitausend Individuen."

„Es wird nicht leicht sein, Ihren Mann unter einer solchen Menge zu finden, mein lieber Gibassier."

„Gut! das Evangelium sagt: „„Suche, und Du wirst finden.""

„Nein, ich will Ihnen die Mühe ersparen, zu suchen."

„Sie?"

„Ja, auf den Schlag zwölf Uhr werden Sie ihn an den dritten Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche, angelehnt und mit einem Dominicanermönche sprechend finden.

Die Gabe des doppelten Gesichtes war diesmal Herrn Jackal so reichlich gewährt, daß Gibassier sich verneigte, ohne etwas zu sagen, und gebeugt unter einer solchen Ueberlegenheit seinen Hut nahm und abging.

VI.

Zwei Landstraßen-Cavaliere.

Gibassier eilte aus dem Hotel der Rue de Jerusalem gerade in dem Augenblicke weg, wo, nachdem er das Portrait des heiligen Hyacinth bei Carmelite abgegeben hatte, Dominique mit großen Schritten die Rue de Tournon hinabging.

Der Hof der Präfectur war leer; eine Gruppe von drei Männern stationirte allein hier.

Von dieser Gruppe trennte sich ein Mensch, und Gibassier erkannte in diesem magern Männchen mit dem olivenfarbigen Teint, mit den glänzend schwarzen Augen, mit den schimmernden Zähnen, der sich ihm näherte, Gibassier erkannte, sagen wir, seinen Collegen Carmagnole, den Vertrauten von Herrn Jackal, denselben, der ihm nach Kehl die Befehle des gemeinschaftlichen Herrn überbracht hatte.

Gibassier wartete mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die zwei Männer grüßten sich.

„Sie gehen in die Himmelfahrts-Kirche?“ fragte Carmagnole.

„Haben wir nicht den sterblichen Ueberresten eines großen Philanthropen die letzte Ehre zu erweisen?“ erwiederte Gibassier.

„Ganz richtig, und ich lauerte auf Sie bei Ihrem Abgange von Herrn Jackal, um einen Augenblick von unserer doppelten Sendung mit Ihnen zu reden.“

„Mit großem Vergnügen. Plaudern wir gehend oder gehen wir plaudernd. Die Zeit wird uns nicht lang scheinen, mir besonders.“

Carmagnole verbeugte sich.

„Sie wissen, was wir dort thun sollen?“

„Ich, ich gehe dahin, um nicht aus dem Gesichte einen Mann zu verlieren, welchen ich an den dritten Pfeiler links angelehnt und mit einem Mönche sprechend finden werde,“ sagte Gibassier, der sich nicht von seinem Erstaunen über die Genauigkeit, mit der Herr Jackal unterrichtet war, erholen konnte.

„Und ich, ich gehe dahin, um diesen Mann zu verhaften.“

„Wie, um ihn zu verhaften?“

„Ja, in einem gegebenen Augenblicke; dies Ihnen zu sagen bin ich beauftragt.“

„Sie sind beauftragt, Herrn Sarranti zu verhaften?“

„Nein, Herrn Dubreuil; das ist der Name seiner Wahl, — er wird sich nicht zu beklagen haben.“

„Dann werden Sie ihn als Verschwörer verhaften?“

„Nein, als Aufruhrstifter.“

„Wir werden also einen ernsten Aufruhr haben?“

„Ernst, nein; doch wir werden einen haben.“

„Finden Sie es nicht unklug, mein lieber College,“ sagte Gibassier, indem er stehen blieb, um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, „finden Sie es nicht unklug, einen Aufstand an einem Tage wie dieser zu risquiren, wo ganz Paris auf den Beinen ist?“

„Ja, allerdings, doch Sie kennen das Sprüchwort: „„Wer nichts wagt, gewinnt nichts.““

„Gewiß; diesmal spielen wir aber um Alles gegen Alles.“

„Nur spielen wir mit falschen Würfeln.“

Diese Bemerkung beruhigte Gibassier ein wenig. Und dennoch blieb sein Gesicht unruhig oder vielmehr nachdenkend.

Waren es die Leiden, welche Gibassier in der Tiefe des Puits-qui-parle ausgestanden hatte, und die sich, am Tage vorher durch die Erinnerung wiederlebt, so übersetzten? hatten die Strapazen einer hastigen Reise und einer raschen Rückkehr auf seine Stirne das trügerische Siegel des Spleen gedrückt? immerhin ist gewiß, daß der Graf Bagnères de Toulon in diesem Augenblicke einer großen Sorge oder einer lebhaften Unruhe preisgegeben schien.

Carmagnole bemerkte dies und konnte sich nicht enthalten, ihn nach der Ursache in dem Augenblicke zu fragen, wo er sich mit ihm um die Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois wandte.

„Sie sehen sorgenvoll aus,“ sagte er zu ihm.

Gibassier erwachte aus seiner Träumerei und schüttelte den Kopf.

„Wie?“ sagte er.

Carmagnole wiederholte die Frage.

„Ja, es ist wahr,“ erwiederte Gibassier; „Eines setzt mich in Erstaunen, mein Freund.“

„Teufel! das ist eine große Ehre für dieses Eine.“

„Beschäftigt mich also.“

„Sprechen Sie! und kann ich Sie von dieser Sorge befreien, so werde ich mich als den glücklichsten Menschen betrachten.“

„Hören Sie. Herr Jackal hat mir gesagt, ich werde unsern Mann auf den Schlag zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche am dritten Pfeiler links vom Eingange finden.“

„Am dritten Pfeiler, ja.“

„Und mit einem Mönche sprechend.“

„Mit seinem Sohne, dem Abbé Dominique.“

Gibassier schaute Carmagnole mit derselben Miene an, mit der er Herrn Jackal angeschaut hatte.

„Nun,“ sagte er, „ich hielt mich für stark; es scheint, ich täuschte mich.“

„Warum diese Demuth?“ fragte Carmagnole.

Gibassier blieb einen Augenblick stumm; er machte offenbar unerhörte Anstrengungen, um mit den Augen des Luchses die Finsterniß, die ihn verblendete, zu durchdringen.

„Nun wohl,“ sagte er, „es ist hierin eine äußerst falsche Kunde.“

„Warum dies?“

„Oder, wenn sie wahr ist, so erfüllt sie mich zugleich mit Erstaunen und mit Bewunderung.“

„Für wen?“

„Für Herrn Jackal.“

Carmagnole nahm seinen Hut ab, wie es der

Chef einer Seiltänzerbande thut, wenn man vom Maire und den bestehenden Behörden spricht.

„Und was für eine Kunde ist das?“ fragte er.

„Das ist die vom Pfeiler und vom Mönche. Daß Herr Jackal die Vergangenheit weiß, daß Herr Jackal sogar die Gegenwart weiß, ich gebe es zu . . .“

Carmagnole folgte jedem Satze von Gibassier mit einer bejahenden Kopfbewegung.

„Daß er aber auch die Zukunft weiß, das übersteigt meine Fassungskraft, Carmagnole.“

Carmagnole lachte seine weißen Zähne zeigend.

„Und wie erklären Sie sich, daß er die Vergangenheit und die Gegenwart weiß?“ fragte Carmagnole.

„Daß Herr Jackal errathen hat, Herr Sarranti werde in die Kirche gehen, nichts kann einfacher sein: in dem Augenblicke, wo man den Umsturz einer Regierung versuchend sein Leben wagt, ist es ganz natürlich, daß man die Hülfe der Religion und den Beistand der Heiligen anfleht. Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde die Himmelfahrts-Kirche wählen, nichts kann einfacher sein, da diese Basilika dazu bestimmt ist, heute als Herd der Empörung zu dienen.“

Carmagnole billigte fortwährend durch Kopfbewegungen.

„Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde dort eher um Mittag als um elf Uhr, um halb zwölf Uhr, um drei Viertel auf zwölf Uhr sein, nichts ist leichter: ein Verschwörer, der einen Theil der Nacht in der Ausübung seines Handwerks zugebracht hat, würde, ist er nicht ein ultrarobuster Bursche, nicht in der ersten Frühmesse absichtlich schnattern gehen. Daß er entdeckt hat, er werde sich an ein-

Pfeiler anlehnen, darin finde ich auch nichts Wunderbares; nach drei bis vier Tagen und eben so vielen Nächten auf der Reise ist es nicht erstaunlich, daß er sich, eine gewisse Müdigkeit fühlend, um auszuruhen, an einen Pfeiler anlehnt. Daß er endlich durch eine logische Deduction errathen hat, ich werde meinen Mann eher links, als rechts finden, das begreife ich auch, da die linke Seite natürlich von einem Chef der Opposition gewählt werden muß. Alles dies ist geschickt, außerordentlich, aber durchaus nicht wunderbar, da es mir gelingt, mir darüber Aufschluß zu geben. Was mich aber wundert, was mich in Erstaunen setzt, was mich verdutzt, was mich in eine unbegreifliche Verwirrung versenkt . . ."

Gibassier hielt inne, als wollte er durch einen doppelten Verstandesaufwand dazu gelangen, das Räthsel zu errathen.

„Nun, das ist?" fragte Carmagnole.

„Wie Herr Jackal die Nummer des Pfeilers, an den er sich anlehnen würde, die Stunde, zu der er sich daran anlehnen würde, und den Umstand hat errathen können, es werde ein Mönch kommen und mit ihm sprechen, indeß er daran angelehnt wäre."

„Wie!" sagte Carmagnole, „dies ist es, was Sie in Verlegenheit setzt und Ihre Stirne mit einer Wolke bedeckt, Herr Graf?"

„Nichts Anderes, Carmagnole," antwortete Gibassier.

„Nun, das ist so einfach, als alles Uebrige."

„Bah!"

„Es ist sogar noch einfacher."

„Wirklich?"

„Bei meiner Ehre!"

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir dieses Geheimniß zu enthüllen?"

„Mit dem größten Vergnügen."

„Ich höre."

„Kennen Sie die Barbette?"

„Ich kenne eine Straße dieses Namens, welche bei der des Trois-Pavillons anfängt und bei der Vielle-Rue-du-Temple endigt."

„Das ist es nicht."

„Ich kenne die Porte Barbette, welche einen Theil der Ringmauer von Philipp-August bildete und ihren Namen Etienne Barbette, Straßenaufseher von Paris, Münzmeister und Handlungsvorstand, verdankte."

„Das ist es auch nicht."

„Ich kenne das Hotel Barbette, wo Isabelle von Baiern den Dauphin Karl VII. gebar. Der Herzog von Orleans kam aus diesem Hotel, als er am 23. November 1407 in einer sehr regnerischen Nacht ermordet wurde."

„Genug!" rief Carmagnole, der erstickte wie ein Mensch, den man eine Säbelklinge verschlingen läßt, „genug! einige Worte mehr, Gibassier, und ich verlange für Sie einen Lehrstuhl der Geschichte."

„Das ist wahr," erwiederte Gibassier, „immer war es die Gelehrsamkeit, was mich zu Grunde gerichtet hat; doch von welcher Barbette sprechen Sie? von der Straße, vom Thore oder vom Hotel?"

„Weder von der einen, noch vom andern, illustrer Baccalaureus," sagte Carmagnole, indem er Gibassier mit Bewunderung anschaute und seine Börse von seiner rechten Tasche in seine linke übergehen ließ,

das heißt, die ganze Dicke seines Leibes zwischen sie und seinem Gefährten setzte, denn vielleicht mit Recht glaubte er, er habe Alles zu erwarten von Seiten eines Menschen, der zugestand, er wisse so viele Dinge, und ohne Zweifel noch mehr wußte, als er zugestand.

„Nein," fuhr Carmagnole fort, „meine Barbette ist eine Stühlevermietherin in der Saint-Jaques-Kirche und wohnt in der Impasse des Vignes."

„Ah! was ist eine Stühlevermietherin von der Impasse des Vignes," sagte Gibassier verächtlich, „und was für eine armselige Gesellschaft besuchen Sie, Carmagnole?"

„Man muß ein wenig von Allem sehen, Herr Graf."

„Nun?"

„Ich sage also, die Barbette vermiethe Stühle, und zwar Stühle, auf welche mein Freund Longue-Avoine . . . Sie kennen Longue-Avoine?"

„Vom Gesichte."

„Stühle, auf welche sich zu setzen mein Freund Longue-Avoine nicht verachtet."

„Und welche Beziehung hat diese Frau, die Stühle vermiethet, auf die sich zu setzen Ihr Freund Longue-Avoine nicht verachtet, zu dem Geheimnisse, das ich zu ergründen wünschte?"

„Eine unmittelbare Beziehung."

„Lassen Sie hören," sagte Gibassier, während er mit den Augen blinzelnd stehen blieb und seine Daumen auf seinem Bauche sich drehen ließ, das heißt, alle Mittel der Stimme und der Geberde anwandte, um zu sagen: „Ich verstehe nicht!"

Carmagnole hielt lächelnd und sich an seinem Triumphe weidend auch an.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche.

Die zwei Männer schienen jeden fremden Gedanken zu verjagen, um die Stunde schlagen zu hören.

„Drei Viertel auf zwölf Uhr," sagten sie. „Gut! wir haben Zeit."

Dieser Ausruf bewies, mit welcher Aufmerksamkeit Jeder die Conversation verfolgte, in die er mit seinem Gefährten vertieft war.

Da sich aber die Aufmerksamkeit noch lebhafter bei Gibassier, als bei Carmagnole erregt fand, insofern Gibassier es war, der fragte, und Carmagnole, der antwortete, so sagte Gibassier:

„Ich höre."

„Sie wissen vielleicht nicht, mein lieber College, da Sie nicht dieselben Neigungen wie ich für unsere heilige Religion haben, Sie wissen nicht, daß die Stühlevermietherinnen sich kennen wie die fünf Finger der Hand."

„Ich gestehe, daß ich das durchaus nicht wußte," erwiederte Gibassier mit jener erhabenen Offenherzigkeit der starken Männer.

„Nun wohl," sagte Carmagnole, ganz stolz, einen so gelehrten Mann etwas gelehrt zu haben, „diese Stühlevermietherin der Saint-Jaques-Kirche . . ."

„Die Barbette?" unterbrach Gibassier, um zu beweisen, daß er nicht ein Wort vom Gespräche verlor.

„Die Barbette, ja, steht in einer engen Freundschaftsverbindung mit der Stühlevermietherin von

Saint-Sulpice, welche Stühlevermietherin in der Rue du Pot-de-Fer wohnt."

„Ah!" rief Gibassier durch einen Schein geblendet.

„Sie fangen an dabei zu sein, nicht wahr?"

„Das heißt, ich erschaue undeutlich, ich wittere, ich errathe."

„Nun wohl, unsere Stühlevermietherin von Saint-Sulpice ist, wie ich Ihnen vorhin sagte, Concierge des Hauses, bis zu dessen Thüre Sie gestern Abend Herrn Sarranti gefolgt sind, und in welchem sein Sohn, der Abbé Dominique, wohnt."

„Immer zu," sprach Gibassier, der um keinen Preis der Welt den Faden, den er so eben erwischt hatte, verlieren wollte.

„Nun wohl, der erste Gedanke, der Herrn Jackal kam, als er diesen Morgen den Brief empfing, in welchem Sie ihm Ihre Reisebeschreibung von gestern gaben, war, da er sah, Sie haben Herrn Sarranti bis zur Thüre eines Hauses der Rue du Pot-de-Fer verfolgt, mich holen zu lassen, um mich zu fragen, ob ich nicht Jemand in diesem Hause kenne. Sie begreifen, lieber Gibassier, meine Freude war groß, als ich erkannte, es sei dasjenige, dessen Bewachung der Thürschnur der Freundin der Freundin meines Freundes anvertraut sei. Ich nahm mir nur die Zeit, ein bejahendes Zeichen zu machen, und lief zu Barbette. Ich wußte, ich werde Longue-Avoine bei ihr finden: das ist die Stunde, wo er seinen Kaffee zu sich nimmt. Ich lief also nach der Impasse des Vignes; Longue-Avoine war dort. Ich sagte ihm zwei Worte in's Ohr; er sagte vier in's Ohr von Barbette, und diese ging auf der Stelle ab, um einen kleinen Besuch

ihrer Freundin, der Stühlevermiethérin von Saint-Sulpice, zu machen."

„Ah! nicht schlecht, nicht schlecht," sprach Gibassier, der die ersten Sylben der Charade zu errathen anfing. „Fahren Sie fort, ich verliere kein Wort."

„Diesen Morgen gegen halb neun Uhr begab sich also die Barbette in die Rue du Pot-de-Fer. Ich sagte Ihnen, glaube ich, mit vier Worten habe sie Longue-Avoine über die Sache unterrichtet. Das Erste, was sie nun in der Ecke von einer der Fensterscheiben erblickte, war ein Brief an Herrn Dominique Sarranti adressirt.

„„Sprich!"" sagte die Barbette zu ihrer Freundin, „„Dein Mönch ist also noch nicht zurückgekehrt?""

„„Nein,"" erwiederte die Andere, „„doch ich erwarte ihn jede Stunde.""

„„Es ist erstaunlich, daß er so lange ausbleibt.""

„„Weiß man je, was das macht, die Mönche? Doch warum sprichst Du von ihm?""

„„Weil ich dort ganz einfach einen Brief an seine Adresse sehe,"" antwortete die Barbette.

„„Ja, das ist ein Brief, den man gestern Abend für ihn gebracht hat.""

„„Es ist possirlich,"" sagte die Barbette, „„man sollte glauben, es sei eine Frauenhandschrift.""

„„Bei meiner Treue, nein,"" entgegnete die Andere. „„Ah! ja wohl, Frauen . . . Seit den fünf Jahren, die der Abbé Dominique hier wohnt, habe ich nicht die Schnauze von einer einzigen gesehen.""

„„Ah! Sie mögen immerhin sagen . . .""

„„Nein, nein, da es ein Mann ist, der ihn hier

geschrieben hat, und er hat mir sogar noch sehr bange gemacht.""

""Oh! sollte er Sie beleidigt haben, Gevatterin?""

""Nein, Gott sei Dank, das kann ich nicht sagen. Aber sehen Sie, es scheint, ich dusselte ein wenig; ich öffnete die Augen, und plötzlich sah ich vor mir einen großen, ganz schwarzen Mann.""

""War es zufällig der Teufel?""

""Nein; denn nach seinem Abgange hätte ich den Schwefel gerochen . . . Da fragte er mich, ob der Abbé Dominique zurückgekommen sei. „Nein," antwortete ich ihm, „noch nicht."

„— Wohl, so sage ich Ihnen, daß er heute Abend oder morgen früh zurückkommen wird." Das war gräßlich genug, wie mir scheint!""

""Ja.""

„— Ah!" erwiederte ich, „— er wird heute Abend oder morgen früh zurückkommen? Nun wohl, das freut mich, so wahr ich Perine heiße." „— Ist er Ihr Beichtvater?" fragte er mich lachend.

„— Mein Herr," antwortete ich, „— erfahren Sie, daß ich nicht jungen Leuten von seinem Alter beichte." „— Ah! . . . Nun, so thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie ihm . . . Doch nein, es ist besser ... Haben Sie eine Feder, Papier und Tinte?" „— Bei Gott! eine schöne Frage!" „— Ich will ihm schreiben; geben Sie mir, was ich hiezu brauche." Ich gab ihm seine Tinte, seine Feder und sein Papier, und er schrieb diesen Brief. „— Haben Sie nun Oblaten oder Siegellack?" fragte er. „— Oh! was das betrifft, nein," antwortete ich ihm, „— das habe ich nicht."

„„Sie hatten das nicht?““ bemerkte die Barbette.

„„Doch! warum soll ich aber Unbekannten ein Geschenk mit meinem Siegellack und mit meinen Oblaten machen?““

„„In der That, das wäre mit der Zeit ein Ruin.“

„„Ah! es ist nicht gerade wegen des Ruins; doch es hat das Ansehen, als mißtraute man den Leuten, wenn man von ihnen etwas zum Versiegeln der Briefe verlangt.““

„„Ja, und dann genirt das, will man den Brief lesen, wenn sie abgegangen sind; aber,““ fuhr die Barbette fort, indem sie einen Blick auf den Brief warf, „„wie kommt es, daß er gesiegelt ist?““

„„Oh! sprechen Sie mir nicht hievon! er störte in seinem Portefeuille und suchte so lange, bis er eine alte Oblate fand.““

„„So daß Sie nicht wissen, was der Brief enthält?““

„„Bei meiner Treue, nein. Wozu sollte es mich auch nützen, zu wissen, daß Herr Dominique sein Sohn ist, daß er Herrn Dominique heute um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche an den dritten Pfeiler, links vom Eingange, angelehnt erwarten wird, und daß er unter dem Namen Dubreuil in Paris ist?““

„„Sie haben den Brief also doch gelesen?““

„„Oh! ich habe ihn ein wenig klaffen lassen; ich wurde neugierig, zu erfahren, warum er durchaus eine Oblate haben wollte.““

„Gerade in diesem Augenblicke hörte man die Glocke von Saint-Sulpice.

„„Ah!““ rief die Portière der Rue du Pot-de-Fer, „„und ich vergaß . . .““

„„Was denn?““

„„Daß um neun Uhr ein Begräbniß stattfindet. Gut! und mein Schlingel von einem Manne ist trinken gegangen! Immer dieselben Streiche, was! er macht immer dieselben Streiche! Durch wen soll ich meine Thüre bewachen lassen? Durch meine Katze?““

„„Nun, bin ich denn nicht da?“ fragte die Barbette.

„„Wahrhaftig?““ sagte die Andere, „„Sie würden mir einen solchen Dienst thun?““

„„Oh! wie einfältig! muß man sich nicht auf dieser Welt einander beistehen?““

„Und auf diese Versicherung ging die Stühlevermietherin von Saint-Sulpice, um ihren Geschäften obzuliegen.“

„Ja, ich begreife,“ sagte Gibassier, „und die Barbette, als sie allein war, ließ den Brief ebenfalls klaffen.“

„Ah! sie hielt ihn über den Dampf des Siedekessels, öffnete ihn und schrieb ihn ab, so daß wir zehn Minuten nachher den ganzen Brief hatten.“

„Und der Brief sagte?“

„Was die Portière von Nr. 28 schon gesagt hatte. Uebrigens ist hier der Text,“ erwiederte Carmagnole.

Und er zog ein Papier aus seiner Tasche und las laut, während Gibassier leise las:

„Mein lieber Sohn, ich bin seit heute Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris: mein erster Besuch hat Dir gegolten. Man sagt mir, Du seist nicht zurückgekehrt, man habe Dir aber meinen ersten

Brief zugeschickt, und Du kannst folglich nicht säumen. Kommst Du heute Nacht oder morgen früh an, so findest Du mich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche; ich werde an den dritten Pfeiler, vom Eingange links, angelehnt sein."

„Ah!" sagte Gibassier, „sehr gut!"

Und da sie so von ihren Angelegenheiten und von denen Anderer plaudernd zur letzten Stufe der Vorhalle der Himmelfahrts-Kirche gelangt waren, so traten sie in die Kirche ein, als es eben Mittag schlug.

Am dritten Pfeiler links stand Herr Sarranti angelehnt, während bei ihm knieend Dominique, ohne von Jemand gesehen zu werden, ihm die Hand küßte.

Wir täuschen uns, er war von Gibassier und von Carmagnole gesehen worden.

VII.

Wie man einen Aufstand macht.

Ein Blick genügte den zwei Männern; sie drehten sich sogleich auf den Absätzen und wandten sich nach der entgegengesetzten Seite, das heißt gegen den Chor.

Als sie sich aber wieder umdrehten und zurückkamen, kniete Dominique immer noch auf derselben Stelle, doch Herr Sarranti war nicht mehr da.

Es hätte, wie man sieht, wenig gebraucht, daß die Unfehlbarkeit von Herrn Jackal von Gibassier in

Zweifel gezogen werden konnte, nichtsdestoweniger war seine Bewunderung für den Polizeichef nur größer; die Scene, die er bezeichnet, das Gemälde, das er beschrieben, hatten nur die Dauer des Blitzes gehabt, doch Scene und Gemälde hatten existirt.

„Ei! ei!" sagte Carmagnole, „ich sehe immer noch den Mönch, doch ich sehe unseren Mann nicht mehr."

Gibassier erhob sich auf den Fußspitzen, schoß seinen geübten Blick in die Tiefen der Kirche, und lächelte.

„Ich sehe ihn," sagte er.

„Wo denn?"

„Zu unserer Rechten, in schräger Linie."

„Ich folge."

„Schauen Sie."

„Ich schaue."

„Was sehen Sie?"

„Einen Academisten, der schnupft."

„Das ist, um sich wach zu erhalten; er glaubt, er sei in einer Sitzung . . . Und was sehen Sie hinter dem Academiker?"

„Einen Schlingel, der eine Uhr stiehlt."

„Das ist, um seinem alten Vater die Stunde zu sagen, Carmagnole ... Und hinter dem Schlingel?"

„Einen jungen Mann, der ein Billet in das Gebetbuch eines Mädchens steckt."

„Seien Sie überzeugt, daß dies kein Beerdigungsbillet ist. Und hinter diesem glücklichen Paare?"

„Einen guten Mann, der so traurig aussieht, als ob er begraben würde. Ich habe diesen Mann bei allen Beerdigungen gesehen."

„Mein lieber Carmagnole, ohne Zweifel hat er im Grunde seines Herzens den melancholischen Gedanken, er werde der seinigen nicht beiwohnen... Nun sind Sie aber bald dabei, mein Busenfreund. Was sehen Sie hinter dem traurigen Greise?“

„Ah! es ist wahr, unsern Mann. Er spricht mit Herrn von Lafayette.“

„Wahrhaftig! das ist Herr von Lafayette?“ sagte Gibassier mit jener Ehrfurcht, welche die gemeinsten und elendsten Leute für den edlen Greis hegten.

„Wie!“ rief Carmagnole mit Erstaunen, „Sie kennen Herrn von Lafayette nicht?“

„Ich habe Paris am Abend vor dem Tage verlassen, wo ich ihm als peruvianischer Kazike, der herbei gekommen, um die französische Constitution zu studiren, vorgestellt werden sollte.“

In diesem Augenblicke, und als die zwei Gefährten, die Hände auf dem Rücken und mit sehr harmloser Miene, langsam gegen die Gruppe zugingen, — welche in der That aus dem General Lafayette, Herrn von Marande, dem General Pajol, Dupont (de l'Eure), und Einigen von den Männern bestand, welche ihre Opposition der allgemeinen Popularität bemerkbar machte, — in diesem Augenblicke, sagen wir, waren sie von Salvator seinen Freunden bezeichnet worden.

Gibassier hatte nichts von dem verloren, was in der Gruppe der jungen Leute vorgegangen war. Gibassier schien mit einer besondern Fähigkeit in Betreff des dritten Sinnes begabt; er sah zugleich rechts und links wie die Schieler, und vorne und hinten wie die Kamäleone.

„Mein lieber Carmagnole,“ sagte Gibassier, indem er ihm mit einem Augenwinke die Gruppe der fünf jungen Leute bezeichnete, „ich glaube, diese Herren erkennen uns; es wäre gut, wenn wir uns trennen würden, wohlverstanden auf einen Moment. Ueberdies würden wir unsern Mann nur um so besser belauern, und es gibt einen Ort, wo wir uns mit Sicherheit immer wiederfinden.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Carmagnole, „man vermöchte nicht vorsichtig genug zu Werke zu gehen. Die Verschwörer sind schlauer, als man glaubt.“

„Sie sprechen da eine sehr gewagte Ansicht aus, Carmagnole; doch gleichviel, es ist nichts Schlimmes dabei, glauben zu lassen, was Sie sagen.“

„Sie wissen, daß wir nur Einen zu verhaften haben?“

„Allerdings; was würden wir mit dem Mönche thun? Er brächte uns die ganze Geistlichkeit auf den Nacken.“

„Und zu verhaften unter seinem Namen Dubreuil, wegen des in der Kirche verursachten Aergernisses.“

„Wegen keiner andern Sache.“

„Gut!“ sagte Carmagnole, indem er sich gegen rechts wandte, während sich sein Gefährte gegen links wandte.

Dann stellte sich Jeder, eine krumme Linie beschreibend, Carmagnole auf die Rechte des Vaters und Gibassier auf die Linke des Sohnes.

Die Messe begann in diesem Augenblicke.

Sie wurde mit Salbung gelesen, mit Sammlung gehört.

Nach Beendigung der Messe traten die jungen

Leute der Schule von Chalons, welche den Sarg bis in die Kirche getragen hatten, hinzu, um ihn wieder aufzunehmen und bis auf den Friedhof zu tragen.

Aber in dem Augenblicke, wo sie sich bückten, um ihre Anstrengungen zu vereinigen und die Last mit einer gleichzeitigen Bewegung aufzuheben, schien eine Person von hoher Gestalt, schwarz gekleidet, doch ohne Auszeichnung, aus der Erde hervorzukommen, und rief mit dem Tone eines Mannes, der das Recht hat, zu befehlen:

„Rühren Sie diesen Sarg nicht an, meine Herren!"

„Und warum nicht?" fragten erstaunt die jungen Leute.

„Ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben," antwortete der schwarze Mann; „rühren Sie den Sarg nicht an."

Hierauf wandte er sich an den Todtencommissär und fragte:

„Wo sind Ihre Träger, mein Herr?"

Der Todtencommissär trat vor und erwiederte:

„Ei! ich glaubte, diese Herren sollten den Leichnam tragen . . ."

„Ich kenne diese Herren nicht," unterbrach heftig der schwarze Mann. „Ich frage Sie, wo Ihre Träger seien: lassen Sie dieselben auf der Stelle kommen."

Man begreift, welchen Aufruhr in der Kirche dieser seltsame Zwischenfall hervorbrachte. Ein ungeheures Getöse ähnlich dem, welches von den Wellen während der unheilschwangern Minuten, die dem Sturme vorhergehen, aufsteigt, erhob sich auf allen

Seiten; ein furchtbares Gebrülle drang aus der Brust der Menge hervor.

Der Unbekannte fühlte sich ohne Zweifel durch eine unwiderstehliche Macht unterstützt, denn er empfing diesen Lärmen mit einem Lächeln der Verachtung.

„Träger!" wiederholte er.

„Nein, nein, nein, keine Träger!" riefen die Zöglinge.

„Keine Träger!" wiederholte die Menge.

„Mit welchem Rechte," fuhren die Zöglinge fort, „mit welchem Rechte wollen Sie uns verhindern, die sterblichen Ueberreste unseres Wohlthäters zu tragen, während wir von der Familie die Erlaubniß erhalten haben?"

„Das ist falsch," erwiederte der Unbekannte, „die Familie widersetzt sich im Gegentheile förmlich, daß der Körper anders als auf die gewöhnliche Art getragen werde."

„Ist das wahr, meine Herren?" fragten die jungen Leute, sich an die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld wendend, welche in diesem Augenblicke herbeikamen, um ihren Platz hinter dem Leichname ihres Vaters zu nehmen; „ist das wahr, meine Herren, verbieten Sie uns, die Ueberreste unseres Wohlthäters und Ihres Vaters, der auch der unsere war, zu tragen?"

Alles dies ging unter einem unbeschreiblichen, erschrecklichen Tumulte vor.

Als man aber diese Frage hörte, als man sah, daß der Graf Gaëtan zu antworten sich anschickte, rief man von allen Seiten:

„Stille! Stille! Stille!"

Die Stille trat wie durch einen Zauber ein, und man hörte den Grafen Gaëtan mit zugleich ernstem, sanftem und dankbaren Tone antworten:

„Weit entfernt, sich zu widersetzen, hat Sie die Familie hiezu ermächtigt, und sie ermächtigt Sie abermals."

Auf diese Worte erfolgte ein Freudengeschrei, das von der Firste bis zur Basis der Kirche erscholl.

Der Todtencommissär hatte indessen die Träger herbeikommen lassen, und diese hatten schon die Tragbahre ergriffen; als sie aber die Worte des Grafen Gaëtan hörten, übergaben sie den Sarg wieder den jungen Leuten, und diese setzten ihn auf ihre Schultern und gingen mit frommem Wesen aus der Kirche ab.

Man durchschritt ziemlich ruhig den Hof, dann trat man in die Rue Saint-Honoré ein.

Der Mann, der das Aergerniß verursacht hatte, war wie durch Zauber verschwunden. Man mochte sich immerhin in allen Gruppen fragen, Niemand hatte ihn weggehen sehen, Niemand hatte ihn vorüberkommen sehen.

Sobald man in der Rue Saint-Honoré war, bildete sich der Zug wieder: zuerst die Söhne des Herzogs de la Rochefoucauld, sodann hinter ihnen nahmen in großer Anzahl Pairs von Frankreich, Abgeordnete, Personen ausgezeichnet durch ihr persönliches Verdienst oder hervorragend durch ihre Stellung, Freunde oder Verwandte des Herzogs, nach und nach ihren Platz.

Der Herzog de la Rochefoucauld war General-

lieutenant. Eine Ehrenescorte war ihm gegeben worden.

Alles schien also beschwichtigt, als in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, derselbe Mann, der schon das Aergerniß in der Kirche verursacht hatte, plötzlich wiedererschien, als ob er zum zweiten Male unter der Erde hervorkäme.

Die Menge, sobald sie ihn erkannte, stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

Er aber ging auf den Officier zu, der die Ehrenescorte commandirte, und sagte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Niemand hörte.

Sodann ermahnte er ihn laut, den Agenten Beistand zu leisten, um die jungen Leute zu verhindern, den Sarg zu tragen, und ihn auf den Leichenwagen niedersetzen zu machen, der bestimmt sei, den Herzog aus Paris zu führen.

Bei dieser mit Anrufung der bewaffneten Macht zum zweiten Male erneuerten Prätension erhob sich auf allen Seiten drohendes Geschrei.

Unter diesem Geschrei unterschied man deutlich die Worte:

„Nein, nein, willigen Sie nicht ein . . . Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards! Nieder mit dem Polizeicommissär! An die Laterne mit dem Polizeicommissär!“

Und als natürliches Accompagnement dieses Geschreies entstand vom Schweife bis zum Kopfe dieser Menge eine Bewegung ähnlich der der Wellen der Fluth.

Die letzte Woge drang so nahe zum Commissär, daß sie ihn nöthigte, zurückzuweichen.

Er wandte sich nach der Seite, woher das Geschrei kam, warf dieser ganzen Menge einen drohenden Blick zu, und sagte zum Officier:

„Mein Herr, ich fordere Sie zum zweiten Male auf, mir Beistand zu leisten!"

Der Officier warf einen Blick auf seine Leute: er sah sie fest und düster. Sie würden gehorchen, welcher Befehl auch gegeben werden sollte.

Neues Geschrei erhob sich:

„Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards!"

„Mein Herr," sagte heftig der schwarze Mann zum Officier, „zum dritten und letzten Male fordere ich Sie auf, mir Beistand zu leisten. Ich habe förmliche Befehle erhalten, und wehe Ihnen, wenn Sie mich verhindern, sie zu vollziehen!"

Besiegt durch den gebieterischen Ton des Commissärs und durch die drohende Form der Aufforderung, gab der Officier einen Befehl mit halber Stimme, und in einem Augenblicke strahlten die Bajonnete am Ende der Flinten.

Unheil weissagendes Geschrei, Rache- und Todesgeschrei erscholl von allen Seiten.

„Nieder mit der Garde! Tod dem Commissär! Nieder mit dem Ministerium! Tod Herrn von Corbière! An die Laterne mit den Jesuiten! Es lebe die Preßfreiheit!"

Will nun der Leser vom Ganzen auf die Einzelheiten und von der Menge auf Einige der Individuen übergehen, die sie bildeten, so wird er, von uns geführt, einen Blick auf die Haltung der Personen unseres Buches werfen, in dem Momente, wo der Sarg, getragen von den Zöglingen der Schule

von Chalons, die Stufen der Himmelfahrts-Kirche hinabkam und sich nach der Rue Saint-Honoré wandte.

Herr Sarranti und der Abbé Dominique, der Eine gefolgt von Gibassier, der Andere von Carmagnole, hatten sich beim Ausgange aus der Kirche einander genähert, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, und ohne daß sie sich auch nur entfernt zu kennen schienen, und hatten einen Platz am Ende der Rue de Mondovi, das heißt, bei der Place de l'Orangerie und gegenüber dem Tuilerien-Garten eingenommen.

Herr von Marande und seine Freunde waren in der Rue du Mont-Thabor gruppirt, und warteten, daß sich der Zug in Marsch setze.

Salvator und unsere vier jungen Leute waren in der Rue Saint-Honoré, an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg, stehen geblieben.

Bei der Bewegung, welche von der Menge bewerkstelligt worden war, hatten sich die Reihen enger angeschlossen, und die jungen Leute befanden sich zwanzig Schritte von dem Gitter, das die Umfriedung der Himmelfahrts-Kirche bildete.

Sie wandten sich um, als sie das Geschrei ausstoßen hörten, mit dem die entrüstete Bevölkerung, mitten unter einem Leichenbegängnisse, die Intervention der bewaffneten Macht empfing.

Doch unter Allen denjenigen, die so ihre Entrüstung kundgaben, waren die am meisten Entrüsteten die Menschen mit gemeinen Gesichtern und mit scheelen Blicken, welche mit einer geschickten Verschwendung in der Menge ausgestreut zu sein schienen.

Jean Robert und Petrus wandten sich mit Ekel ab. Ihr Wunsch in diesem Augenblicke wäre gewesen, sich aus diesem Gedränge zu ziehen, über dem man etwas Unheil Verkündendes, Drohendes schweben fühlte; doch sie sahen sich fest gefaßt; es war unmöglich, sich zu rühren, und alle ihre dem Gefühle der Selbsterhaltung zugewandten Anstrengungen mußten sich darauf beschränken, daß sie nicht erdrückt würden.

Salvator, der sonderbare Mann, der eben so vertraut mit den Mysterien der Aristokratie als mit den Arcanen der Polizei zu sein schien, Salvator kannte übrigens die Mehrzahl von diesen Menschen, nicht nur von Gesichte, sondern seltsamer Weise auch den Namen nach; und diese Namen waren für Jean Robert, den Dichter mit dem erhabenen Instincte, Absteckpfähle eingepflanzt auf einem unbekannten, zu den, von Dante besuchten, höllischen Kreisen hinabgehenden Wege.

Diese Menschen, es waren Longue-Avoine, Maldaplomb, Brin-d'Acier, Maillochon, kurz die ganze Schaar, die unsere Leser in der Rue des Postes das kleine Haus haben belagern sehen, in welchem Einer von ihnen, der arme Vol-au-Vent, einen so gefährlichen und so sehr mißglückten Sprung gemacht hatte; es waren, auf verschiedene Weise gruppirt und mit dem Auge und der Geberde mit Salvator correspondirend, der ihnen durch diese zwei mimischen Mittel die größte Vorsicht empfahl, es waren Croc-en-Jambe und sein Gevatter la Gibelotte, völlig ausgesöhnt, der Letztere beständig seine Gegenwart durch den scharfen Baldriangeruch offenbarend, der so unange-

nehm den Geruchssinn von Ludovic in der Schenke an der Ecke der Rue Aubry-le-Boucher berührte, wo diese lange Geschichte beginnt, die wir unsern Lesern zu erzählen im Zuge sind; es waren Fasiou und der göttliche Copernic, mehr noch verbunden durch das Interesse, das Copernic hatte, sich nicht mit Fasiou zu entzweien, als durch das, welches Fasiou hatte, sich nicht mit Copernic zu veruneinigen.

Copernic hatte also Fasiou die unbedachtsame Geberde vergeben, welche der Pitre auf Rechnung einer Nervenzuckung setzte, die er nicht habe bemeistern können; nur ließ Copernic Fasiou schwören, die Sache werde ihm nicht mehr begegnen, ein Eid, den Fasiou mit dem stillschweigenden Vorbehalte leistete, mit dessen Hülfe man nach der Behauptung der Jesuiten schwören kann, ohne verbunden zu sein, etwas zu halten.

Zehn Schritte von den zwei Künstlern, und glücklicher Weise durch eine compacte Masse von ihnen getrennt, waren Jean Taureau, unter seinem Arme haltend, — wie ein Gendarme seinen Gefangenen hält, wie Gibassier seinen Agenten hielt, — unter seinem Arme haltend das große blonde Mädchen, die Venus der Hallen, mit dem schlangenartig wogenden Leibe, die man Fifine nannte.

Wir sagen glücklicher Weise, denn Jean Taurean hatte Fasiou gerochen, wie Ludovic la Gibelotte gerochen hatte, obgleich wir den armen Jungen durchaus nicht beschuldigen, er habe denselben Geruch ausgedünstet, — und man weiß, welchen tiefen Haß, welchen eingewurzelten Widerwillen der robuste Zimmermann gegen seinen schwächlichen Nebenbuhler hegte.

Unfern von da waren die zwei Kameraden, welche den jungen Leuten in der Schenke eine Schlacht geliefert hatten. Sac-à-Plâtre, dieser Maurer, der bei einem Brande vom zweiten Stocke sein Kind und seine Frau in die Arme des farnesischen Hercules, genannt Jean Taureau, geworfen und dann sich selbst hinabgestürzt hatte; Sac-à-Plâtre weiß wie die Substanz, die er anzurühren pflegte, und die ihm diesen Spitznamen eingetragen hatte, Sac-à-Plâtre hing am Arme eines Riesen, der so schwarz war, als er, Sac-à-Plâtre, weiß: dieser Riese, welcher der Titan, der Gemahl der Nacht zu sein schien, war der übermäßig große Kohlenbrenner, den Jean Taureau, an einem Tage der Schulfuchserei, Toussaint-Louverture genannt hatte.

Es waren überdies alle die in Trauer gekleideten Personen, die wir im Hofe der Präfectur, die letzten Befehle von Herrn Jackal und das Signal zum Abgange erwartend, gesehen haben.

In dem Augenblicke, wo sich die Soldaten mit gefälltem Bajonnet dem Sarge näherten, warfen sich etliche und zwanzig Personen, einer ersten Bewegung des Edelmuths nachgebend, zwischen sie und die Zöglinge der Schule von Chalons, die den Leichnam trugen.

Der Officier, aufgerufen, ob er den Muth hätte, sich der Bajonnete seiner Soldaten gegen junge Leute zu bedienen, deren einziges Verbrechen es sei, daß sie ihrem Wohlthäter ihre Ehrfurcht bezeigen, der Officier antwortete, der Befehl sei förmlich, und er wolle nicht seiner Stelle entsetzt werden.

Nur forderte er seinerseits und ein letztes Mo-

diejenigen, welche ihn an der Erfüllung seiner Pflicht verhindern wollten, auf, sich zurückzuziehen, und sich an die durch diese lebendige Mauer beschützten Träger wendend, befahl er diesen, den Sarg auf die Erde niederzusetzen.

„Thut es nicht! gehorcht nicht!" rief man von allen Seiten. „Wir sind da, um Euch zu unterstützen!"

Und die jungen Leute schienen wirklich durch ihre festen Worte und ihre kräftige Haltung entschlossen, eher Alles zu wagen, als zu gehorchen.

Der Officier gab seinen Leuten den Befehl, die Bewegung fortzusetzen. Die Bajonnete, die sich wieder einen Augenblick erhoben hatten, senkten sich aufs Neue.

„Tod dem Commissär! Tod dem Officier!" brüllte die Menge.

Der schwarze Mann hob den Arm empor: das Pfeifen eines Casse-tête wurde hörbar, und an den Schlaf getroffen, stürzte ein Mann, in seinem Blute gebadet, zu Boden.

Wir hatten zu jener Zeit noch nicht die furchtbaren Aufstände vom 5. und 6. Juni, vom 13. und 14. April durchgemacht, und ein erschlagener Mann war noch Etwas.

„Mord! Mord!" rief die Menge.

Als hätten sie nur auf diesen Ruf gewartet, zogen zwei- bis dreihundert Agenten unter ihren Ueberröcken ihre Casse-têtes hervor, welche dem ähnlich, dessen Wirkung man so eben gesehen hat.

Der Krieg war erklärt.

Diejenigen, welche Stöcke hatten, hoben sie auf,

diejenigen, welche Messer hatten, zogen sie aus ihren Taschen.

Gut geschürt, wie man mit dem Kunstausdrucke sagt, kam der Aufstand zum Ausbruche.

Jean Taureau, der Mann mit dem sanguinischen Muthe, das heißt der Mann der ersten Bewegung, Jean Taureau vergaß die stummen Ermahnungen von Salvator.

„Ah! ah!" sagte er, indem er den Arm von Fifine losließ und in seine Hände spuckte, „ich glaube, wir werden uns messen."

Und, als wollte er seine Kräfte versuchen, nahm er bei den Flanken den ersten den besten Agenten, der sich in seinem Bereiche fand, und schickte sich an, ihn gleichviel wohin zu werfen.

„Herbei! zu Hülfe! zu Hülfe, Freunde!" rief der Agent mit einer Stimme, welche immer mehr unter dem Drucke der eisernen Hände von Jean Taureau erlosch.

Brin-d'Acier hörte diesen Nothschrei, und wie eine Schlange durch die Menge schlüpfend, näherte er sich von hinten und hob schon gegen Jean Taureau einen kurzen, ausgebleiten Stock auf, als sich Sac-à-Plâtre zwischen den Mouchard und den Zimmermann stürzte und den Stock packte, während der Lumpensammler, der, bei der Gruppe angelangt, wahrscheinlich seinen Namen rechtfertigen wollte, Brin-d'Acier ein Bein unterschlug und ihn rückwärts fallen machte.

Von diesem Augenblicke an war es ein entsetzliches Gemenge, und man fing an schrille Schreie

der mit der Volksmasse vermischten Weiber zu vernehmen.

Von Jean Taureau, wie Antäus von Hercules, um den Leib gepackt, ließ der Agent seinen Casse-tête los, und er rollte zu den Füßen von Fifine. Diese hob ihn auf, und, den Aermel bis an den Ellenbogen zurückgestreift, die blonden Haare im Winde flatternd, schlug sie, nach rechts und nach links, auf Alles, was sich ihr zu nähern versuchte. Zwei bis drei Schläge, männlich von der Bradamante versetzt, concentrirten auf ihr die Aufmerksamkeit von ein paar Polizeimännern, und sie wäre unfehlbar todtgeschlagen worden, als sich Copernic und Fafiou einen Durchgang zu ihr öffneten.

Der Anblick von Fafiou, der sich Fifine näherte, machte, daß Jean Taureau einen gewaltsamen Entschluß faßte. Er schleuderte den Agenten durch die Menge, wandte sich gegen den Pitre um und sagte:

„Das ist Einer.“

Und den Arm ausstreckend, packte er Fafiou beim Kragen.

Doch kaum hatte die Hand das Kleid berührt, als Jean Taureau einen Streich mit einem ausgebleiten Stocke empfing, der ihn Fafiou los lassen machte.

Er erkannte die Hand, die ihn geschlagen hatte.

„Fifine!“ rief er schäumend vor Zorn, „Du willst also, daß ich Dich umbringe?“

„Du, großer Feiger!“ sagte sie; „wage es doch ein wenig, Deine Hand gegen mich zu erheben!“

„Nicht gegen Dich, sondern gegen ihn.“

„Seht doch diesen Taugenichts,“ sagte sie zu

Sac-à-Plâtre und zu Croc-en-jambe, „will er nicht einen Mann erwürgen, der mir das Leben gerettet hat?"

Jean Taureau stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich; dann sprach er zu Fafiou:

„Geh! und ist Dir Dein Leben lieb, so zeige Dich so wenig als möglich auf meinem Wege!"

Während diese Dinge rechts in der Gruppe von Jean Taureau und seinen gewöhnlichen Wirthshauskameraden vorgingen, wollen wir sehen, was sich links in der Gruppe von Salvator und unseren vier jungen Leuten zutrug.

Salvator hatte, wie wir gesehen, Justin, Petrus, Jean Robert und Ludovic die strengste Neutralität empfohlen, und dennoch hatte Justin, dem Anscheine nach der Ruhigste von Allen, dieser Ermahnung zuwider gehandelt.

Sagen wir, wie sie gestellt waren.

Justin stand links von Salvator, die drei anderen jungen Leute standen hinter ihnen.

Plötzlich hörte Justin drei Schritte von sich einen schmerzlichen Schrei, sodann eine Kinderstimme, welche ihm zurief:

„Zu Hülfe, Herr Justin! herbei!"

Bei seinem Namen angerufen, eilte Justin vorwärts, und er erblickte Babolin zu Boden geworfen und mit gewaltigen Fußtritten von einem Agenten mißhandelt.

Mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke stieß er den Agenten heftig zurück und neigte sich, um Babolin sich wieder auf seine Füße stellen zu helfen. Doch in dem Augenblicke, wo er sich bückte,

sah Salvator, wie sich der Casse-tête eines Agenten über ihm erhob. Er stürzte auch vor und streckte dabei die Hand aus, um Justin mit seinem Arme einen Wall zu machen, doch zu seinem großen Erstaunen blieb der Casse-tête aufgehoben, ohne niederzufallen, während eine Stimme freundlich zu ihm sagte:

„Ei! guten Morgen, Herr Salvator! wie freut es mich, daß ich mit Ihnen zusammentreffe!"

Diese Stimme war die von Herrn Jackal.

VIII.

Die Verhaftung.

Herr Jackal hatte Justin als den Freund von Salvator und den Geliebten von Mina erkannt und war, die Gefahr wahrnehmend, die ihn bedrohte, zugleich mit Salvator vorgestürzt, um ihn dieser Gefahr zu entreißen.

So waren ihre zwei Hände zusammengetroffen.

Hierauf sollte sich aber die Protection von Herrn Jackal nicht beschränken.

Er gab durch einen Wink seinen Leuten den Befehl, die Gruppe der jungen Leute zu respectiren, zog Salvator beiseit und sagte zu ihm, indem er seine Brille emporhob, um, während er sprach, nichts von dem zu verlieren, was in der Menge vorging.

„Mein lieber Salvator, einen guten Rath."

„Reden Sie, lieber Herr Jackal."

„Einen Freundesrath . . . Sie wissen, ob ich Ihr Freund bin?“

„Ich rühme mich wenigstens dessen,“ erwiederte Salvator.

„Nun wohl, rathen Sie Justin und andern Personen, die Sie interessiren dürften,“ — und er bezeichnete mit dem Auge Petrus, Jean Robert und Ludovic,— „rathen Sie ihnen, sage ich, sich zu entfernen, und ... machen Sie es wie sie.“

„Ah!“ rief Salvator, „und warum dies, Herr Jackal?“

„Weil ihnen Unglück widerfahren könnte.“

„Bah!“

„Ja,“ machte Herr Jackal mit dem Kopfe.

„Wir werden also einen Aufstand haben?“

„Ich befürchte es sehr. Was vor sich geht, hat ganz das Ansehen, als führte es uns dahin, und so fangen alle Aufstände an.“

„Ja, sie fangen alle auf dieselbe Art an,“ erwiederte Salvator. „Freilich,“ fügte er bei, „freilich endigen nicht alle auf dieselbe Art.“

„Das wird gut endigen, dafür stehe ich Ihnen,“ sprach Herr Jackal.

„Ah! sobald Sie dafür stehen . . .“

„Ich habe keinen Schatten von Zweifel in dieser Hinsicht.“

„Teufel!“

„Sie begreifen also, wie, trotz des speciellen Schutzes, den ich Ihren Freunden zu gewähren geneigt bin, ihnen, wie ich sagte, Unglück widerfahren könnte; bitten Sie dieselben daher, sich zu entfernen.“

„Ich werde mich wohl hüten.“

„Und warum?"

„Weil sie bis zum Ende zu bleiben beschlossen haben."

„In welcher Absicht?"

„Aus Neugierde."

„Bah! das wird nicht sehr interessant sein."

„Um so mehr, als man nach dem, was Sie mir gesagt haben, einer Sache sicher sein kann: daß der Sieg auf Seiten des Gesetzes bleiben wird."

„Nichtsdestoweniger laufen Ihre jungen Leute Gefahr ..."

„Nun?"

„Wenn sie bleiben . . ."

„Was?"

„Ei! was man bei einem Aufstande Gefahr läuft: ein wenig gequetscht zu werden."

„In diesem Falle, Sie begreifen das, mein lieber Herr Jackal, beklage ich sie nicht."

„Ah! Sie beklagen sie nicht?"

„Nein, sie werden nur haben, was sie verdienen."

„Wie, was sie verdienen?"

„Allerdings, sie wollten einen Aufstand sehen: sie mögen die Folgen ihrer Neugierde erdulden."

„Sie wollten einen Aufstand sehen?" wiederholte Herr Jackal.

„Ja," erwiederte Salvator.

„Sie wußten also, es werde ein Aufstand stattfinden? Ihre Freunde hatten also Wind von dem, was vorgehen sollte?"

„Ah! vollkommenen Wind, lieber Herr Jackal. Die ältesten Matrosen errathen die Stürme nicht

mit mehr Scharfsinn, als meine Freunde den Aufstand gewittert haben."

„Wahrhaftig?"

„Allerdings. Gestehen Sie übrigens, lieber Herr Jackal: man müßte sehr böswillig sein, um nicht zu begreifen, was vorgeht."

„Gut! und was geht denn vor?" sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase setzte.

„Sie wissen es nicht?"

„Durchaus nicht."

„Nun wohl, so fragen Sie diesen Herrn, den man dort verhaftet."

„Wo denn?" fragte Herr Jackal, ohne seine Brille aufzuheben, was bewies, daß er so gut als Salvator die Verhaftung, die man bewerkstelligte, gesehen hatte. „Welchen Herrn?"

„Ah! es ist wahr, Sie haben ein so kurzes Gesicht, daß Sie es nicht zu sehen vermöchten. Versuchen Sie es indessen . . . Dort, zwei Schritte von einem Mönche."

„Ja, in der That, ich glaube, ich erblicke etwas wie einen weißen Rock."

„Ah! beim Himmel!" rief Salvator, „das ist ja der Abbé Dominique, der Freund des armen Colombau. Ich glaubte, er sei in der Bretagne, im Schlosse Penhoël."

„Er war wirklich dort," erwiederte Herr Jackal; „doch er ist heute Morgen angekommen."

„Heute Morgen? Ich danke Ihnen für Ihre gute Auskunft, Herr Jackal," sagte lächelnd Salvator. „Nun wohl, neben ihm, sehen Sie?"

„Ah! bei meiner Treue, ja, ein Mann, den man

verhaftet, es ist wahr. Ich beklage diesen Bürger von ganzem Herzen."

„Sie kennen ihn also nicht?"

„Nein."

„Kennen Sie diejenigen, welche ihn verhaften?"

„Ich habe ein so schwaches Gesicht, und dann sind es Viele, wie mir scheint."

„Besonders die Zwei, die ihn am Kragen halten."

„Ja, ja, ich kenne diese Bursche. Doch wo Teufels habe ich sie gesehen? das ist die Frage?"

„Sie erinnern sich dessen also nicht?"

„Wahrhaftig, nein."

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen auf die Spur helfe?"

„Sie werden mir ein wahres Vergnügen machen."

„Nun wohl, Sie haben den Einen, den Kleineren, in dem Augenblicke gesehen, wo er nach dem Bagno abging, und Sie haben den Andern, den Größeren, in dem Augenblicke gesehen, wo er aus demselben zurückkam."

„Ja! ja! ja!"

„Sind Sie nun dabei?"

„Das heißt, ich kenne sie wie Vater und Mutter; es sind Angestellte meiner Administration. Was Teufels machen sie dort?"

„Ei! ich glaube, sie arbeiten für Ihre Rechnung, mein lieber Herr Jackal!"

„Bah!" versetzte Herr Jackal, „vielleicht arbeiten die Bursche auch für die ihrige. Das begegnet ihnen manchmal."

„Ei! in der That," sagte Salvator, „sehen Sie,

da ist Einer, der seinem Gefangenen die Uhrkette abschneidet."

„Ich sagte es Ihnen ja! . . . Ah! lieber Herr Salvator, die Polizei ist sehr schlecht bestellt!"

„Wem sagen Sie das, Herr Jackal?"

Und da er wahrscheinlich nicht länger in der Gesellschaft von Herrn Jackal gesehen werden wollte, so machte Salvator einen Schritt rückwärts und grüßte ihn.

„Entzückt, das Glück gehabt zu haben, Ihnen zu begegnen, Herr Salvator," sagte der Polizeichef, während er sich seinerseits entfernte und sich mit raschem Schritte nach der Gruppe wandte, wo Gibassier und Carmagnole Herrn Sarranti zu verhaften suchten.

Wir sagen suchten, denn, obschon von den zwei Agenten am Kragen gepackt, betrachtete sich Herr Sarranti entfernt nicht als verhaftet.

Er hatte Anfangs parlamentirt.

Auf die Worte: „Im Namen des Königs, ich verhafte Sie!" zu gleicher Zeit von Carmagnole und von Gibassier in seine Ohren gesprochen, hatte er erwiedert:

„Sie verhaften mich! und warum?"

„Keinen Scandal!" sagte halblaut Gibassier; „wir kennen Sie."

„Sie kennen mich?" rief Sarranti, indem er einen Blick rechts und links auf die zwei Polizeimenschen warf.

„Ja, Sie heißen Dubreuil," antwortete Carmagnole.

Man erinnert sich, daß Herr Sarranti seinem

Sohne geschrieben hatte, er sei in Paris unter dem Namen Dubreuil, und daß Herr Jackal, um aus der Verhaftung keine politische Angelegenheit zu machen, seinen zwei Agenten empfohlen hatte, den hartnäckigen Verschwörer unter diesem Namen zu verhaften.

Als Dominique sah, daß man seinen Vater verhaftete, stürzte er, von einer ersten Bewegung fortgerissen, auf ihn zu.

Herr Sarranti hielt ihn aber durch einen Wink zurück.

„Mischen Sie sich nicht in diese Angelegenheit, mein Herr," sagte er zum Mönche. „Ich bin das Opfer eines Irrthums, und morgen, dessen bin ich sicher, werde ich in Freiheit gesetzt werden."

Der Mönch verbeugte sich vor dieser Ermahnung, die er wie einen Befehl empfing, und machte einen Schritt rückwärts.

„Gewiß," sprach Gibassier; „täuschen wir uns, so wird Ihnen Ihr Recht widerfahren."

„Und vor Allem," fragte Sarranti, „kraft welchen Befehles verhaften Sie mich?"

„Kraft eines Vorführungsbefehles gegen einen gewissen Herrn Dubreuil, der Ihnen so sehr gleicht, daß ich meine Pflicht zu verletzen glauben würde, wenn ich mich Ihrer nicht versicherte."

„Und warum, wenn Sie den Scandal so sehr befürchten, verhaften Sie mich eher hier als anderswo?"

„Weil man die Leute verhaftet, wo man sie trifft!" antwortete Carmagnole.

„Abgesehen davon, daß wir Ihnen seit heute Morgen nachlaufen,“ fügte Gibassier bei.

„Wie, seit heute Morgen?“

„Ja,“ erwiederte Carmagnole, „seitdem Sie das Hotel verlassen haben.“

„Welches Hotel?“ fragte Sarranti.

„Das Hotel der Place Saint-André-des-Arcs,“ sagte Gibassier.

Bei dieser letzten Bezeichnung durchzuckte es wie ein Blitz den Geist von Sarranti. Es schien ihm, er sehe auf dem Gesichte, er höre in der Stimme von Gibassier Züge und Töne, die ihm nicht unbekannt waren.

Dann kehrte Alles in sein Gedächtniß zurück, die Reise, der Ungar, der Courier mit den Depechen, der Postillon, Alles dies unbestimmt wie durch eine Wolke, dennoch aber klar genug, daß er mehr instinctartig als anders keinen Zweifel hegte.

„Elender!“ rief der Corse erbleichend wie ein Todter, indem er die Hand unter seinen Rock steckte.

Gibassier sah die Klinge eines Dolches glänzen, und der Tod wäre vielleicht auf diesen Strahl mit derselben Geschwindigkeit gefolgt, mit der der Donner auf den Blitz folgt, hätte nicht Carmagnole, der die Bewegung gesehen und begriffen hatte, mit beiden Händen die Hand, welche die Waffe hielt, gepackt.

Da er sich zugleich von den beiden Händen gepreßt fühlte, so machte sich Sarranti, Alles zusammenraffend, was der menschliche Wille an Stärke in einem äußersten Augenblicke geben kann, von dem doppelten Drucke los, sprang, den Dolch in der Hand, mitten unter eine compacte Gruppe und rief:

„Gebt Raum! gebt Raum!"

Doch Gibassier und Carmagnole sprangen hinter ihm und hatten überdies durch einen verabredeten Ruf an alle ihre Gefährten appellirt.

In einem Augenblicke bildete sich ein undurchdringlicher Kreis um Sarranti, zwanzig Casse-têtes waren aufgehoben, und ohne Zweifel sollte er erschlagen wie ein Stier unter dem Schlagbeile der Fleischer niederstürzen, als eine Stimme erscholl, welche rief:

„Lebendig! man greife ihn lebendig."

Die Agenten erkannten die Stimme, der man so gut gehorchte, von Herrn Jackal und stürzten sich, da sie wußten, sie kämpfen unter den Augen ihres Chefs, auf Herrn Sarranti.

Es herrschte einen Augenblick ein entsetzliches Gemenge. Ein Mann zerarbeitete sich aufrecht stehend unter zwanzig Männern; dann fiel er auf ein Knie; dann verschwand er gänzlich.

Als er seinen Vater zum zweiten Male fallen sah, eilte ihm Dominique zu Hülfe; doch die Menge, welche Angstschreie ausstoßend entfloh, wälzte sich in diesem Momente wie ein Strom nach der Straße und trennte den Sohn vom Vater.

Um nicht fortgerissen zu werden, klammerte sich der Mönch an das Gitter eines Hotels an; als aber die Menge sich verlaufen hatte, waren Herr Sarranti und die häßliche Gruppe, unter der er sich zerarbeitete, verschwunden.

IX.

Die officiellen Journale.

Wir haben einige Proben von den Scenen gegeben, welche die Polizei von Herrn Delavau am 30. März des Jahres der Gnade 1827 spielte.

Woher kam dieser Scandal? was war die Ursache dieser seltsamen, gegen die sterblichen Ueberreste des edlen Herzogs verübten Entheiligung?

Niemand wußte es.

Das Ministerium konnte Herrn de la Rochefoucauld-Liancourt die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht vergeben. Ein la Rochefoucauld der Opposition angehören und mit ihr stimmen! wahrhaftig, das war ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und das Ministerium durfte es nicht versäumen, es zu bestrafen.

Man vergaß den la Rochefoucauld der Fronde. Dieser war allerdings bestraft worden, zuerst durch einen Büchsenschuß mitten ins Gesicht, sodann durch eine Untreue mitten ins Herz.

Das Ministerium hatte in der That Herrn de la Rochefoucauld, — dem modernen, wohlverstanden, — alle seine unentgeldliche Functionen, und alle die auf Wohlthätigkeitsanstalten bezügliche, die er übte, entzogen; doch nicht damit zufrieden, daß es ihn in seinem Leben verletzt, wollte es ihn auch noch in seinem Tode dadurch schlagen, daß es die dankbare Menge verhinderte, durch einen äußerlichen Act die Ehrfurcht und die Liebe kundzuthun, die der Be-

völkerung von Paris die lange Laufbahn des Herzogs eingeflößt hatte, welche ausschließlich dem materiellen und moralischen Wohle: dem Almosen und dem Unterrichte, gewidmet war.

Die Menge wußte also, woher der Befehl kam, und ganz laut nannte sie Herrn von Corbière, den man, mit Recht oder mit Unrecht, zum Sündenbocke des Ministeriums von 1827 gemacht hatte.

Wir werden, in der Folge dieser Erzählung die entsetzlichen Scenen der Unordnung, die fehlgeschlagenen Aufstände sehen, welche von der Polizei herrührten. Für den Augenblick halten wir die Hauptscenen von diesem Tage für genügend, um eine Idee von dem entsetzlichen Gemenge und dem blutigen Kampfe zu geben, wozu die Obsequien des ehrwürdigen Herzogs veranlaßten.

Sagen wir, welche Ursachen diesen Strom von Männern, Frauen und Kindern, der Dominique von Herrn Sarranti, den Vater vom Sohne trennte, austreten gemacht hatten.

In dem Augenblicke, wo der Aufruhr aufs Höchste gestiegen war, in dem Momente, wo sich das Todesgeschrei, das Gebrülle der Männer, die Wehklagen der Frauen, das Wimmern der Kinder von allen Seiten hörbar machten, das heißt, wo die Soldaten, mit gefällten Bajonneten auf die Zöglinge der Schule von Chalons zumarschirend, mit Gewalt sich des Sarges bemächtigen wollten, ertönte plötzlich kläglich ein durchdringender Schrei, gefolgt von einem unheimlichen Geräusche, und durch diesen Schrei, durch dieses Geräusch wurden auf der Stelle und wie durch

ein Wunder alles Geschrei, alle Geräusche, alles Gebrülle dieses menschlichen Oceans gehemmt.

Es trat ein Augenblick erschrecklicher Stille ein; man hätte glauben sollen, das Leben sei gleichzeitig aus jeder Brust entschwunden.

Dieser Schrei war von den Fenstern ausgegangen, welche wie Logen über dem Theater angebracht waren, wo das ruchlose Drama gespielt wurde.

Dieser Schrei, die Menge hatte ihn ausgestoßen, als sie einen von den jungen Leuten, welche den Sarg trugen, vom Bajonnet eines Soldaten verwundet sah; dieses unheimliche Geräusch, das man gehört, war das dumpfe Geräusch vom Sarge des Herzogs, der, im Kampfe von den Soldaten nach rechts gezogen, von den jungen Leuten nach links gezogen, schwer auf das Pflaster niederfiel.

In demselben Augenblicke, als hätte der Blitz mitten unter sie geschlagen, traten die Zuschauer dieser gräßlichen Scene, von einem unsäglichen Schrecken ergriffen zurück und ließen in dem ungeheuren leeren Raume, der sich bei ihrem Rückzuge bildete, die jungen Leute ganz bestürzt allein.

Schlecht gedeutet von denjenigen, welche die Erschütterung fühlten, ohne ihre Ursache zu kennen, veranlaßte diese Bewegung die Lawine, die wir in alle anliegende Straßen und besonders in die Rue Mondovi sich haben wälzen sehen.

Einer von den jungen Leuten lag auf dem Boden beim Sarge: er hatte einen Bajonnetstich in die Seite bekommen. Seine Gefährten hoben ihn in ihren Armen auf und trugen ihn in ihren Reihen fort.

Man konnte seinem Wege nach der Blutspur, die er zurückgelassen, folgen.

Der Officier, der Polizeicommissär und die Soldaten waren Herren der Stellung geblieben.

Das Gesetz hatte den Sieg davon getragen, wie Salvator sagte, der, immer an demselben Platze, mit einem Arme Justin, mit dem andern Jean Robert zurückhielt, während er zu Petrus und Ludovic sagte:

„Bei Ihrem Kopfe, rühren Sie sich nicht!“

Niedergeschlagen und beschämt, näherten sich die Soldaten dem halb zerbrochenen Sarge und hoben den Mantel und die auf dem Boden zerstreuten, mit Koth bedeckten Insignien des Verstorbenen auf.

Nach diesem ersten furchtbaren, ungeheuren, tödtlichen Schrei, nach dieser ersten Bewegung, welche die Menge in allen Richtungen, wo sie sich verlaufen zu können glaubte, hinausdrängte, trat, wie gesagt, eine Todesstille ein, eine erhabene Stille, welche energischer als alles Geschrei.

In der That, die höchste Protestation, die nachdrücklichste Vertheidigung, die ungestümste Entrüstung hätten nicht mehr bittere Vorwürfe, mehr blutige Drohungen enthalten, als diese gesammelte, ehrfurchtsvolle Haltung der Menge dem Leichname gegenüber, als diese stumme, stillschweigende Mißbilligung den Entheiligern gegenüber.

Mitten unter diesem Stillschweigen stürzte der Urheber dieser ganzen Ruchlosigkeit, der schwarze Mann, der Polizeicommissär, in den Kreis, winkte den Trägern herbeizukommen, hieß sie den Sarg auf den Leichenwagen setzen, und befahl dem Officier

mit einer gebieterischen Geberde, ihm im Nothfalle beizustehen.

Plötzlich aber wurden der Officier und der Commissär leichenbleich, und ihr Gesicht bedeckte sich mit einem kalten Schweiße, als sie durch die Spalten des an mehreren Stellen zerbrochenen Sarges gegen sie, wie eine Drohung aus dem Grabe, einen der abgezehrten Arme des Leichnames sich ausstrecken sahen, der, vom Leibe getrennt, nahe daran schien, auf das Pflaster zu fallen.

Sagen wir für diejenigen, welche uns beschuldigen dürften, wir machen Gräßliches mit kaltem Blute, daß aus der in Folge dieses ärgerlichen Ereignisses vorgenommenen Untersuchung hervorging, man habe, als der Sarg des Herzogs de la Rochefoucauld nach Liancourt, in die Familiengruft der la Rochefoucauld, geführt wurde, einen Theil der Nacht, welche der Bestattung vorherging, damit zubringen müssen, nicht nur den Sarg auszubessern, der, wie gesagt, halb zerbrochen war, sondern auch um wieder in ihre natürliche Lage die Glieder zu bringen, die sich vom Körper abgelöst hatten*).

Fügen wir schleunigst bei, — und wir werden auf diesen traurigen Gegenstand nicht mehr zurückkommen, — daß die Volksentrüstung nur einen Schrei von einem Ende Frankreichs zum andern ausstieß.

Alle Journale, welche nicht dem Ministerium gehörten, gaben ihren Bericht über die entsetzliche Scene

---

*) Achille von Vaulabelle, Histoire des Deux Restaurations.

mit allem Zorne und mit aller Verachtung, welche diese schändliche Profanation verdiente.

Die zwei Kammern waren das Echo dieses Schreies; die Pairskammer besonders, schwer getroffen in einem ihrer Mitglieder, beschränkte sich nicht darauf, daß sie energisch diese ruchlose Gewaltthat tadelte, die den Leichnam eines Mannes schlug, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, daß er gegen die Regierung gestimmt hatte; sie beauftragte ihren Großreferendär, sich nach den Thatumständen zu erkundigen, und als der hohe Würdeträger der Kammer das Resultat seiner Untersuchung mittheilte, klagte er laut die Polizei an, sie habe willkürlich dieses Aergerniß verursacht, ein um so mehr tadelnswerthes Aergerniß, als zahlreiche Vorgänge das Fortbringen eines Sarges mit den Armen rechtfertigten, und bei manchen Veranlassungen, besonders bei den Obsequien von Delille, Béclard und Emmery, dem Superior des Seminars von Saint-Sulpice, die Polizei das Tragen ihrer Ueberreste sowohl durch ihre Freunde, als durch ihre Zöglinge erlaubt hatte. Der Sarg von Herrn Emmery, unter Anderem, war auf diese Art von den Zöglingen seines Seminars bis auf den Kirchhof von Issy getragen worden.

Herr von Corbière hörte alle diese Vorwürfe und nahm sie mit der ihm natürlichen hochmüthigen Kälte auf, welche manchmal in der Kammer so furchtbare Stürme gegen ihn erregte, und er glaubte nicht nur kein Wort des Tadels an den Agenten richten zu müssen, der die Leiche des redlichen Mannes beschimpft hatte, welcher von ihm, dem Mi-

nister, im Leben beschimpft worden war, sondern er bestieg sogar die Tribune und antwortete:

„Hätten sich die Redner, die wir gehört, darauf beschränkt, ihre peinlichen Gefühle auszudrücken, so würde ich ihren Schmerz geehrt und ein Stillschweigen beobachtet haben. Aber auch Klagen gegen die Administration! . . . Das Benehmen des Polizeipräfecten und seiner Agenten ist gewesen, was es sein mußte, und sie hätten anders handelnd, als sie es gethan, ihre Pflicht verletzt und sich meinem gerechten Tadel preisgegeben."

Die Kammer dankte dem Großreferendär für seinen Bericht und beschloß, das Ende des gerichtlichen Verfahrens, das begonnen hatte, abzuwarten. Wohlverstanden, das Verfahren hatte ein Ende, aber kein Resultat.

Während die unabhängigen oder die Oppositions-Journale am andern Tage in ihrer ersten Colonne die Entrüstung, deren Dolmetscher sie nur waren, kundgaben, veröffentlichten die Regierungsjournale eine offenbar vom Ministerium oder von der Präfectur gekommene Note; denn, obgleich in drei verschiedenen Zeitungen gedruckt, glich sie sich doch dem Inhalte und der Form nach.

Es folgt hier ungefähr der Text dieser Note, deren Zweck es war, die Verantwortlichkeit der Scenen vom vorhergehenden Tage auf die Rechnung der Bonapartisten zurückzuwerfen.

„Die Hydra der Anarchie erhebt wieder ihr Haupt, das man für immer abgeschlagen glaubte; die Revolution, die man erloschen glaubte, ersteht wieder aus der Asche. Sie rückt hervor, ganz bewaffnet, im

Schatten und in der Stille, und die Monarchie wird sich aufs Neue ihrer ewigen Feindin gegenüber finden.

„Achtung, treue Diener Seiner Majestät, auf, ergebene Unterthanen! der Altar und der Thron, der Priester und der König sind bedroht!

„Die bedauernswerthen Ereignisse von gestern haben zu Scenen der Gewalt Anlaß gegeben; Geschrei der Drohung, Geschrei des Aufruhrs, Todesgeschrei ist ausgestoßen worden.

„Glücklicher Weise hielt der Polizeipräfect schon seit vierundzwanzig Stunden in seinen Händen die Hauptfäden des Complottes. Dank sei es dem glühenden Eifer dieses geschickten Beamten, ist das Complott gescheitert, und er hofft den Sturm beschwichtigt zu haben, der noch einmal das Staatsschiff zu verschlingen drohte.

„Der Chef dieser weit umfassenden Verschwörung ist verhaftet worden. Er ist in den Händen der Gerichte, und die Freunde der Ordnung, die treuen Unterthanen des Königs werden erkennen, von welcher Wichtigkeit dieser Fang, wenn sie erfahren, daß der Chef dieses Complottes, dessen Zweck es war, den König vom Throne zu stürzen und den Herzog von Reichstadt darauf zu setzen, kein Anderer ist, als der berühmte Corse Sarranti, welcher kürzlich aus Indien angekommen, wo das Complott geboren wurde.

„Man schauert, denkt man an die Gefahr, mit der die Regierung Seiner Majestät bedroht war. Doch der Abscheu wird bald auf die Entrüstung folgen, und man wird nicht einmal mehr wissen, woran man sich in Betreff dieser Leute zu halten hat, welche, nachdem sie dem Usurpator gedient, seinem

Sohne dienen, wenn man erfährt, daß eben dieser Sarranti, der sich seit einigen Tagen in der Hauptstadt verbarg, derselbe ist, der Paris vor sieben Jahren unter dem Gewichte einer Anklage wegen Diebstahls und Mords verlassen hat.

„Diejenigen, welche die Journale jener Zeit gelesen haben, erinnern sich vielleicht, daß das Dörfchen Viry-sur-Orge im Jahre 1829 der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens war. Einer der angesehensten Männer des Cantons fand, als er eines Abends nach Hause kam, seine Kasse erbrochen, seine Frau ermordet, seine zwei jungen Neffen entführt und den Hofmeister verschwunden.

„Dieser Hofmeister war kein Anderer als Herr Sarranti.

„Eine gerichtliche Untersuchung hat schon begonnen."

X.

Seelengemeinschaft.

Der ausdrucksvolle Blick, den Herr Sarranti dem Abbé Dominique zugeworfen, und die paar Worte, die er im Augenblicke seiner Verhaftung gesprochen, geboten dem armen Mönche eine völlige Zurückhaltung, eine äußerste Discretion.

Von seinem Vater getrennt, lief Dominique rasch in der aufsteigenden Richtung der Rue de Rivoli fort. Hier fand er wieder eine aufgeregte, stürmische Gruppe, und er begriff, daß diese Gruppe, welche

auf die Tuilerien zueilte, Herrn Sarranti zum Mittelpunkte hatte. Er folgte daher, doch von fern, und wie er es kluger Weise wegen seiner so leicht erkennbaren Tracht thun mußte.

Dominique war wirklich damals vielleicht der einzige Dominicaner, der in Paris wohnte.

An der Ecke der Rue Saint-Nicaise hielt die Gruppe an, und von der Ecke der Place des Pyramides, wohin er gelangt war, sah Dominique denjenigen, welcher der Chef der Agenten zu sein schien, einen Fiacre rufen, und in diesen Fiacre, der auf seinen Ruf herbeikam, Herrn Sarranti einsteigen.

Er folgte dem Fiacre, schritt über den Carrouselplatz so rasch als es ihm seine Kleidung erlaubte, und erreichte den Einlaß des Quai des Tuileries in dem Momente, wo der Fiacre sich um den Pont Neuf wandte.

Der Wagen fuhr offenbar nach der Polizeipräfectur.

Der Abbé Dominique, als er den Fiacre an der Ecke des Quai des Lunettes verschwinden sah, fühlte alles Blut seiner Adern nach seinem Herzen fließen und tausend traurige Gedanken ihm zu Gehirne steigen.

Er kehrte ganz vernichtet, den Leib gebrochen, die Seele voll tödtlicher Bangigkeit, nach Hause zurück.

Zwei Tage und zwei Nächte in der Diligence zugebracht, die Gemüthsbewegungen aller Art des Tages, die Ungewißheit hinsichtlich der Ursachen, welche die Verhaftung seines Vaters motivirten, das

war mehr als es brauchte, um den kräftigsten Körper zu beugen, um die muthigste Seele zu zähmen.

Als er in sein Zimmer kam, war es schon Nacht. Er warf sich auf sein Bett, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und versuchte es, ein wenig zu ruhen. Aber es setzten sich tausend Gespenster zu Häupten seines Bettes, und nach einer Viertelstunde war er wieder auf und ging hastig in seinem Zimmer umher, als müßte er, um zu schlafen, den Rest von Kraft oder von Fieber, der in ihm brannte, brechen.

Die Unruhe trieb ihn hinaus. Da es Nacht geworden war, so bezeichnete ihn sein, in der Dunkelheit verlorener, Rock nicht mehr der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er ging nach der Polizeipräfectur, in der sein Vater gewisser Maßen verschlungen worden war; — ein Schlund dem ähnlich, in welchen sich der Taucher von Schiller versenkt, und aus welchem man, wie der Taucher, erschrocken über die Ungeheuer aller Art, die man darin gesehen, hervorkommt.

Er wagte es indessen nicht, einzutreten. Wußte man, daß Sarranti sein Vater war, so war sein Name eine Denunciation.

War Herr Sarranti nicht unter dem Namen Dubreuil verhaftet worden? war es nicht besser, ihn unter der Wohlthat dieses falschen Namens einsperren zu lassen, der den gefährlichen, hartnäckigen Verschwörer nicht verrieth?

Dominique wußte noch nicht, aus welchem Grunde sein Vater nach Frankreich zurückkam, doch er errieth wohl, es geschehe wegen der Sache, der er sein ganzes Leben geweiht hatte: wegen der Sache des Kai=

sers, oder, vielmehr da der Kaiser todt war, wegen der des Herzogs von Reichstadt.

Zwei Stunden lang irrte der Sohn wie ein Schatten um das Grab seines Vaters, und er ging von der Rue Dauphine nach der Place du Harlay, vom Quai des Lunettes nach der Place du Palais-de-Justice, ohne Hoffnung, denjenigen wiederzusehen, welchen er suchte, denn es wäre ein Wunder gewesen, wäre er mit dem Wagen zusammengetroffen, der ihn vom Depot nach einem andern Gefängnisse führte; doch dieses Wunder, Gott konnte es machen, und, gut, einfach und groß, hoffte Dominique instinctartig auf Gott.

Diesmal sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Um Mitternacht ging er wieder nach Hause, legte sich zu Bette, schloß die Augen und entschlummerte endlich erschöpft vor Müdigkeit.

Doch kaum war er eingeschlafen, als die peinlichsten Träume ihn bestürmten. Der Alp schwebte, wie eine Riesenfledermaus, die ganze Nacht über seinem Kopfe, und als der Tag kam, erwachte er; statt seine Kräfte wiederherzustellen, hatte der Schlaf seine Müdigkeit nur vermehrt.

Er stand auf und suchte wach die Eindrücke des Schlafes wiederzufinden; es schien ihm, als wäre mitten unter diesem stürmischen Chaos ein Engel leuchtend und rein vorübergezogen.

Ein junger Mann war zu ihm gekommen mit sanftem, ehrlichem Gesichte, hatte ihm die Hand gereicht und in einer unbekannten Sprache, die er jedoch verstanden, zu ihm gesagt: „Stütze Dich auf mich, und ich werde Dir beistehen.“

Dieses Gesicht war ihm bekannt. Nur fragte es sich, wo, um welche Zeit, unter welchen Umständen hatte er es gesehen? War diese Person reell, oder war es nur eine von den unbestimmten Erinnerungen, die man von einem früheren Leben zu bewahren scheint, welches sich dem unseren nur in dem Blitze eines Traumes offenbart? war er nicht die Incarnation der Hoffnung, dieser Traum des wachen Menschen?

Dominique, indem er klar in der Finsterniß seines Gehirnes zu sehen suchte, setzte sich ganz nachdenkend ans Fenster, auf denselben Stuhl, auf dem er am Abend vorher saß, um das Bild vom heiligen Hyacinth anzuschauen, das heute abwesend. Da kehrte das Andenken an Carmelite und Colombau in sein Herz zurück, und dieser zwei Freunde sich erinnernd, erinnerte er sich auch Salvators.

Salvator war der Engel seiner Nacht, es war der schöne junge Mann mit dem sanften, ehrlichen Gesichte, der während seines Schlafes zu seinen Häupten stehend von seinem Bette das Gespenst der Verzweiflung vertrieben hatte.

Da zog die schmerzliche Scene, unter der Salvator ihm erschienen war, wieder ganz vor seinen Augen vorüber. Er sah sich noch, wie er im Pavillon von Colombau im Bas-Meudon saß und langsam die Todtengebete sprach, während Thränen seinen zum Himmel emporgehobenen Augen entfielen.

Plötzlich waren zwei junge Leute mit entblößtem und geneigtem Haupte in's Sterbezimmer eingetreten; diese zwei jungen Leute waren Jean Robert und Salvator.

Salvator, als er ihn erblickte, hatte eine Art von Freudengeschrei von sich gegeben, dessen Sinn er nie hätte begreifen können, hätte Salvator, sich ihm nähernd, nicht mit einer zugleich festen und bewegten Stimme zu ihm gesagt: „Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht; und dieser Mann, der Sie seitdem nie gesehen hat, der Ihnen seitdem nie begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht . . . Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei dem Heiligsten, was je existirt hat, bei dem Leibe des Ehrenmannes, der so eben verschieden ist, schwöre ich Ihnen, daß das Leben, welches ich Ihnen verdanke, Ihnen gehört." Und er, Dominique, hatte geantwortet: „Mein Herr, ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wie ich Ihnen den Dienst habe leisten können, von dem Sie sprechen; doch die Menschen sind Brüder und in die Welt gestellt, um einander zu helfen. Bedarf ich also Ihrer, so werde ich zu Ihnen kommen. Ihr Name und Ihre Adresse?"

Man erinnert sich, daß Salvator an den Schreibtisch von Colombau gegangen war, seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier, das er sodann Sarranti übergab, geschrieben hatte, und daß der Mönch das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch gelegt hatte.

Dominique ging rasch in seine Bibliothek, nahm das Buch vom zweiten Fache, und fand das Papier bei dem Blatte, wo er es niedergelegt hatte.

Sodann, als hätte sich die Sache an demselben Tage zugetragen, erinnerte er sich der Kleidung, der

Stimme, der kleinsten Einzelheiten der Person von Salvator, und er erkannte in ihm den jungen Mann mit der sanften Stirne und dem sympathetischen Lächeln, den er in seinem Traume wiedergesehen hatte.

„Auf!“ sagte er, „es ist nicht zu zögern, und das ist eine Eingebung Gottes. Dieser junge Mann erschien wohl, ich weiß nicht unter welchem Titel, mit einem der höheren Agenten der Polizei, mit demselben, mit dem ich ihn gestern in der Himmelfahrts-Kirche sprechen sah; durch diesen Agenten kann er erfahren, aus welchem Grunde mein Vater verhaftet worden ist. Kein Augenblick ist zu verlieren, laufen wir zu Herrn Salvator.“

Er vollendete in Eile seine mönchische Toilette.

In dem Momente, wo er weggehen wollte, trat die Concierge, in einer Hand eine Tasse Milch, in der andern ein Journal haltend, ein; aber Dominique hatte weder Zeit, sein Journal zu lesen, noch zu frühstücken. Er hieß die Concierge Alles auf die Console legen; sagte ihr, er werde wohl in ein paar Stunden zurückkommen, einstweilen jedoch müsse er ausgehen.

Er stieg rasch die Treppe hinab und kam nach zehn Minuten in die Rue Macon, vor das Haus, wo Salvator wohnte.

Vergebens suchte er den Klopfer oder die Klingel.

Die Thüre öffnete sich, am Tage mittelst einer Art von Kette, welche eine Klinke zog; bei Nacht nahm man die Kette herein, und die Thüre war geschlossen.

Mochte noch Niemand ausgegangen sein, war

die Kette durch einen Zufall nach innen gefallen, es war nicht möglich, die Thüre zu öffnen.

Ohne Zweifel würde er lange geklopft haben, hätte nicht die Stimme von Roland Salvator und Fragola verkündigt, es komme ein unerwarteter Besuch.

„Das ist ein Freundesbesuch!“ sagte Salvator.

„Woran erkennst Du dies?“

„Am munteren, einschmeichelnden Bellen des Hundes. Oeffne das Fenster, Fragola, und sieh, wer dieser befreundete Besuch ist.“

Fragola öffnete das Fenster und erkannte den Abbé Dominique, den sie am Tage des Todes von Colombau gesehen hatte.

„Es ist der Mönch,“ sagte sie.

„Welcher Mönch? . . . der Abbé Dominique?“

„Ja.“

„Ah! ich sagte wohl, es sei ein Freund!“ rief Salvator.

Und er stieg rasch die Treppe hinab, Roland voran, der sich die Stufen hinabgestürzt hatte, sobald er die Thüre offen gesehen.

XI.

Unnütze Erkundigungen.

Mit einer Geberde ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit reichte Salvator dem Abbé Dominique beide Hände.

„Sie, mein Vater?“ rief er.

„Ja,“ antwortete ernst der Mönch.

„Ah! seien Sie willkommen!"

„Sie erkennen mich also?"

„Sind Sie nicht mein Retter?"

„Sie haben es mir wenigstens gesagt, und zwar bei einem so schmerzlichen Umstande, daß es nicht nöthig ist, Sie daran zu erinnern."

„Und ich wiederhole es Ihnen."

„Erinnern Sie sich dessen, was Sie beifügten?"

„Bedürfen Sie je meiner, so gehöre Ihnen das Leben, das ich Ihnen verdanke."

„Ich habe Ihr Anerbieten nicht vergessen, wie Sie sehen, ich bedarf Ihrer, und hier bin ich."

Diese Worte austauschend, waren sie in das nach einer antiken Zeichnung von Pompeji decorirte kleine Speisezimmer gekommen.

Der junge Mann bot dem Mönche einen Stuhl, und während er Roland winkte, der den Rock des Abbé Dominique beroch, als suchte er, bei welcher Gelegenheit er ihn gesehen habe, setzte er sich zu ihm. Vom Gespräche durch seinen Herrn entfernt, hockte sich Roland unter den Tisch.

Der Mönch legte seine bleiche, schmale Hand auf die Hand von Salvator. Trotz ihrer Bläße war seine Hand fieberhaft.

„Ein Mann," sprach der Abbé Dominique, „für den ich eine tiefe Zuneigung hege, ist, vor ein paar Tagen erst in Paris angekommen, gestern an meiner Seite, in der Rue Saint-Honoré, bei der Himmelfahrts-Kirche verhaftet worden, ohne daß ich es wagte, ihm Hülfe zu leisten, — zurückgehalten durch den Rock, mit dem ich bekleidet bin."

Salvator verbeugte sich.

„Ich habe es gesehen, mein Vater," sagte er, „und ich muß zu seinem Lobe beifügen, daß er sich kräftig vertheidigt hat."

Der Abbé schauerte bei dieser Erinnerung.

„Ja," sagte er, „ich befürchte, diese Vertheidigung, so gerecht sie auch ist, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet."

„Sie kennen also diesen Mann?" fragte Salvator, indem er den Mönch fest anschaute.

„Oh! ich habe Ihnen gesagt, daß ich eine tiefe Zärtlichkeit für ihn hege."

„Welches Verbrechens ist er angeklagt?"

„Das ist es, was ich durchaus nicht weiß, und was ich gern wissen möchte, und der Dienst, um den ich Sie bitten wollte, besteht darin, Sie mögen mir erfahren helfen, aus welcher Ursache er verhaftet worden ist."

„Ist das Alles, was Sie von mir wünschen, mein Vater?"

„Ja; ich habe Sie nach dem Bas-Meudon in Begleitung eines Mannes kommen sehen, der mir ein höherer Agent der Polizei zu sein schien. Gestern habe ich Sie mit diesem Manne sprechend wiedergesehen. Ich dachte, durch ihn könnten Sie vielleicht das Verbrechen erfahren, dessen mein . . . Freund beschuldigt ist."

„Wie heißt Ihr Freund, mein Vater?"

„Dubreuil."

„Sein Stand?"

„Es ist ein vormaliger Militär, der, wie ich glaube, von seinem Vermögen lebt."

„Woher kommt er?"

„Von fernen Ländern, aus Asien . . ."

„Es ist also ein Reisender?"

„Ja," antwortete der Abbé, traurig den Kopf schüttelnd; „sind wir nicht alle Reisende?"

„Ich ziehe einen Ueberrock an, mein Vater, und ich gehöre Ihnen. Ich will Sie nicht länger aufhalten; denn, glaube ich der Traurigkeit Ihres Gesichtes, so sind Sie einer tiefen Besorgniß preisgegeben."

„Einer sehr tiefen," antwortete der Mönch.

Salvator, der nur eine Blouse anhatte, ging in's anstoßende Zimmer und erschien in einem Augenblicke wieder im Ueberrocke.

„Nun bin ich zu Ihren Befehlen, mein Vater," sagte er.

Der Abbé stand rasch auf, und Beide gingen die Treppe hinab.

Roland hob den Kopf empor und folgte ihnen mit seinem verständigen Blicke, bis sie die Thüre wieder zugemacht hatten; als er aber sah, daß man seiner wahrscheinlich nicht bedurfte, da man ihm nicht zu kommen winkte, so ließ er seinen Kopf wieder zwischen seine zwei Pfoten fallen und beschränkte sich darauf, daß er einen tiefen Seufzer ausstieß.

An der Hausthüre blieb Dominique stehen.

„Wohin gehen wir?" fragte er.

„Auf die Polizeipräfectur."

„Ich bitte Sie um Erlaubniß, einen Fiacre zu nehmen," sagte der Mönch. „Mein Rock ist so kenntlich, und es könnten vielleicht so schwere Inconvenienzen für meinen Freund daraus entstehen, wenn

man wüßte, ich beschäftige mich mit ihm, daß dies, wie ich glaube, eine unerläßliche Vorsicht ist."

„Ich wollte Ihnen das vorschlagen," erwiederte Salvator.

Man rief einen Fiacre, und die zwei jungen Männer stiegen ein; Salvator stieg am Ende des Pont Saint-Michel wieder aus.

„Ich werde Sie an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois erwarten," sagte der Mönch.

Salvator nickte beistimmend mit dem Kopfe; der Fiacre fuhr durch die Rue de la Barrillerie weiter. Salvator ging den Quai des Orfèvres hinab.

Herr Jackal war nicht auf der Präfectur. Die Scenen vom vorhergehenden Tage hatten Paris in Aufregung gebracht. Man befürchtete, oder vielmehr, sagen wir es, man hoffte einige Zusammenschaarungen. Alle Polizeiagenten, Herr Jackal an der Spitze, waren auswärts, und der Huissier wußte die Stunde seiner Rückkehr nicht.

Man konnte also nicht auf ihn warten: besser war es, ihn zu suchen.

War es tiefe Kenntniß von Herrn Jackal, war es Verschwörerinstinct, Salvator wußte, wo er ihn finden würde.

Er ging den Quai hinab und wandte sich rechts auf den Pont Neuf.

Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem Wagen begegnete; er hörte das Geräusch einer Hand, welche an die Scheibe des Schlages als Zeichen eines Rufes klopfte: er blieb stehen.

Der Wagen hielt auch an.

Der Schlag wurde geöffnet.

„Steigen Sie ein!“ sagte eine Stimme.

Salvator wollte sich mit der Nothwendigkeit, einen Freund einzuholen, entschuldigen, als er in dem Manne, der diese Einladung an ihn richtete, den General Lafayette erkannte.

Er zögerte nicht und nahm bei ihm Platz.

Der Wagen ging wieder ab; jedoch sachte.

„Sie sind Herr Salvator, nicht wahr?“ fragte der General.

„Ja, General, und ich habe zweimal die Ehre gehabt, mich mit Ihnen als Abgeordneter der hohen Venta zusammenzufinden.“

„So ist es; ich habe Sie wiedererkannt, und darum habe ich Sie angehalten. Sie sind Logenchef, nicht wahr?“

„Ja, General.“

„Wie viel Leute haben Sie?“

„Ich vermöchte es nicht genau zu sagen, doch ich habe viele.“

„Zweihundert? dreihundert?“

Salvator lächelte.

„General,“ sagte er, „am Tage, wo Sie meiner bedürfen werden, verspreche ich Ihnen dreitausend Soldaten.“

Der General schaute Salvator an.

Salvator neigte den Kopf mit einer Geberde der Bestätigung.

Es lag ein so redlicher Ausdruck von Vertrauen in der Physiognomie des jungen Mannes, daß man unmöglich zweifeln konnte.

„Je mehr Sie haben, desto wichtiger ist es, daß Sie die Neuigkeit erfahren.“

„Welche?“

„Die Wiener Affaire hat fehlgeschlagen.“

„Ich vermuthete es,“ sagte Salvator. „Ich habe auch gestern meine Leute ermahnt, sich nicht in die Bewegung zu mischen.“

„Und Sie haben wohl daran gethan. Man will heute einen Aufstand.“

„Ich weiß das.“

„Doch Ihre Leute . . .?“

„Der für gestern gegebene Befehl besteht auch noch für heute. Darf ich Sie nun fragen, General, ob die Nachricht, die Sie mir mittheilen, aus sicherer Quelle kommt?“

„Ich habe sie von Herrn von Marande, der sie vom Herzog von Orleans hat.“

„Und der Prinz hat ohne Zweifel einige Details erfahren?“

„Positive Details. Ein Courier ist gestern angekommen, unter dem Vorwande von Handelsangelegenheiten, abgesandt vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien an das Haus Rothschild in Paris, in Wirklichkeit aber, um den Prinzen zu unterrichten.“

„Das Complott ist also angezeigt?“

„Man weiß nicht, ob es durch eine Machination der Polizei oder durch einen von den Zufällen, welche das Angesicht der Reiche erhalten oder verändern, gescheitert ist. Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, was dort beschlossen wurde?“

„Ja, einer von den Hauptchefs der Verschwörung hat uns Alles gesagt. Der Herzog von Reichstadt

ist durch die Vermittlung seiner Geliebten mit einem ehemaligen Diener von Napoleon, dem General Lebastard de Prémont, in Verbindung gebracht worden. Der junge Prinz willigte ein, zu fliehen, und diese Flucht sollte an dem Tage stattfinden, wo ein Buchstabe am Worte χαιρε mit Metallbuchstaben geschrieben über die Thüre einer zwischen dem Meidlinger Thore und dem Fuße des Grünen Berges liegenden Villa fehlen würde. Das ist Alles, was ich weiß."

„Nun wohl, am 24. März fehlte das ε. Abends um sieben Uhr warf der Herzog einen Mantel auf seine Schultern und ging aus. Als er an das Meidlinger Thor kam, versperrte ihm ein Wächter, — die Wächter des Palastes von Schönbrunn sind Gendarmen des Hofes, — versperrte ihm ein Wächter den Weg."

„„Ich bin es,"" sagte der Prinz, „„erkennen Sie mich nicht?""

„„Doch, Hoheit,"" antwortete der Wächter sich verbeugend; „„aber . . .""

„„Werden Sie in zwei Stunden noch hier auf der Wache sei?""

„„Nein, Hoheit; es ist halb acht Uhr, und auf den Schlag neun Uhr löst man mich ab.""

„„Nun, so sagen Sie Ihrem Nachfolger, ich sei ausgegangen, damit er mich, wenn er mich zufällig nicht kennt, wieder hineinläßt. Nach einem heißen Liebesabenteuer wäre es traurig, eine kalte Nacht auf der Landstraße zuzubringen.""

„Und diese Worte sprechend, drückte der Prinz dem Gendarmen vier Goldstücke in die Hand.

„„Sie werden mit Ihrem Nachfolger theilen,""

sagte er; „„es wäre nicht gerecht, wenn derjenige, welcher mich hinausläßt, Alles hätte, und derjenige, welcher mich hineinlassen wird, nichts bekäme.““

„Der Soldat nahm die vier Goldstücke, und der Herzog ging durch das Gitter. Am Fuße des Grünen Berges wartete ein Wagen mit einer Escorte von vier Männern zu Pferde; der Herzog stieg in den Wagen, und er ging im Galopp ab; die vier Reiter folgten. Der Eine von diesen vier Männern war der General Lebastard de Prémont; er sollte die ersten drei Posten zu Pferde machen, dann zum Herzog einsteigen und seine Reise mit ihm fortsetzen. Man wandte sich um das Schloß Schönbrunn, und man kam über Baumgarten und Hütteldorf nach Weidlingen. Hier ist eine Brücke über die Wien geschlagen. Auf dieser Brücke fand sich ein umgeworfener Wagen, der Kälber nach dem Markte führte. Die Kälber waren mitten auf der Brücke angehäuft und versperrten den Weg.

„„Macht die Straße frei!““ sagte der General zu seinen Gefährten.

„Diese stiegen ab und schickten sich an, das Hinderniß zu beseitigen.

„Doch in demselben Augenblicke sah man den Helm und die Epauletten eines Oberofficiers glänzen, der aus dem nahen Wirthshause herauskam: es war der General Houdon. Hinter ihm marschirten ungefähr zwanzig Mann.

„„Kehre um!““ sagte der General zu dem als Postillon verkleideten Manne.

„Dieser, der die Dringlichkeit der Lage begriff, ließ schon seine Pferde sich drehen, als man den Galopp

eines Truppes von Reitern hörte, welche auf der Landstraße, der man gefolgt war, herbeikamen.

„„Fliehen Sie, General!““ rief der Herzog; „„wird sind verrathen!““

„„Aber Sie, Hoheit . . .?““

„„Ach! ich . . . seien Sie unbesorgt, mir wird man nichts zu Leide thun . . . Fliehen Sie! fliehen Sie!““

„„Aber, Hoheit . . .““

„„Ich sage Ihnen, Sie sollen fliehen, oder Sie sind verloren . . . und wenn es sein muß, befehle ich es Ihnen im Namen meines Vaters.““

„„Im Namen des Kaisers,““ rief eine starke Stimme, „„haltet an.““

„„Sie hören?““ sagte der Herzog. „„Fliehen Sie, ich will es, ich bitte Sie darum.““

„„Ihre Hand, Hoheit . . .““

„Der Herzog steckte seine Hand zum Schlage hinaus, der General drückte seine Lippen darauf; dann stieß er seinem Pferde die Sporen in den Bauch und setzte über die Brustmauer. Man hörte das Geräusch des Pferdes und des Mannes, wie sie in den Fluß fielen, und dann nichts mehr. Die Nacht war zu finster, als daß man sehen konnte, was aus ihnen geworden war. Was den Herzog betrifft, er wurde nach Wien in die kaiserliche Burg zurückgeführt.“

„Und,“ fragte Salvator, „Sie denken, General, ein einfacher Zufall habe den Wagen umgeworfen und die Soldaten auf jede Seite der Brücke geführt?“

„Das ist möglich; doch es ist nicht die Meinung des Herzogs von Orleans: er glaubt, die Polizei von Herrn von Metternich sei durch die französische

Polizei in Kenntniß gesetzt worden. In jedem Falle sind Sie nun unterrichtet . . . Vorsicht, Klugheit!"

Der General ließ seinen Wagen halten.

„Seien Sie unbesorgt!" sagte Salvator.

Sodann, als er auszusteigen zögerte, fragte Lafayette:

„Nun?"

„Werden Sie mir, wenn ich aussteige, dieselbe Gunst bewilligen, welche der Herzog von Reichstadt dem General Lebastard de Prémont bewilligt hat?"

Und er nahm die Hand des Generals, um sie zu küssen; dieser zog aber seine Hand zurück, bot ihm beide Wangen dar, und sprach:

„Umarmen Sie mich, und küssen Sie mir zu Gefallen die erste hübsche Frau, der Sie begegnen werden."

Salvator umarmte den General, und stieg aus dem Wagen, der seinen Weg nach dem Luxembourg fortsetzte.

Salvator aber kehrte durch die Rue Dauphine und über den Pont des Arts zurück.

Der Fiacre wartete an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois.

Die Bangigkeiten des armen Dominique wären noch viel erschrecklicher gewesen, hätte der General Lafayette ihm gesagt, was er Salvator erzählt hatte!

Salvator theilte mit zwei Worten Dominique die Abwesenheit von Herrn Jackal mit und erklärte ihm, ohne ihm zu sagen, wer ihn aufgehalten, die Ursache seines Verzugs.

Doch wir wiederholen, Salvator wußte, wo er Herrn Jackal finden konnte.

Er befahl, in der That ohne das geringste Zögern, dem Fiacre mit dem Bruder Dominique an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg zu halten, und durch den Hof des Louvre gehend, indeß der Fiacre den Quais folgte, erreichte er die Rue Saint-Honoré.

Wie er es vorhergesehen, war von der Saint-Roche-Kirche an die Rue Saint-Honoré versperrt.

Es gibt in Paris Neugierige des Tages und Neugierige des andern Tages: die Neugierigen des Tages, die das Ereigniß machen, und die Neugierigen des andern Tages, die den Schauplatz des Ereignisses in Augenschein nehmen.

Es besichtigten aber zehn bis zwölftausend Neugierige des andern Tages mit ihren Frauen und ihren Kindern den Schauplatz des Ereignisses.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Promenade nach Saint-Cloud oder nach Versailles an einem Festtage.

Mitten unter diesen Neugierigen hoffte Salvator Herrn Jackal wiederzufinden.

Er mischte sich unter dieses Gedränge.

Wir werden nicht sagen, wie viel Blicke, ehe er zur Rue de la Paix kam, mit dem seinigen correspondirt hatten, wie viel Hände die seinige berührt hatten, und dennoch war kein Wort gewechselt worden; nur eine Geberde, welche bedeutete: „Nichts.“

Dem Hotel de Mayence gegenüber hielt Salvator an. Er hatte getroffen, was er suchte.

Bekleidet mit einem Ueberrocke à la propriétaire, auf dem Kopfe einen Hut à la Bolivar, einen Regenschirm unter dem Arme, und eine Prise Tabak aus einer Dose à la Charte nehmend, perorirte und er-

zählte Herr Jackal ganz emphatisch, und zwar zum größten Nachtheile der Polizei, wohlverstanden, die Ereignisse des vorhergehenden Tages.

In einem Momente, wo Herr Jackal seine Brille aufgehoben hatte, kreuzte sich sein Blick mit dem von Salvator; dieser Blick blieb unempfindlich, und Salvator begriff dennoch, daß Herr Jackal ihn gesehen hatte.

Der Blick von Herrn Jackal nahm wirklich ein paar Secunden nachher dieselbe Richtung, und dieser neue Blick drückte die Frage aus:

„Haben Sie mir etwas zu sagen?“

„Ja,“ antwortete Salvator.

„Gehen Sie voran; ich folge Ihnen.“

Salvator ging voran und trat unter einen Thorweg.

Herr Jackal folgte ihm dahin.

Salvator trat gerade auf ihn zu, verbeugte sich leicht, jedoch ohne ihm die Hand zu geben, und sagte:

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, Herr Jackal, doch Sie suchte ich.“

„Ich glaube Ihnen, Herr Salvator,“ erwiederte der Polizeichef mit seinem feinen Lächeln.

„Ja, der Zufall hat mich vortrefflich bedient,“ sprach Salvator. „Ich komme von der Präfectur.“

„Wahrhaftig!“ rief Herr Jackal, „Sie haben sich die Mühe genommen, zu mir zu gehen?“

„Ja, und Ihr Huissier wird es bestätigen. Nur war ich, da er mir nicht sagen konnte, wo ich Sie finden werde, gezwungen, es zu errathen, und ich habe Sie meinem guten Sterne vertrauend aufgesucht.“

„Sollte ich das Glück haben, Ihnen irgend einen

Dienst leisten zu können, mein lieber Herr Salvator?" fragte Herr Jackal.

„Ei! mein Gott! ja," antwortete der junge Mann, „Sie können dieses Glück haben, wenn Sie überhaupt wollen."

„Lieber Herr Salvator, Sie sind zu geizig mit solchen Gelegenheiten, als daß ich sie mir würde entschlüpfen lassen."

„Und das ist sehr einfach, wie Sie sehen werden. Der Freund von einem meiner Freunde ist gestern Abend im Getümmel verhaftet worden."

„Ah!" machte Herr Jackal.

„Das setzt Sie in Erstaunen?" fragte Salvator.

„Nein, denn ich hörte sogar, es habe gestern eine große Menge Verhaftungen stattgefunden. Bringen Sie mich auf die Spur, lieber Herr Salvator."

„Das ist sehr leicht; ich habe Ihnen denselben in dem Augenblicke, wo man ihn verhaftete, gezeigt."

„Ah!... es ist gerade dieser?... Seltsam!..."

„Würden Sie ihn unter den Gefangenen wiedererkennen?"

„Ich kann nicht dafür stehen; ich habe ein so kurzes Gesicht! Doch wenn Sie mir mit seinem Namen helfen wollen . . ."

„Er heißt Dubreuil."

„Dubreuil? Warten Sie doch," sagte Herr Jackal, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, wie ein Mensch, der seine Gedanken zu sammeln sucht. „Dubreuil? . . . Ja, ja, ja, ich kenne diesen Namen."

„Ei! wenn Sie Auskunft nöthig hätten, so könnte ich Ihnen unter der Menge die zwei Agenten suchen

die ihn verhaftet haben? Ihre Gesichter sind mir so gegenwärtig, daß ich sie wiedererkennen würde, dessen bin ich sicher . . ."

„Sie glauben?"

„Um so mehr, als ich sie schon in der Kirche bemerkt hatte . . ."

„Nein, das ist unnöthig . . . Wünschen Sie einige Auskunft über den Unglücklichen?"

„Ich wünsche ganz einfach zu wissen, aus welchem Grunde dieser Unglückliche, wie Sie ihn nennen, verhaftet worden ist."

„Ah! das kann ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht sagen."

„In jedem Falle werden Sie mir wohl sagen, wo Sie glauben, daß er ist."

„Auf dem Depot, natürlich . . . wenn ihn nicht etwa eine besondere Bezüchtigung nach der Conciergerie oder nach der Force bringen gemacht hat."

„Diese Auskunft ist unbestimmt."

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Salvator? Sie fassen mich ganz unverhofft an."

„Sie, Herr Jackal! faßt man Sie je so?"

„Gut! nun sind Sie wie die Anderen. Weil ich Herr Jackal heiße, so ziehen Sie Analogien aus meinem Namen, und Sie glauben, ich sei fein wie ein Fuchs!"

„Ei! das ist Ihr Ruf."

„Nun wohl! ich bin das Gegentheil von Figaro: ich bin weniger werth als mein Ruf, das schwöre ich Ihnen. Nein, ich bin ein guter Kerl, und das macht meine Stärke. Man hält mich für schlau, man fürchtet meine Feinheiten, und läßt sich durch

meine Gutmüthigkeit fangen. An dem Tage, wo ein Diplomat nicht mehr lügt, wird er alle seine Collegen täuschen, denn nie werden sie glauben können, er spreche die Wahrheit."

„Herr Jackal, machen Sie mich nicht glauben, Sie haben Befehl gegeben, einen Mann zu verhaften, ohne die Ursache zu wissen, aus der Sie ihn verhaften ließen."

„Ei! hört man Sie, so sollte man glauben, ich sei König von Frankreich!"

„Nein, doch Sie sind König von Jerusalem."

„Vicekönig, und! . . . Präfect allerhöchstens! Sind nicht Herr von Corbière und Herr Delavau da, die vor mir in meinem Reiche regieren?"

„Also," sagte Salvator, den Polizeichef fest anschauend, „Sie weigern sich also, mir zu antworten?"

„Ich weigere mich nicht, Herr Salvator, nur ist mir das buchstäblich unmöglich. Was kann ich Ihnen sagen? . . . Man hat Herrn Dubreuil verhaftet?"

„Ja, Herrn Dubreuil."

„Nun wohl, dafür ist ein Grund vorhanden."

„Dieser Grund ist es gerade, was ich zu wissen verlange."

„Er wird die Ordnung gestört haben."

„Nein, denn ich habe ihn in dem Augenblicke, wo er verhaftet wurde, angeschaut."

„Nun, dann wird man ihn für einen Andern gehalten haben."

„Das geschieht also zuweilen?"

„Ei!" erwiederte Herr Jackal, indem er sich die Nase mit Tabak vollstopfte, „nur unser Heiliger Vater ist unfehlbar, und auch . . ."

„Erlauben Sie mir, Ihre Worte auszulegen, mein lieber Herr Jackal."

„Thun Sie das; doch wahrhaftig, Sie erweisen ihnen zu viel Ehre."

„Ist Ihnen das Gesicht des Verhafteten unbekannt?"

„Ja, ich sah ihn gestern zum ersten Male."

„Sein Name ist Ihnen unbekannt?"

„Sein Name Dubreuil . . . ja."

„Und die Ursache seiner Verhaftung ist Ihnen unbekannt?"

Herr Jackal drückte seine Brille wieder auf seine Augen nieder.

„Völlig unbekannt," sagte er.

„Woraus ich schließe," fuhr Salvator fort, „daß die Ursache seiner Verhaftung von geringer Bedeutung ist, und daß sie folglich nicht von langer Dauer sein dürfte."

„Ah! gewiß!" antwortete mit einer väterlichen Miene Herr Jackal. „Ist es das, was Sie wissen wollten?"

„Ja."

„Warum sagten Sie es denn nicht früher? Ich will nicht gerade behaupten, daß der Freund Ihres Freundes zur Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, freigelassen ist; doch da er Ihr Schützling ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten, und sobald ich auf die Präfectur komme, öffne ich diesem Burschen beide Flügel der Thüre."

„Ich danke!" sprach Salvator, indem er den Polizeimann tief anschaute. „Ich darf also auf Sie zählen?" . . .

„Das heißt, Ihr Freund kann auf beiden Ohren schlafen. Ich habe in meinen ernsten Cartons nicht ein einziges Actenfascikel mit dem Namen Dubreuil. Ist das Alles, was Sie von mir wünschen?"

„Nichts Anderes."

„Wahrhaftig, Herr Salvator," sagte der Polizeimann, als er sah, daß die Menge sich verlief, und daß die Zusammenschaarung beinahe zerstreut war; „wahrhaftig, die Dienste, die Sie von mir verlangen, haben große Aehnlichkeit mit den Zusammenrottungen; man glaubt sie fest zu halten, und sie zerplatzen einem in der Hand wie Seifenblasen."

„Das ist so," erwiederte Salvator lachend, „weil die Zusammenrottungen verpflichten wie die Dienste. Darum sind sie so selten und folglich so kostbar."

Herr Jackal hob seine Brille empor, schaute Salvator an, stopfte sich die Nase mit Tabak voll, drückte seine Brille wieder nieder und sagte:

„Nun also?"

„Auf Wiedersehen, lieber Herr Jackal," antwortete Salvator.

Und er grüßte den Polizeimann, dem er die Hand eben so wenig gab, da er ihn verließ, als da er ihn angeredet hatte, schritt über die Rue Saint-Honoré von rechts nach links und begab sich wieder zu Dominique, der ihn in seinem Fiacre an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg erwartete.

Er öffnete sodann den Schlag des Fiacre, reichte Dominique beide Hände und sprach:

„Sie sind Mann, Sie sind Christ, Sie wissen

folglich, was der Schmerz ist, was die Resignation ist . . ."

„Mein Gott!" rief der Mönch, seine weißen Hände faltend.

„Nun wohl, die Lage Ihres Freundes ist ernst, sehr ernst!"

„Er hat Ihnen also Alles gesagt?"

„Er hat mir im Gegentheile nichts gesagt, und das ist es, was mich erschreckt. Er kennt Ihren Freund nicht von Gesichte; er hat gestern zum ersten Male den Namen Dubreuil aussprechen hören, und er weiß die Ursache seiner Verhaftung nicht . . . Mißtrauen Sie, ich wiederhole es Ihnen, die Sache ist ernst, sehr ernst!"

„Was ist zu thun?"

„Gehen Sie nach Hause . . . Ich will meinerseits nachforschen, forschen Sie Ihrerseits nach, und zählen Sie auf mich."

„Freund," sprach Dominique, „da Sie so gut sind . . ."

„Was?" fragte Salvator, den Mönch anschauend.

„Lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht Alles gesagt habe."

„Ist es noch Zeit? Sprechen Sie!"

„Nun denn, der Verhaftete heißt nicht Dubreuil, ist nicht mein Freund."

„Nicht?"

„Er heißt Sarranti und ist mein Vater."

„Ah!" rief Salvator, „ich weiß nun Alles."

Sodann den Mönch anschauend.

„Treten Sie in die erste die beste Kirche ein, die Sie treffen, und beten Sie!"

„Und Sie?"

„Ich . . . ich werde zu handeln suchen."

Der Mönch nahm die Hand von Salvator und küßte sie, ehe dieser Zeit gehabt hatte, sich zu widersetzen.

„Bruder, Bruder," sprach Salvator, „ich habe Ihnen gesagt, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele, doch man darf uns nicht beisammen sehen. Gott befohlen!"

Er schloß den Schlag wieder und entfernte sich rasch.

„Nach der Saint-Germain-des-Prés-Kirche!" sagte der Mönch.

Und während der Fiacre den Weg nach dem Pont de la Concorde mit dem gewöhnlichen Gange eines Fiacre einschlug, ging Salvator schleunigst wieder die Rue de Rivoli hinauf.

XII.

Das Gespenst.

Die Saint-Germain-des-Prés-Kirche, mit ihrer romanischen Vorhalle, ihren massiven Pfeilern, ihren gedrückten Bögen, ihrem Dufte vom achten Jahrhundert, ist eine der düstersten Kirchen von Paris, und folglich eine von denjenigen, wo man am leichtesten die Vereinzelung des Leibes und die Erhebung der Seele finden kann.

Es hatte also nicht ohne Grund Dominique, der nachsichtige Mönch, aber der strenge Mensch, Saint-Germain-

des-Prés gewählt, um hier mit Gott von seinem Vater zu reden.

Er betete lange, und es war über fünf Uhr Nachmittags, als er, die Hände in seinen weiten Aermeln verloren, den Kopf auf seine Brust gesenkt, daraus wegging.

Er wandelte langsam nach der Rue du Pot-de-Fer, immer hoffend, — indessen mit einer sehr schüchternen und unbestimmten Hoffnung, — aus dem Gefängnisse abgegangen, werde sein Vater gekommen sein, um nach ihm zu fragen.

Seine erste Frage an die gute Frau, welche beim Abbé die Functionen einer Concierge und einer Löhnerin cumulirte, war auch, daß er sich erkundigte, ob in seiner Abwesenheit Niemand nach ihm gefragt habe.

„Doch, mein Vater," antwortete die Concierge, „ein Herr . . ."

Dominique bebte.

„Sein Name?" fragte er.

„Er hat ihn mir nicht gesagt."

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein . . . es ist das erste Mal, daß er kommt."

„Sie sind sicher, daß es nicht der ist, welcher mir gestern einen Brief gebracht hat?"

„Ah! nein, diesen hätte ich wohl erkannt: es gibt nicht zwei so finstere Gesichter in Paris."

„Armer Vater!" murmelte Dominique.

„Nein," fuhr die Concierge fort, „die Person, welche zweimal gekommen ist, — denn sie ist zweimal gekommen: einmal um Mittag, und das andere Mal um vier Uhr; — die Person, welche zweimal

gekommen ist, ist mager und kahl. Es ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit kleinen, wie die eines Maulwurfs tief im Kopfe liegenden Augen und ganz krankem Aussehen. Sie werden ihn übrigens wahrscheinlich sogleich sehen, denn er hat gesagt, er wolle einen Gang machen und werde dann wiederkommen . . . Soll ich ihn herauflassen?"

„Gewiß," erwiederte der Abbé zerstreut; denn in diesem Augenblicke war ihm an nichts gelegen, als an dem, was von seinem Vater kam.

Und er nahm seinen Schlüssel und schickte sich an, hinaufzugehen.

„Aber," sagte die gute Frau, „Herr Abbé..."

„Was?"

„Sie haben also auswärts gefrühstückt?"

„Nein," antwortete der Abbé, den Kopf schüttelnd.

„Also haben Sie den ganzen Tag nichts gegessen?"

„Ich habe nicht daran gedacht. Sie werden mir etwas beim Restaurateur holen . . . was Ihnen beliebt."

„Wenn der Herr Abbé wollte," sagte die gute Frau, indem sie einen Blick auf ihren Ofen warf, „ich habe einmal eine gute Fleischbrühe . . ."

„Wohl!"

„Sodann würde ich ein paar Cotelettes auf den Rost legen; das wäre für den Herrn Abbé viel besser als Fleisch vom Restaurateur."

„Thun Sie, was Sie wollen."

„In fünf Minuten werden die Fleischbrühe und die Cotelettes bei Ihnen sein."

Der Abbé nickte beipflichtend mit dem Kopfe und

ging die Treppe hinauf. Als er in sein Zimmer eintrat, öffnete er das Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitten golden durch die Zweige der Bäume des Luxembourg, deren Knospen zu schwellen anfingen.

Es war in der Luft der in's Veilchenblaue spielende kleine Nebel, der das Herannahen des Frühlings verkündigt.

Der Abbé setzte sich, stützte seinen Ellenbogen auf das Fenstergesims, schaute und horchte auf die Schwärme von Sperlingen, welche zwitscherten, ehe sie in ihre Hagebuchen zurückkehrten.

Die Concierge, wie sie es zu thun versprochen, brachte die Fleischbrühe und die zwei Cotelettes herauf; ohne den Mönch in seiner Meditation zu stören, denn sie war gewohnt, ihn so meditiren zu sehen, setzte sie sodann den Tisch vor ihn, und auf den Tisch sein Mittagsbrod.

Der Abbé hatte die Gewohnheit angenommen, Brod auf sein Fenster zu zerkrümeln, und an dieses Bettelgeschenk gewöhnt, eilten die Vögel herbei wie römische Clienten zur Thüre von Lucullus oder von Cäsar.

Einen Monat lang war das Fenster geschlossen geblieben; einen Monat lang hatten die Vögel vergebens ihrem Freunde gerufen; einen Monat lang hatten sie sich vergebens auf den äußeren Rand dieses Fensters gesetzt und neugierig durch die Scheibe geschaut.

Das Zimmer war leer: der Abbé Dominique war in Penhoël.

Als aber die Vögel das Fenster offen sahen, da

verdoppelte sich ihr Geschwätz. Man hätte glauben sollen, sie verkündigen einander die frohe Neuigkeit. Endlich wagten es einige von ihnen, mit besserem Gedächtnisse, um den Mönch zu flattern.

Das Geräusch der Flügel entzog ihn seiner Träumerei.

„Ah!" sagte er, „arme Kleine, ich vergaß euch, und ihr erinnert euch; ihr seid besser als ich."

Und er nahm sein Brod, wie er es früher gethan, und zerkrümelte es auf das Fenster.

Sogleich waren es nicht mehr zwei oder drei kühne Sperlinge, die sich zu nähern wagten: es war der ganze Flug seiner alten Pensionäre, der um ihn wirbelte.

„Frei, frei, frei!" murmelte Dominique; „ihr seid frei, reizende Vögel, und mein Vater, er ist Gefangener!"

Und er fiel in seinen Lehnstuhl zurück, wo er einige Augenblicke in eine tiefe Träumerei versenkt blieb.

Dann trank er endlich maschinenmäßig seine Fleischbrühe und aß seine Cotelettes mit der Kruste von dem Brode, von dem er die Krume den Vögeln gegeben hatte.

Die Sonne sank indessen immer tiefer gegen den Horizont; sie vergoldete nur noch das äußerste Ende der Zweige und die Spitzen der Kamine. Die kleinen Vögel waren entflogen, und man hörte in der Ferne, in den Hagebuchen, ihr Geschwätz, das mehr und mehr erlosch.

Immer maschinenmäßig, streckte Dominique die Hand aus und entfaltete sein Journal.

Die zwei ersten Colonnen enthielten die wortreiche Erzählung der Ereignisse des vorhergehenden Tages. Der Abbé Dominique, der wenigstens eben so gut als ein Journal des Ministeriums wußte, woran er sich in dieser Hinsicht zu halten hatte, übersprang die zwei Colonnen; als er aber zur dritten kam, zog es wie eine Blendung vor seinen Augen vorüber; sein ganzer Leib zitterte, ein Schauer lief in ihm vom Kopfe bis zu den Füßen, ein kalter Schweiß überströmte seine Stirne: er hatte dreimal wiederholt, ehe er etwas gelesen, seinen Namen oder vielmehr den seines Vaters gesehen.

Aus welcher Veranlassung war der Name von Herrn Sarranti dreimal in den Colonnen dieses Journals wiederholt?

Der arme Dominique hatte eine Erschütterung empfunden ähnlich der, welche die Gäste von Balthasar treffen mußte, als die unsichtbare Hand mit Flammenschrift die drei tödtlichen Worte an die Wand schrieb.

Er rieb sich die Augen, als blendete ihn ein Blutbild; er versuchte es, zu lesen, doch die Zeitung zitterte dergestalt in seinen beiden Händen, daß die Linien ihm blendend schillerten wie der Reflex eines Spiegels, den man bewegt.

Endlich breitete er das Blatt auf seinem Schooße aus, befestigte es auf beiden Seiten mit seinen Händen, und las beim letzten Scheine des Tages.

Sie errathen, nicht wahr, was er las? Er las die in die Journale eingerückte entsetzliche Notiz, die wir Ihnen vor Augen gelegt haben; die Notiz, in

der sein Vater des Diebstahls und des Mordes angeklagt war.

Der Blitz hätte nicht so ungeschlacht und so tödtlich einen Menschen niedergeschmettert, als es dieser erschreckliche Artikel that:

Plötzlich aber sprang er von seinem Stuhle an seinen Secretär und rief:

„Ah! Gott sei gelobt! Diese Verleumdung, mein Vater, wird in die Hölle zurückkehren, von der sie ausgegangen ist!“

Und er nahm aus der Schublade das uns bekannte Papier, die geschriebene Beichte von Herrn Gérard.

Er drückte heiße Küsse auf die Rolle, welche das Leben eines Menschen enthielt; mehr als sein Leben, seine Ehre! — die Ehre seines Vaters!

Er öffnete sie, um sich zu versichern, es sei wirklich die kostbare Rolle, und er täusche sich nicht in seiner Hast; und als er die Handschrift erkannt und den Namen, mit dem sie unterzeichnet war, wieder gelesen hatte, küßte er sie aufs Neue; dann schob er sie unter seinen Rock, preßte sie an seine Brust, verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg rasch die Treppe hinab.

Ein Mann stieg die Treppe zu gleicher Zeit herauf, da der Abbé Dominique hinabging. Doch der Abbé Dominique schenkte diesem Manne keine Aufmerksamkeit; er ging an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, beinahe ohne ihn zu sehen, als er sich am Aermel seines Rockes zurückgehalten fühlte.

„Verzeihen Sie, Herr Abbé,“ sagte derjenige, welcher ihn zurückhielt, „ich ging zu Ihnen.“

Der Ton dieser Stimme machte Dominique beben; sie war ihm nicht unbekannt.

„Zu mir? . . . Später," erwiederte Dominique; „ich habe nicht Zeit, wieder hinaufzugehen."

„Und ich habe keine, wiederzukommen," sprach der Mann, indem er diesmal den Arm des Mönches mit dem Aermel ergriff.

Dominique fühlte etwas wie einen tiefen Schrecken auf sich niederfallen.

Diese eisernen Hände, die ihm den Arm zusammendrückten, schienen die Hände eines Skelettes zu sein.

Er suchte denjenigen zu sehen, welcher ihn so auf seinem Wege aufhielt; doch die Treppe war in der Finsterniß, ein einziger Strahl des Tages drang durch ein Ochsenauge ein und beleuchtete einen schmalen Raum.

„Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?" fragte der Mönch, der seinen Arm vergebens loszumachen suchte.

„Ich bin Herr Gérard," erwiederte der Mann, „und ich komme wegen des Bewußten."

Dominique stieß einen Schrei aus.

Doch die Sache schien ihm so unmöglich, daß er, ehe er daran glaubte, dem Zeugnisse seiner Ohren das Zeugniß seiner Augen beifügen wollte.

Er nahm den Mann nun auch bei beiden Armen, und sprang mit ihm bis in den röthlichen Strahl, den einzigen, der die Treppe beleuchtete.

Der Kopf des Gespenstes befand sich im Lichte.

Es war in der That Herr Gérard.

Der Abbé wich, das Auge erschrocken, die Haare

zu Berge stehend, seine Kinnbacken an einander klappernd, bis an die Wand zurück.

Hier blieb er in der Haltung eines Mannes, der einen Leichnam in seinem Sarge sich würde erheben sehen, und ließ mit einer dumpfen Stimme das einzige Wort entschlüpfen:

„Lebendig!"

„Allerdings lebendig," sagte Herr Gérard. „Gott hat Mitleid mit meiner Reue gehabt und mir einen guten, jungen Arzt geschickt, durch den ich geheilt worden bin."

„Sie?" rief der Abbé, der sich einem entsetzlichen Traume preisgegeben glaubte.

„Nun wohl, ja. Ich begreife, daß Sie mich für todt gehalten haben, doch ich bin es nicht."

„Sind Sie schon zweimal heute hier gewesen?"

„Und ich komme zum dritten Male . . . Ich wäre zehnmal gekommen; Sie begreifen, es lag mir daran, daß Sie mich nicht fortwährend für todt hielten."

„Doch warum eher heute, als an einem andern Tage?" fragte maschinenmäßig der Abbé, indem er den Mörder mit starren Augen anschaute.

„Sie haben also die Zeitungen nicht gelesen?" sagte Herr Gérard.

„Doch, ich habe sie gelesen," antwortete mit dumpfer Stimme der Mönch, der den Abgrund, vor dem er sich fand, zu ermessen anfing.

„Wenn Sie sie gelesen haben, so müssen Sie den Zweck meines Besuches begreifen."

Dominique begriff in der That, und ein kalter Schweiß floß über seinen ganzen Leib.

„Da ich lebe," fuhr Herr Gérard, die Stimme dämpfend, fort, „so ist meine Beichte nichtig."

„Nichtig?" wiederholte maschinenmäßig der Mönch.

„Ja, ist es nicht den Priestern bei Strafe ewiger Verdammniß verboten, die Beichte zu offenbaren, ohne die Erlaubniß des Beichtenden erhalten zu haben?"

„Diese Erlaubniß haben Sie mir gegeben," rief der Mönch.

„Wenn ich todt wäre, ja, allerdings; doch da ich lebe, nehme ich sie zurück."

„Unglücklicher!" rief der Mönch, „und mein Vater?"

„Er vertheidige sich, er klage mich an, er beweise; doch Sie, Beichtvater, Stille!"

„Es ist gut!" sagte Dominique, einsehend, daß er sich nicht gegen ein Verhängniß sträuben konnte, das sich ihm unter der Form von einem der Grunddogmen der Kirche bot, „es ist gut, Elender! ich werde schweigen!"

Und mit der Hand Gérard zurückstoßend, machte er eine Bewegung, um wieder in seine Wohnung hinaufzugehen.

Doch Herr Gérard klammerte sich an ihn an.

„Was wollen Sie noch von mir?" fragte der Mönch.

„Was ich will?" sagte der Mörder. „Ich will das Papier, das ich Ihnen in einem Augenblicke des Deliriums gegeben habe."

Dominique drückte seine beiden Hände an seine Brust.

„Sie haben es,“ rief Gérard; „es ist da . . . geben Sie es mir zurück.“

Und der Mönch fühlte aufs Neue an seinem Arme den Druck der eisernen Hand, während der ausgestreckte Finger des Mörders beinahe das Manuscript berührte.

„Ja, es ist da,“ sprach der Abbé Dominique; „doch wo es ist, da wird es, ich schwöre es bei meinem Priesterworte, auch bleiben.“

„Sie würden also Ihren Eid brechen? Sie würden also die Beichte offenbaren?“

„Ich habe Ihnen gesagt, ich nehme den Vertrag an, und so lange Sie leben, werde ich schweigen.“

„Warum behalten Sie dann dieses Papier?“

„Weil Gott gerecht ist; weil es, durch Zufall oder durch Gerechtigkeit, sein kann, daß Sie während des Processes meines Vaters sterben, weil ich endlich, ist mein Vater verurtheilt, auf dem Schaffot zu sterben, dieses Papier gegen Gott erheben und sprechen werde: „„Herr, der Du das höchste Wesen und der gerechte Gott bist, schlage den Schuldigen und rette den Unschuldigen!““ Das, Elender, ist mein Menschen- und Priesterrecht, und ich werde von meinem Rechte Gebrauch machen.“

Hierauf schob er Herrn Gérard, der sich vor ihn gestellt hatte, als wollte er ihm den Weg versperren, heftig beiseit, ging die Treppe hinauf, dem Mörder durch eine gebieterische Geberde verbietend, ihm zu folgen, trat in seine Wohnung ein, deren Thüre er schloß, fiel vor einem Crucifix auf die Kniee und sprach:

„Mein Gott und Herr, Du, der Du Alles siehst,

Du, der Du Alles hörst, Du hast so eben gesehen und gehört, was vorgefallen ist; mein Gott und Herr, es wäre eine Ruchlosigkeit, die Hand der Menschen bei Allem dem anzurufen . . . Dir die Gerechtigkeit!"

Dann fügte er mit dumpfem Tone bei:

„Und übst Du nicht Gerechtigkeit, mir die Rache!"

XIII.

Eine Soirée im Hotel Marande.

Einen Monat nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, am Sonntag den 30. April, bot die Rue Laffitte, — oder nennen wir sie vielmehr mit dem Namen, den sie damals trug, — die Rue d'Artois einen ungewohnten Anblick.

Man denke sich in der That das Boulevard des Italiens und das Boulevard des Capucines bis zum Boulevard de la Madeleine, das Boulevard Montmartre bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle, und andererseits, parallel, die ganze Rue de Provence und die anliegenden Straßen buchstäblich von Equipagen mit funkelnden Laternen überströmt; man denke sich die Rue d'Artois beleuchtet von zwei mit Lämpchen beladenen riesigen Eibenbäumen, die sich auf jeder Seite der Thüre eines reichen Hotels erhoben; zwei Dragoner zu Pferde diese Thüre bewachend, zwei andere auf dem durch das Durchkreuzen der Rue de Provence gebildeten Scheidewege stationirend; —

und man wird eine Idee von dem Schauspiele haben, das den Vorübergehenden die Umgebungen des Hotels Marande bieten, wenn seine schöne Herrin einigen Freunden eine von den Soireen gibt, wobei ganz Paris sein will.

Folgen wir einer von den Equipagen, welche die Reihe bilden, und treten wir mit ihr in den Ehrenhof ein; bleiben wir sodann in diesem Ehrenhofe stehen, in Erwartung von Einem, der uns einführt, und während wir warten, betrachten wir das Innere des Hotels.

Das Hotel Marande lag, wie gesagt, in der Rue d'Artois, zwischen dem Hotel Cerutti, — das bis 1792 seinen Namen der Straße gegeben hatte, — und dem Hotel de l'Empire.

Drei Corps de Logis bildeten, mit der Façademauer, ein ungeheures Rechteck. Rechts waren die Zimmer des Banquier, vorne die Salons des Politikers; links die Gemächer der schönen Person, die unsern Lesern schon mehrere Male unter dem Namen Lydie von Marande erschienen ist. Diese drei Corps de Logis standen so mit einander in Verbindung, daß der Herr das Auge überall haben konnte, — zu jeder Stunde des Tages, wie zu jeder Stunde der Nacht.

Die Empfangsalons nahmen den ersten Stock dem Thorwege gegenüber ein. Doch an den großen Tagen öffnete man die Verbindungsthüren, und die Eingeladenen konnten dann ohne Indiscretion in die eleganten Boudoirs der Frau und in die strengen Orte der Zurückgezogenheit des Mannes dringen.

Das ganze Erdgeschoß diente, der linke Flügel

für Küche und Officin; das Centrum als Speisesaal und Vestibule; der rechte Flügel für Bureaux und Kasse.

Steigen wir die Treppe mit marmornem Geländer und mit Stufen bedeckt mit einem Teppich von Sallandrouze hinauf und sehen wir, ob unter dieser ganzen Menge, welche die Vorzimmer füllt, nicht ein Freund existirt, der uns der schönen Wirthin des Hauses vorstellen kann.

Wir kennen die bedeutendsten Eingeladenen; doch wir stehen nicht in so enger Verbindung mit ihnen, um einen solchen Dienst von ihnen zu verlangen.

Höret, man meldet sie.

Es ist Lafayette, es ist Casimir Perrier, es ist Royer-Collard, es ist Béranger, es ist Pajol, es ist Köchlin, es ist endlich Alles das, was in Frankreich die in der Mitte zwischen der aristokratischen Monarchie und der Republik liegende Meinung vertritt; es sind diejenigen, welche mit dem Worte Charte im Munde dumpf an der großen Geburt von 1830 arbeiten, und hören wir unter allen diesen Parteichefs, die wir genannt haben, Laffitte nicht melden, so ist dies so, weil er sich in Maisons befindet und mit der Ergebenheit, welche der treffliche Banquier für seine Freunde hegt, den kranken Manuel pflegt, der binnen Kurzem sterben wird.

Doch sieh, da ist Einer, der uns einführen wird. Ist einmal die Schwelle überschritten, so werden wir gehen, wohin es uns beliebt.

Es ist dieser junge Mann von mittlerer, eher großer, als kleiner, wunderbar gebauter Gestalt; dieser junge Mann nach der Mode der Zeit gekleidet,

und zugleich mit jenem gewissen Etwas, das den Künstler bildet. Man sehe: dunkelgrüner Frack geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion, das er erhalten hat, — durch welchen Einfluß? er weiß es nicht; denn er hat es nicht verlangt, und sein Oheim ist zu egoistisch, als daß er daran gedacht hätte, es ihm zu verschaffen, und überdies ist er bei der Opposition; — schwarze Sammetweste mit einem Knopfe oben zugeknöpft, drei Knöpfen unten zugeknöpft, welche Weste durch ihre Oeffnuug ein Jabot von englischen Spitzen passiren läßt; anliegende Beinkleider, ein nerviges, bewunderungswürdig gemachtes Bein zeichnend; durchbrochene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit kleinen goldenen Schnallen, einen Frauenfuß enthaltend; — sodann über Alles dies der Kopf von Van Dyk mit sechsundzwanzig Jahren.

Sie haben ihn erkannt, es ist Petrus. Er hat kurz zuvor ein reizendes Portrait von der Gebieterin des Hauses gemacht. — Er liebt es nicht, Portraits zu machen, doch sein Freund Jean Robert ist so sehr in ihn gedrungen, er möge das von Frau von Marande malen, daß der junge Künstler einwilligte. Allerdings hat ein hübscher Mund, sich mit dem befreundeten Munde von Jean Robert verbindend, indeß zugleich eine reizende Hand die seinige drückte, auf dem Balle der Frau Herzogin von Berry, — wo er, man weiß nicht auf welche Empfehlung, eingeladen war, — allerdings hat ein hübscher Mund mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm gesagt: „Machen Sie das Portrait von Lydie; ich will es.“

Und der Maler, da er nichts diesem hübschen Munde zu verweigern hatte, in welchem der Leser

schon den von Regina von Lamothe-Houdon, Gräfin Rappt, erkannt hat, öffnete die Pforten seines Atelier Madame Lydie von Marande, welche, das erste Mal von ihrem Gatten geführt, — der dem Maler in Person für seine Gefälligkeit danken wollte, — die anderen Male nur in Begleitung eines einzigen Bedienten kam.

Sodann, als das Gemälde vollendet war, — da man einsah, man bezahle nicht mit Banquebillets die Gefälligkeit eines Künstlers wie Petrus, eines Edelmannes wie der Baron von Courtenay, — neigte sich Frau von Marande an das Ohr des schönen Malers und sagte zu ihm:

„Besuchen Sie mich, wann Sie wollen: nur benachrichtigen Sie mich am Tage vorher durch eine Zeile, damit Sie Regina bei mir finden."

Und Petrus ergriff die Hand von Frau von Marande und küßte sie mit einem Feuer, das die schöne Lydie sagen machte:

„Oh! mein Herr, wie müssen Sie diejenigen lieben, welche Sie lieben!"

Am andern Tage erhielt Petrus, durch die Vermittlung von Regina, eine sehr einfache Nadel, die kaum den halben Werth seines Bildes hatte, — eine doppelte Zartheit, welche mit seinem aristokratischen Charakter Petrus besser als irgend ein Anderer zu schätzen im Stande war.

Folgen wir also Petrus: Sie sehen, daß er alles Recht hat, uns in seinem Gefolge in das Haus des Banquier der Rue d'Artois einzuführen und uns die Schwelle dieser Salons überschreiten zu lassen, wo uns so viele Illustrationen vorangegangen sind.

Gehen wir unmittelbar zur Gebieterin des Hauses. Sie ist dort rechts in ihrem Boudoir.

Die erste Bewegung von Jedem, der in dieses Boudoir eintritt, gehört ganz dem Erstaunen. Was ist aus allen den berühmten Personen geworden, die man gemeldet hat, und warum findet man hier, mitten unter zehn bis zwölf Frauen, kaum drei bis vier junge Leute? Das ist so, weil die politischen Illustrationen Herrn von Marande zu Liebe kommen; weil Frau von Marande die Politik haßt; weil sie erklärt, sie habe keine Meinung, sie finde nur, die Frau Herzogin von Berry sei eine reizende Frau, und König Karl X. müsse einst ein vollendeter Edelmann gewesen sein.

Doch sind die Männer, — welche bald kommen werden, seien Sie ruhig! — sind die Männer oder vielmehr die jungen Leute in der Minderzahl, welch ein blendendes Luststück von Frauen!

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Boudoir.

Das ist ein hübscher Salon, der einerseits in ein Schlafzimmer und andererseits in eine Gewächshausgallerie geht. Er ist ausgeschlagen mit himmelblauem Atlaß mit schwarzen und rosenfarbigen Ornamenten; so daß die glänzenden Augen und die herrlichen Diamanten der schönen Freundinnen von Frau von Marande auf dem Azur wie Sterne am Firmament funkeln.

Diejenige aber, welche man zuerst erblickt, diejenige, mit welcher wir uns besonders zu beschäftigen haben, die Sympathetischste, wenn nicht die Schönste, die Anziehendste, wenn nicht die Hübscheste, ist ohne Widerspruch die Herrin des Hauses, Madame Lydie von Marande.

Wir haben, so weit es der Feder dies zu thun erlaubt ist, das Portrait ihrer drei Freundinnen von Saint-Denis gezeichnet; versuchen wir es nun das ihrige zu skizziren.

Madame Lydie von Marande schien kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht zu haben. Es war eine Person von reizendem Anblick für Jeden, der in der Frau einen Körper und nicht allein eine Seele finden will.

Sie hatte Haare von einer köstlichen Nuance: blond, wenn sie dieselben in leichten Locken trug, kastanienbraun, wenn sie sie in geschlossenem Scheitel trug; immer glänzend und seiden.

Ihre Stirne war schön, verständig und stolz, weiß wie Marmor, glatt wie dieser.

Ihre Augen waren seltsam, weder völlig blau, noch völlig schwarz, doch an beiden Farben theilhabend, zuweilen in Nuancen von Opal spielend, andere Male düster wie Lasurstein, und dies je nach dem Lichte, das sie beleuchtete, oder vielleicht nach den Schlägen des Herzens, das sie belebte.

Die Nase war fein, aufgestülpt, spöttisch; der Mund war wohl gezeichnet, jedoch ein wenig groß, frisch wie feuchte Koralle, lachend und sinnlich.

Gewöhnlich sind ihre prallen Lippen leicht geöffnet und lassen das äußerste Ende einer doppelten Reihe von Perlen sehen; schließen sich diese Lippen, so geben sie, indem sie sich verbinden, dem ganzen oberen Theile des Gesichtes ein hoffärtiges, geringschätziges Wesen.

Das Kinn ist zierlich und rosenfarbig.

Was aber diesem ganzen Gesichte seine wirkliche

Schönheit, seine wahre Physiognomie, seinen originalen und, wir möchten beinahe sagen, seinen originellen Charakter verlieh, das war dieses schauernde Leben, das mit dem Blute unter der Haut zu laufen schien; das war dieser lebendige Teint; das waren diese so leicht mit Perlmutter nuancirten, so coquett mit Rosa gefärbten Wangen, daß sie zugleich die Durchsichtigkeit hatten, an der man die Frau des Südens erräth, und die Frische, an der man die Frau des Nordens erkennt.

So, unter einem blühenden Apfelbaume, bekleidet mit der reizenden Tracht der Frauen aus der Gegend von Caux, wäre sie von einer Tochter der Normandie als Landsmännin reclamirt worden; und sich in einer Hängematte schaukelnd, im Schatten eines Bananenbaumes, würde sie für eine Schwester von einer Creolin von Guadelupe oder Martinique gehalten worden sein.

Wir haben weiter oben zu verstehen gegeben, der ganze Körper, der diesen reizenden Kopf getragen, sei mit einer gewissen Fülle ausgestattet gewesen; doch diese Fülle, die bei der Frau von Albano anhielt, ohne die von Rubens zu erreichen, war, weit entfernt, unangenehm zu sein, an und für sich verführerisch; mehr als verführerisch: wollüstig.

In der That, ein üppiger Hals, der nie zum carcere duro *) des Corsetts verdammt gewesen zu sein schien, prallte bei jedem Athemzuge, stolz und reich, durch eine Gazewoge auf, ähnlich jenen Hälsen

*) Zum harten Gefängniß.

der schönen Töchter von Sparta und Athen, welche für die Venus und die Hebes von Praxiteles und Phidias standen.

Hatte diese strahlende Schönheit, die wir so eben beschrieben, ihre Bewunderer, so müssen Sie begreifen, daß sie dagegen auch ihre Feinde und ihre Verleumder hatte. Ihre Feinde, das waren fast alle Frauen; ihre Verleumder, das waren alle diejenigen, welche sich für berufen gehalten hatten und nicht auserwählt worden waren; es waren die abgewiesenen Liebhaber; es waren diese Schönen und diese Elegants mit leerem Gehirne, die sich nicht vorstellen, eine Frau begabt mit solchen Schätzen könne damit geizig sein.

Frau von Marande war also mehr als einmal verleumdet worden; und dennoch, obschon sie diese köstliche Verführung der Frau, die Schwäche behalten hatte, hatten wenige Frauen die Verleumdung minder verdient als sie.

So, als der Graf Herbel, als wahrer Voltairianer, was er war, zu seinem Neffen sagte: „Was ist Frau von Marande? Eine Magdalena unter der Gewalt ihres Mannes und in der Unmacht der Reue!“ beging der General unserer Ansicht nach ein Unrecht, und wir werden später sagen, auf welche grammatikalische Art er die Wörter Gewalt und Unmacht hätte setzen müssen, hätte er die geringste Velleität gehabt, correct zu sprechen. Madame Lydie von Marande war, wie man bald sehen wird, nichts weniger als eine Magdalena.

Nun aber, da wir sie genügend geschildert zu haben glauben, wollen wir das Boudoir vollends

beschreiben und mit denjenigen, welche es einnehmen, Bekanntschaft machen oder erneuern.

XIV.

Wo von Carmelite die Rede ist.

Wir haben gesagt, unter diesem ganzen Luststücke von Frauen seien nur vier bis fünf Männer gewesen. Benützen wir es, daß die Gesellschaft nicht zahlreicher ist, um uns in dieses Salongeschwätz zu mischen, das gewöhnlich so viel Worte gebraucht, um so wenig zu sagen.

Der Lärmendste von diesen fünf Privilegirten des Boudoir von Frau von Marande war ein junger Mann, den wir unter schmerzlichen oder unheilvollen Umständen gesehen haben. Es war Herr Lorédan von Valgeneuse, der von Zeit zu Zeit, an welchem Orte des Boudoir er auch war, und mit welcher Dame er auch sprach, einen Blick schnell wie der Blitz und von seltsamer Bedeutung mit seiner Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, der Pensionsfreundin der armen Mina, wechselte.

Herr Lorédan war ein wahrer Salonmensch; kein Mund wußte besser zu lächeln, kein Blick wußte besser zu complimentiren; er besaß im höchsten Grade die Höflichkeit, welche an die Unverschämtheit gränzt, und von 1820 bis 1827, hatte ihn noch Niemand in der Kunst, seine Halsbinde anzulegen und daran, selbst ganz behandschuht, den Knoten nach der neusten Mode zu machen, ohne den Atlaß oder den Batist zu zerknittern, entthronen können.

Er plauderte in diesem Augenblicke mit Frau von Marande, deren Rococo-Fächer er als wahrer Liebhaber der Vanloo und Boucher vom Trödel bewunderte.

Derjenige, welcher nach Lorédan die Blicke der Frauen anzog, — weniger wegen seiner Schönheit und seiner Eleganz, als wegen seines schon durch drei bis vier Theatersuccesse und durch eine mehr noch originelle als geistreiche Conversation gegründeten Rufes, — war der Dichter Jean Robert. Unter der Zahl der gedruckten Einladungen, die seine ersten Triumphe um ihn regnen gemacht hatten, und auf welche zu antworten er sich wohl hütete, hatten ein paar autographirte Einladungen der schönen Lydie, — welche aus ihrem Salon das literarische Rendez-vous machen wollte, wie ihr Gatte aus dem seinigen das politische Rendez-vous der großen Männer der Zeit zu machen beabsichtigte, — seine Bedenklichkeiten überwunden. Ohne einer der emsigsten Besuche von Frau von Marande zu sein, war er doch einer ihrer Habitués, und bei jeder Sitzung, die sie seit drei Wochen seinem Freunde Petrus gegeben hatte, war er gewissenhaft gegenwärtig gewesen, in der Absicht, mit der reizenden jungen Frau plaudernd ihrem Portrait Belebtheit zu geben. Man muß sagen, daß es auch diesmal Jean Robert geglückt war, und daß nie der Blick und das Lächeln von Lydie, der eine glänzender, das andere belebter gewesen waren.

Herr von Marande machte hierüber an diesem Abend, — das Portrait war erst seit zwei Tagen im Hotel zurück, — Herr von Marande, sagen wir, machte hierüber an demselben Abend Jean Robert sein

Compliment und dankte ihm für die Gefälligkeit, mit der er für Frau von Marande das Langweilige des Sitzens abgekürzt habe.

Jean Robert wußte Anfangs nicht, ob Herr von Marande im Ernste sprach oder spottete; rasch auf das Gesicht des Banquier zurückgeworfen, glaubte sein Blick sogar einen Moment auf diesem Gesichte einen ironischen Ausdruck zu ertappen.

Doch die Augen der zwei Männer hefteten sich auf einander mit einem gewissen Ernste, und sich verbeugend wiederholte nun Herr von Marande die Worte:

„Herr Jean Robert, ich spreche im Ernste, und Frau von Marande vermöchte mir kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn sie die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrem Verdienste cultiviren würde.“

Und er reichte ihm so treuherzig die Hand, daß ihm Jean Robert die seinige mit gleicher Treuherzigkeit gab, obschon diese Treuherzigkeit von Seiten des jungen Dichters nicht ganz von einem gewissen Zögern frei zu sein schien.

Die dritte Person, mit der wir uns beschäftigen werden, ist unser Einführer Petrus. Wir wissen, welches Gestirn ihn anzieht. Nachdem die üblichen Complimente Frau von Marande, Jean Robert, seinem Oheim, dem alten General Herbel, — der in einer Ecke so mühsam verdaute, daß ihm seine Verdauung eine würdige und ernste Miene gibt, — gemacht und die Damen in Masse gegrüßt sind, hat er nach einem Augenblicke Mittel gefunden, sich auf die Causeuse zu stützen, auf der die schöne Regina, halb liegend,

einen Strauß von parmesanischen Veilchen entblätterte, sicher, es werden, wenn sie aufgestanden sei und den Platz geändert habe, die von ihr enthaupteten Veilchen nicht verloren sein.

Die fünfte Person ist ganz einfach ein Tänzer. Er gehört zu der von den Gebieterinnen des Hauses sehr geschätzten Race, mit denen sich aber die Poesie, der Roman und die Malerei nur zu beschäftigen haben, wie sich ein Inscenirer mit einem Comparsen beschäftigt.

Wir sagten, Lorédan habe mit Frau von Marande geplaudert; auf den Marmor des Kamins gestützt, habe sie Jean Robert angeschaut; Petrus habe mit Regina gesprochen, lächelnd bei jedem Veilchen, das den schönen Händen seiner Gottheit entfiel; der General Herbel habe mühsam auf einem Sopha verdaut; der Tänzer endlich habe seine Contretänze eingeschrieben, um chronologisch auf seine Tänzerin zuzustürzen, so oft das Orchester, das sich erst um Mitternacht sollte hören lassen, in die duftende Atmosphäre der Salons seine Noten der Aufforderung zu einer neuen Quadrille werfen würde.

Um genau zu sein, müssen wir sagen, daß das Bild, das wir zu malen versucht haben, keine Beständigkeit hatte. Von Minute zu Minute meldete man einen neuen Namen; die durch den Namen bezeichnete Person trat ein: war es eine Frau, so ging ihr Madame de Marande entgegen, und je nach dem Grade der Vertraulichkeit, in dem sie mit dieser Frau stand, küßte sie dieselbe oder beschränkte sie sich darauf, daß sie ihr die Hand drückte; war es ein Mann, so nickte sie mit dem Kopfe, begleitete dieses Nicken

mit einem anmuthigen Lächeln und sogar mit ein paar Worten, bezeichnete sodann der Frau einen freien Sitz, dem Manne die Gewächshausgallerie, und ließ aus den Neuangekommenen werden, was sie wollten, gefiel es Ihnen nun, die Schlachten von Horace Vernet, die Seestücke von Gudin, die Aquarellen von Decamps zu betrachten, oder zogen sie es vor, eine Privatconversation anzuknüpfen, oder einen Fetzen an jene Art von allgemeiner Conversation zu nähen, welche immer in einem Salon umherflattert, und an die sich die Leute anhängen, welche weder zu zwei zu plaudern, noch, — was bedeutend schwieriger ist, — zu schweigen wissen!

Einer, der ein Interesse gehabt hätte, dies wahrzunehmen, hätte bemerken können, daß trotz aller Ortsveränderungen, welche die Ankunft der neuen Gäste der Gebieterin des Hauses auferlegte, wo sich auch Frau von Marande, nachdem sie ihre Reverenz gemacht, nachdem sie ihren Kuß gegeben hatte, oder ihr Händedruck vollendet war, wiederfand, Herr Lorédan von Valgeneuse das Talent besaß, sich auch wieder bei ihr zu finden.

Lydie bemerkte diese Beharrlichkeit, und mißfiel sie ihr nun wirklich, oder befürchtete sie, eine andere Person könnte sie auch bemerken, sie versuchte es, ihr zu entgehen; ein erstes Mal, indem sie sich an die Seite von Regina setzte und für einige Augenblicke das süße Gespräch der zwei jungen Leute unterbrach, — ein Egoismus, den sie sich sehr schnell zum Vorwurfe machte; — ein zweites Mal, indem sie sich unter die Fittige des alten Voltairianers flüchtete, den wir als einen so strengen Beobachter der Data bei seiner Un=

terredung mit der Marquise de la Tournelle gesehen haben.

Diesmal wollte Frau von Marande hartnäckig aus dem Herzen des alten Grafen das Geheimniß ziehen, das ein gewöhnlich lächelndes, mehr als lächelnd, spöttisches Gesicht sorgenvoll machte.

Aber kam nun der Kummer des Grafen aus seinem Herzen oder, — was für ihn noch viel ernster war, — aus seinem Magen, er schien ganz und gar nicht entschlossen, Frau von Marande zur Vertrauten seines Geheimnisses zu machen.

Einige Worte von ihrem Gespräche gelangten bis zu Petrus und Regina und entzogen sie ihrer Entzückung.

Die zwei jungen Leute wechselten einen Blick.

Von Seiten Reginas bedeutete dieser Blick:

„Wir sind sehr unklug, Petrus! seit einer halben Stunde plaudern wir mit einander eben so rückhaltlos, als ob wir im Gewächshause des Boulevard des Invalides wären."

„Ja," antwortete der Blick von Petrus, „sehr unklug, es ist wahr, aber sehr glücklich, meine Regina!"

Sodann, als sie einen Blick gewechselt hatten, wechselten die zwei jungen Leute aus der Ferne und durch ein einfaches Schauern der Lippen einen von jenen Küssen, die das Herz dem Herzen schickt; und als würde er auf eine natürliche Art durch das Gespräch seines Oheims mit Frau von Marande angezogen, näherte sich Petrus diesen und sagte, das Lächeln der Sorglosigkeit auf den Lippen als ein

verzogenes Kind, das sich berechtigt glaubt, Alles zu sagen:

„Mein Oheim, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß, wenn Sie nicht Frau von Marande, die Ihnen die Ehre erwiesen hat, Sie zweimal nach der Ursache Ihrer Sorgen zu fragen, — bei unserem Ahnherrn Josselin II., den man Josselin den Galanten nannte, anderthalb Jahrhunderte, ehe die Galanterie erfunden war, bei diesem auf dem Ehrenfelde der Liebe gestorbenen Ahnherrn schwöre ich Ihnen, mein Oheim, daß ich Sie Madame denuncire und die wahre Ursache Ihres Kummers enthülle, so geheimnißvoll sie auch sein mag.“

„Enthülle, mein Junge,“ sagte der General mit einer gewissen Miene von Traurigkeit, welche in Petrus Zweifel erregte, ob sein Oheim allein unter der Bangigkeit einer mühsamen Verdauung leide, „enthülle, doch willst Du mir glauben, so wirst Du vor der Enthüllung Deine Zunge siebenmal im Munde umdrehen, aus Furcht, Dich zu verirren.“

„Oh! ich fürchte nichts!“ erwiederte Petrus.

„So sprechen Sie geschwinde, Herr Petrus, denn ich sterbe vor Unruhe,“ sagte Frau von Marande, welche auch ihre Zunge siebenmal im Munde umzudrehen schien, ehe sie den wahren Gegenstand des Gespräches, der sie hierher geführt hatte, in Angriff nahm.

„Sie sterben vor Unruhe, Madame?“ erwiederte der alte General; „nun wohl, das übersteigt ganz und gar meinen Scharfsinn! Sollte ich zufällig so glücklich sein, daß Sie irgend eine Gunst von mir zu verlangen hätten, und befürchten Sie, meine

schlechte Laune könnte auf meine Antwort Einfluß üben?"

„O tiefe Philosophie!" sagte Frau von Marande, „wer hat Ihnen denn so die Geheimnisse des menschlichen Herzens geoffenbart?"

„Geben Sie mir Ihre schöne Hand, Madame."

Lydie reichte dem alten General die Hand, nachdem sie die Artigkeit gehabt hatte, ihren Handschuh auszuziehen.

„Welch ein Wunder!" sprach der General; „ich glaubte, es gebe keine solche Hände mehr."

Er zog sie an seine Lippen; sodann inne haltend, sagte er:

„Oh! bei meiner Treue, es ist eine Ruchlosigkeit, wenn sechsundsechzigjährige Lippen einen solchen Marmor berühren!"

„Wie!" versetzte Frau von Marande, sich zierend, „Sie weigern sich, meine Hand zu küssen, General?"

„Diese Hand, gehört sie mir für eine Minute als volles Eigenthum?"

„Als volles Eigenthum, General."

Der General wandte sich gegen Petrus um und sagte:

„Nähere Dich, Junge, und küsse mir diese Hand."

Petrus gehorchte.

„Gut! und nun nimm Dich in Acht, denn nach einem solchen Geschenke glaube ich, daß es mir freisteht, Dich zu enterben."

Dann sprach der alte Graf zu Frau von Marande:

„Geben Sie Ihre Befehle, Madame, Ihr unwürdiger Diener erwartet sie auf den Knieen."

„Nein, ich bin Weib und halsstarrig. Ich will vor Allem wissen, was Sie sorgenvoll macht, mein lieber General."

„Sie haben diesen Burschen, der es Ihnen sagen wird! Ah! Madame, in seinem Alter hätte ich mich tödten lassen, um eine solche Hand zu küssen! Oh! daß das Paradies nicht wieder zu verlieren ist, und daß ich nicht Adam bin!"

„Ah! General," sagte Frau von Marande, „man kann nicht zugleich Adam und die Schlange sein. — Nun, Herr Petrus, erzählen Sie uns, was Ihrem Oheim begegnet ist."

„Madame, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält. Mein Oheim, der die Gewohnheit hat, sich durch die Meditation auf alle wichtige Acte seines Lebens vorzubereiten, pflegt zu diesem Ende eine Stunde vor seinem Mittagessen allein zu bleiben, und ich glaube . . ."

„Sie glauben?"

„Ich glaube, daß er heute in seiner theuren Einsamkeit gestört worden ist."

„Das ist es nicht," sagte der General, „Du hast die Zunge nur siebenmal gedreht: drehe sie vierzehnmal."

„Mein Oheim," fuhr Petrus fort, ohne sich darum zu bekümmern, daß ihn der alte General Lügen strafte, „mein Oheim hat heute zwischen fünf und sechs Uhr einen Besuch von der Frau Marquise Yolande Pontaltais de la Tournelle erhalten."

Regina, welche nur auf eine Gelegenheit wartete,

sich Petrus zu nähern, um keines seiner Worte zu verlieren, von denen jede Sylbe ihr Herz schlagen machte, — Regina, als sie den Namen ihrer Tante aussprechen hörte, glaubte, es sei dies eine Gelegenheit, am Gespräche Theil zu nehmen.

Sie stand also von ihrer Causeuse auf und näherte sich sachte der Gruppe.

Petrus sah sie nicht, hörte sie nicht, doch er fühlte sie kommen und schauerte an allen Gliedern.

Seine Augen schlossen sich, seine Stimme erlosch.

Regina begriff, was im Herzen ihres Herzens vorging, und sie empfand darüber eine seltsame Wollust.

„Nun," sagte sie mit einer Stimme so sanft wie das Vibriren einer Aeolsharfe, „sprechen Sie nicht mehr, weil ich da bin, Herr Petrus?"

„O Jugend! Jugend!" murmelte der Graf Herbel.

Es erhob sich in der That rings um diese Gruppe ein Wohlgeruch von Jugend, von Gesundheit, von Glück und von Heiterkeit, dem es gelang, die Stirne des alten Grafen zu entrunzeln.

Nach dem Blicke, den er auf Petrus warf, hätte man denken sollen, er könne mit einem Worte Alles dies verschwinden machen, doch das Mitleid halte ihn, so egoistisch er war, ab, auf das Wolkenschloß zu blasen, wo sein Neffe wohnte. Er gab ihm dafür im Gegentheile die Flanke bloß.

„Vorwärts, Junge! vorwärts!" sagte er; „Du brennst!"

„Nun wohl, da es mein Oheim erlaubt," fuhr Petrus fort, genöthigt, bei seiner erdichteten Erzäh-

lung zu beharren, „so sage ich Ihnen, daß die Marquise de la Tournelle wie alle . . ."

Petrus wollte sagen wie alle alte Weiber, doch vier Schritte von sich erblickte er zu rechter Zeit das verdrießliche Gesicht einer alten Witwe, und sich verbessernd, sprach er:

„Ich wollte Ihnen sagen, die Frau Marquise de la Tournelle habe wie alle Marquisen eine Carline, die man Croupette nennt."

„Ein reizender Name!" rief Frau von Marande. „Ich kenne den Namen nicht, doch ich kenne die Carline."

„Dann können Sie die Wahrheit der Erzählung würdigen," fuhr Petrus fort. „Es scheint, diese Carline riecht auf eine extravagante Art nach Moschus . . . Bin ich dabei, mein Oheim?"

„Ganz und gar," erwiederte der alte General.

„Es scheint auch, daß der Moschusgeruch die Eigenschaft hat, die Saucen gerinnen zu machen, und da Mademoiselle Croupette sehr naschhaft ist; da, so oft die Marquise de la Tournelle meinen Oheim besucht, Mademoiselle Croupette den Koch besucht, so wollte ich wetten, daß mein theuerster Oheim heute ein abscheuliches Mittagsbrod gehabt hat, und daß ihn das so düster und schwermüthig macht."

„Bravo, Junge, man kann unmöglich ein besserer Wahrsager sein; und gleichwohl glaube ich, daß ich, wenn ich gut suchen wollte, was Dich so heiter und zerstreut macht, noch richtiger treffen würde... Doch es drängt mich, zu erfahren, was diese schöne Sirene von mir will, und ich werde die Erklärung auf einen andern Tag verschieben."

Alsdann, sich an Frau von Marande wendend:

„Madame, Sie sagten, Sie haben etwas von mir zu verlangen: ich warte.“

„General,“ sprach Frau von Marande, indem sie den Greis mit ihren freundlichsten Augen anschaute, „Sie haben die Unvorsichtigkeit begangen, mehrere Male zu sagen, für meinen persönlichen Dienst gehören Ihre Arme, Ihr Herz, Ihr Kopf, kurz Alles, wobei Sie die freie Verfügung und den freien Gebrauch haben, mir. Nicht wahr, Sie haben mir das gesagt?“

„Das ist die Wahrheit, Madame,“ antwortete der Graf mit der Galanterie, die man im Jahre 1827 schon nur noch bei den Greisen traf. „Ich sagte Ihnen, da ich nicht das Glück gehabt habe, für Sie zu leben, so würde es mir eine große Freude machen, für Sie zu sterben!“

„Und Sie haben immer noch diese lobenswerthe Gesinnung, General?“

„Mehr als je!“

„Nun wohl, jetzt bietet sich eine Gelegenheit, es mir zu beweisen, das schwöre ich Ihnen.“

„Madame, hätte Ihre Gelegenheit nur ein Haar, ich verspreche Ihnen, sie daran zu fassen.“

„Hören Sie mich also, General.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Gerade von diesem Theile Ihrer Person verlange ich von Ihnen die momentane Entäußerung zu meinen Gunsten.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich brauche Ihre Ohren für den ganzen Abend, General.“

„Warum sagten Sie dies nicht sogleich, schöne Dame? Geben Sie mir rasch eine Scheere, und ich bringe Ihnen das Opfer, ohne Furcht, ohne Bedauern, und sogar ohne Vorwurf . . . unter der einzigen Bedingung jedoch, daß Sie nach meinen Ohren nicht auch meine Augen verlangen.

„Ah! General," erwiederte Frau von Marande, „beruhigen Sie sich! es ist nicht davon die Rede, sie von dem Stamme zu trennen, wo sie mir trefflich angebracht scheinen; es handelt sich nur darum, sie nach der Seite, die ich Ihnen bezeichnen werde, eine Stunde lang mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu spannen; mit anderen Worten, ich werde die Ehre haben, Ihnen eine von meinen Pensionsfreundinnen, — von den besten, — vorzustellen, — ein Mädchen, das Regina und ich unsere Schwester nennen. Damit sage ich Ihnen, daß sie Ihre ganze Achtung verdient, wie sie unserer ganzen Freundschaft würdig ist. Dieses Mädchen ist Waise."

„Waise," wiederholte Jean Robert. „Sagten Sie nicht so eben, Madame, Sie und die Gräfin Rappt seien ihre Schwestern?"

Frau von Marande dankte Jean Robert und fuhr dann fort:

„Waise von Vater und Mutter . . . Ihr Vater, ein braver Kapitän der Garde, Officier der Ehrenlegion, wurde 1814 bei Champaubert getödtet. — Darum erhielt sie ihre Erziehung mit uns in Saint-Denis. — Ihre Mutter starb vor zwei Jahren in ihren Armen: sie ist arm . . .

„Sie ist arm!" wiederholte der General. „Sag-

ten Sie nicht vorhin, Madame, sie habe zwei Freundinnen?"

„Arm und stolz," fuhr Frau von Marande fort, und sie will von der Kunst eine Existenz fordern, die ihre Nadelarbeiten ihr verweigern würden . . . Sodann hat sie einen ungeheuren Schmerz, nicht zu vergessen, sondern einzuschläfern."

„Einen ungeheuren Schmerz?"

„Ah! ja, den größten, den tiefsten Schmerz, den das Herz einer Frau enthalten kann! . . . Sie wissen das nun, General, und Sie werden ihr die Traurigkeit ihres Gesichtes vergeben und ihre Stimme hören."

„Und," sagte der General, „verzeihen Sie die Frage, sie ist weniger indiscret, als sie von Anfang zu sein scheint: bei der Laufbahn, für welche sich Ihre Freundin bestimmt, ist die Schönheit nichts Unnützes; — und Ihre Freundin ist schön?"

„Wie die antike Niobe mit zwanzig Jahren, General."

„Und sie singt?"

„Ich sage Ihnen nicht wie die Pasta, ich sage Ihnen nicht wie die Malibran, ich sage Ihnen nicht wie die Catalani; ich sage Ihnen wie sie selbst . . . Nein, sie singt nicht: sie weint, sie leidet, sie macht leiden und weinen."

„Was für eine Stimme?"

„Eine herrliche Altstimme?"

„Hat sie sich schon öffentlich hören lassen?"

„Nie! . . . Sie wird heute Abend zum ersten Male vor fünfzig versammelten Personen singen."

„Und Sie wünschen?"

„Ich wünsche, General, daß Sie, der Sie ein vollendeter Dilettant und besonders ein trefflicher Kenner sind, ich wünsche, daß Sie sie mit allen Ihren Ohren hören, und daß Sie, wenn Sie sie gehört haben, für sie thun, was Sie mich bei einer solchen Gelegenheit würden thun sehen; ich wünsche, daß Sie, wenn Sie mir erlauben, mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, für unsere geliebte Carmelite leben; — nicht wahr, Regina? — daß Sie nicht einen Augenblick von Ihren Tagen haben, der ihr nicht ausschließlich geweiht wäre; ich wünsche mit einem Worte, daß Sie sich zu ihrem Ritter erklären, und daß sie von dieser Stunde an keinen glühenderen Vertheidiger und keinen leidenschaftlichern Bewunderer habe als Sie. Ich weiß, daß Ihre Meinung das Gesetz in der Oper macht, General."

„Oh! erröthen Sie nicht, mein Oheim, das ist bekannt."

„Ich wünsche," fuhr Frau von Marande fort, „daß Sie diesen Namen meiner Freundin — Carmelite — allen Echos, die Sie zu Freunden haben, wiederholen . . . nicht als wollte ich sie, gegenwärtig wenigstens, bei der Oper engagiren machen: meine Ansprüche gehen nicht so weit; da aber von Ihrer Loge . . ."

„Von der höllischen Loge," fügte Petrus bei. „Oh! sagen Sie das Wort, Madame."

„Gut . . . da von der höllischen Loge alle Trompeten des Rufes ausgehen; da in der höllischen Loge jeder zukünftige Ruf gerüstet oder jeder gegenwärtige Ruhm niedergerissen wird, so zähle ich auf Ihre wahre und ergebene Freundschaft, daß Sie das Lob

von Carmelite an allen Orten singen, welche Sie Ihrer Besuche würdigen: im Clubb, bei den Wettrennen, im Café Anglais, bei Tortoni, in der großen Oper, bei den Italienern, ich würde sagen im Schlosse, wäre Ihre Gegenwart in meinem Winkel nicht die höchste Protestation Ihrer politischen Sympathien. Versprechen Sie mir also, meine schöne traurige Freundin so weit und so rasch, als Sie können, zu lanciren, — ist das nicht das geheiligte Wort? Ich werde hiefür eine ewige Dankbarkeit für Sie hegen."

„Ich verlange einen Monat, um sie zu lanciren, schöne Dame, zwei Monate, um sie engagiren zu machen, und drei Monate, um zu machen, daß man sie hört; will sie nicht etwa in einer neuen Oper debutiren, in welchem Falle es die Sache eines Jahres sein wird."

„Ah! sie wird in Allem, was man will, debutiren: sie kennt das französische und das italienische Repertoire."

„In diesem Falle bringe ich Ihnen Ihre Freundin in drei Monaten von den Füßen bis zum Kopfe mit Lorbeeren bedeckt."

„Sie werden also die Ihrigen mit ihr theilen, General," sprach Frau von Marande, indem sie ihm ihre Hand reichte und herzlich die des Generals drückte.

„Und ich auch," sagte eine sanfte Stimme, welche Petrus schauern machte, „ich werde Ihnen auch eine gränzenlose Dankbarkeit weihen."

„Ich bezweifle es nicht einen Augenblick, Prinzessin," erwiederte der General, der aus Höflichkeit

der Gräfin Rappt ihren Mädchentitel zu geben fortfuhr, und während er antwortete, er zweifle nicht an der Dankbarkeit von Regina, seinen Neffen angeschaut hatte. „Wohl denn," sagte er, sich an Frau von Marande wendend, „Sie haben mir nur noch die Ehre zu erweisen, Madame, mich Ihrer Freundin als ihren ergebensten Diener vorzustellen."

„Das wird sehr leicht sein, General: sie ist hier."

„Wie, hier?"

„Ja, hier in meinem Schlafzimmer . . . Ich wollte ihr eine Unannehmlichkeit ersparen; es ist immer verdrießlich für eine junge Frau, alle Salons zu durchschreiten und sich melden zu lassen. Darum sind wir hier in kleinem Comité; darum stand auf gewissen Einladungen von mir: Zehn Uhr, und auf andern: Mitternacht; ich wollte Carmelite einen Kreis von auserwählten und nachsichtigen Freunden machen."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Lorédan, der hierin einen Vorwand fand, um sich in das Gespräch zu mischen, „ich danke Ihnen, daß Sie mich unter die Zahl der Auserwählten gesetzt haben; doch ich grolle Ihnen, daß Sie mich nicht für wichtig genug halten, um mir Ihrer Freundin zu empfehlen."

„Oh!" erwiederte Frau von Marande, „Sie sind zu compromittirend, Herr Graf, als daß man Ihnen eine junge Person von zwanzig Jahren empfehlen könnte. Ueberdies wird die Schönheit von Carmelite sie hinreichend bei Ihnen empfehlen."

„Der Augenblick ist schlecht gewählt, Madame, und ich betheure Ihnen, daß zu dieser Stunde eine einzige Schönheit . . ."

„Verzeihen Sie," unterbrach eine Stimme mit der größten Sanftmuth und mit ausnehmender Höflichkeit, „ich habe Frau von Marande ein Wort zu sagen."

Lorédan wandte sich, die Stirne faltend, um; als er aber Herrn von Marande selbst erkannte, der, ein Lächeln auf den Lippen, seiner Frau den Arm reichte, trat er rasch zurück.

„Sie haben mir etwas zu sagen, mein Herr?" fragte Frau von Marande, indem sie liebevoll den Arm ihres Gatten drückte. „Reden Sie!"

Sodann sich umwendend:

„Sie entschuldigen, General."

„Glücklich, wer solche Rechte hat," erwiederte der General Herbel.

„Was wollen Sie, General?" sagte lachend Frau von Marande; „das sind die Herrenrechte."

Und sie zog sich, auf den Arm ihres Gatten gestützt, sachte aus dem Kreise zurück.

„Ich bin nun zu Ihren Befehlen, mein Herr."

„Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll. Es ist eine Sache, die ich völlig vergessen hatte, und der ich mich glücklicher Weise so eben erinnere."

„Sprechen Sie."

„Herr Thompson, mein Correspondent von den Vereinigten Staaten, hat mir einen jungen Mann und eine junge Frau von Louisiana empfohlen, die einen Creditbrief auf mich haben. Ich habe Ihnen eine Einladungskarte für Ihre Soirée zugeschickt, und nun sind mir ihre Namen entfallen."

„Nun?"

„Ich verlasse mich auf Ihren Scharfsinn, daß

Sie zwei fremde Gesichter erkennen, und auf Ihre Höflichkeit, daß Sie freundlich zwei von Herrn Thompson empfohlene Personen empfangen . . . Dies, Madame, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte."

„Zählen Sie auf mich, mein Herr," erwiederte mit einem reizenden Lächeln Frau von Marande.

„Meinen Dank! . . Lassen Sie mich Ihnen nun alle meine Complimente machen; Sie sind immer schön, doch heute Abend sind Sie wahrhaft glänzend."

Und seiner Frau galant die Hand küssend, führte sie Herr von Marande bis an die Thüre ihres Schlafzimmers; Lydie hob den Vorhang auf und sagte:

„Wann Du willst, Carmelite . . ."

XV.

Vorstellungen.

In dem Augenblicke, wo Frau von Marande die Worte: „Wann Du willst, Carmelite . . . „aussprach, während sie zugleich ins Schlafzimmer eintrat und die Thürvorhänge wieder hinter sich fallen ließ, meldete man an der Thüre des Salon:

„Monseigneur Coletti."

Benützen wir die paar Secunden, die Carmelite brauchen wird, um der Einladung ihrer Freundin Folge zu leisten, und werfen wir einen raschen Blick auf Monseigneur Coletti, den man meldet.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß sie den

Namen dieses frommen Mannes von der Marquise de la Tournelle haben nennen hören.

Monseigneur Coletti war im Jahre 1827 nicht nur ein Mann in der Gunst, sondern auch ein Mann von Ruf; nicht nur ein Mann von Ruf, sondern auch ein Mann in der Mode. Die Conferenzen, die er während der Fastenzeit gehalten, hatten ihm den Ruf eines großen Predigers eingetragen, welchen ihm Niemand, so wenig devot er auch sein mochte, streitig zu machen nur die Idee hatte; Jean Robert vielleicht ausgenommen, welcher, vor Allem Dichter und Alles als Dichter sehend, sich immer wunderte, daß die Priester, die einen herrlichen Text wie das Evangelium hatten, gewöhnlich so schlecht inspirirt, so wenig beredt waren. Es schien ihm, der kämpfte und zwar siegreich gegen ein Auditorium kämpfte, das hundertmal widerspänstiger als das, welches sich in den frommen Conferenzen zu erbauen pflegt, es schien ihm, sagen wir, er hätte, würde er die Kanzel bestiegen haben, ein Wort ganz anders überredend oder ganz anders donnernd gehabt, als alle die geschraubten Worte dieser weltlichen Prälaten, deren Homelien er einmal zufällig hörte. Da bedauerte er, daß er nicht Priester war, daß er nicht eine Kanzel statt eines Theaters und christliche Zuhörer statt profaner Zuschauer hatte.

Obschon seine feinen seidenen Strümpfe und sein ganzes veilchenblaues Costume einen der Würdeträger der Kirche offenbarten, konnte man doch Monseigneur Coletti für einen einfachen Abbé aus der Zeit von Ludwig XV. halten, so sehr verriethen sein Gesicht, seine Tournure, sein Gang und sein Schau-

keln eher einen galanten Herumstreicher, als einen in der Fastenzeit Enthaltsamkeit predigenden strengen Prälaten; man hätte glauben sollen, nachdem er, wie Epimenides, ein halbes Jahrhundert im Boudoir von Frau von Pompadour oder Madame Dubarry geschlafen, sei Monseigneur Coletti plötzlich aufgewacht und habe angefangen in der Welt herumzulaufen, ohne sich nach den in den Sitten oder in den Gebräuchen vorgegangenen Veränderungen zu erkundigen, oder auch ganz frisch vom päpstlichen Hofe angekommen, habe er sich mitten unter eine französische Reunion mit seinem Costume eines ultramontanen Abbé verirrt.

Es war beim ersten Anblicke ein hübscher Prälat in der vollen Bedeutung des Wortes, rosenfarbig, frisch, dem Anscheine nach kaum sechsunddreißig Jahre alt; bei näherer Anschauung bemerkte man aber bald, daß Monseigneur Coletti für sein Gesicht die Schwäche hatte, die für das ihrige die Frauen von fünfundvierzig haben, welchen daran liegt, nur dreißig zu scheinen: Monseigneur legte Weiß auf, Monseigneur legte Roth auf.

Glückte es einem, diese Farblinge zu durchdringen und bis zur Haut zu gelangen, so war man erschrocken, unter diesem belebten Anscheine etwas Abgestorbenes, Erloschenes, das kalt machte, zu treffen.

Zwei Dinge lebten indessen in diesem wie eine Wachsmaske unbeweglichen Gesichte: die Augen und der Mund; — die Augen klein, schwarz und tief, rasche, sogar drohende Blitze schleudernd, alsdann sich sogleich unter einem süßlichen, gottseligen Augenlide verhüllend; der Mund klein, fein, mit der spöttischen,

geistreichen, in Momenten bis zum Gifte boshaften Unterlippe.

Das Ganze dieser Physiognomie konnte zuweilen den Geist, den Ehrgeiz, die Sinnlichkeit offenbaren, doch nie die Seelengüte. Man fühlte vom Anfang an, man habe jedes Interesse, diesen Mann sich nicht zum Feinde zu machen; Niemand aber hätte aus dem Gesichtspunkte der Sympathie den Wunsch gefühlt, sich einen Freund aus ihm zu machen.

Ohne groß zu sein, war er, wie die Bürger sagen, wenn sie von einem Geistlichen sprechen, ein stattlicher Mann. Man füge diesem etwas ausnehmend Hoffärtiges, Verächtliches, Impertinentes in seiner Art, den Kopf zu tragen, die Leute zu grüßen, in einen Salon einzutreten, daraus wegzugehen, sich zu setzen und aufzustehen, bei... Dagegen schien er für die Frauen die feinsten Blüthen seiner Höflichkeit aufbehalten zu haben; er blinzelte, wenn er sie anschaute, auf eine so bezeichnende Art mit der Augen, und gefiel ihm die Frau, die er anredete, so nahm sein Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von unzüchtiger Süßigkeit an.

Mit diesen halbgeschlossenen, blinzelnden Augen trat er in diesen Salon ein, den man den Frauensalon nennen konnte, während der General, der Monseigneur Coletti seit langer Zeit kannte, als er ihn melden hörte, zwischen den Zähnen murmelte:

„Treten Sie ein, Monseigneur Tartufe!"

Diese Meldung, dieser Eintritt, dieser Gruß, das Zögern von Monseigneur Coletti, sich zu setzen, die Wichtigkeit, die den berufenen Prediger der letzten Fastenzeit umgab, hatten einen Augenblick die Auf-

ıerksamkeit von Carmelite abgewandt, wir sagen inen Augenblick, denn es war nur ein Augen-lick, zwischen dem Momente, wo Frau Marande den Thürvorhang fallen ließ, und dem verlaufen, wo ich der Vorhang wieder aufhob, um den zwei Freun-dinnen Durchgang zu gewähren.

Es war nicht möglich, einen ergreifenderen Con-trast zu sehen, als den, welcher zwischen Frau von Marande und Carmelite bestand.

War es aber auch wirklich Carmelite?

Ja, sie war es . . . doch nicht Carmelite, deren Portrait wir aus der Monographie der Rose copirt haben; nicht mehr die Carmelite mit den pur-purnen Wangen, mit dem glänzenden Teint, mit der von Reinheit und Unschuld strahlenden Miene; nicht mehr die Carmelite mit der lächelnden Lippe, mit der um den Wohlgeruch jenes Blumenfeldes, das sich unter ihrem Fenster ausbreitete und das Grab der la Vallière balsamisch umduftete, einzuathmen weit geöffneter Nase . . . Nein, die neue Carmelite war eine große junge Frau, deren Haare immer noch mit derselben Ueppigkeit auf ihre Schultern fielen; doch die Schultern waren von Marmor! es war dieselbe Stirne, hoch, entblößt, verständig; doch die Stirne war von Elfenbein! es waren dieselben einst von den rosigen Nuancen der Jugend und der Gesundheit gefärbten Wangen, heute aber entfärbt, verbleicht und seltsam matt geworden!

Die Augen besonders, schon so schön und so groß, schienen um die Hälfte größer geworden zu sein; sie schleuderten immer noch Flammen, doch die Funken waren Blitze geworden, und, bei dem dunkelfarbigen

Kreise, der sie umgab, hätte man geglaubt, diese Blitze kommen aus einer Gewitterwolke hervor.

Sodann ihre Lippen, einst von Purpur; ihre Lippen, welche nach ihrer Ohnmacht so viel Mühe gehabt hatten, um wieder zum Leben zurückzukehren, ihre Lippen hatten ihre ursprüngliche Farbe nicht wieder annehmen können; sie hatten nur, und zwar mit großer Mühe, die bleiche Nuance der rosenfarbenen Koralle erlangt, doch, man muß sagen, gerade hiedurch vervollständigten sie trefflich das seltsame Ganze, das immer aus Carmelite eine Schönheit ersten Rangs machte, aber dieser Schönheit eine fantastische Tinte gab.

Sie war einfach, indessen anbetungswürdig gekleidet.

Durch ihre drei Freundinnen angetrieben, in die Soirée von Lydie zu kommen, und mehr noch unterstützt durch ihren Entschluß, sich schnell unabhängig zu machen, war die Frage der Toilette, in der sie erscheinen würde, lange erörtert worden. Es versteht sich von selbst, daß Carmelite an der Debatte keinen Antheil genommen hatte; sie hatte von Anfang erklärt, sie sei die Witwe von Colombau, um den sie ihr Leben lang trauern werde, und sie werde nur in schwarzem Kleide kommen: Fragola, Lydie und Regina konnten nun dieses Kleid schneiden und ordnen, wie es ihnen beliebte.

Regina beschloß, das Kleid sollte von schwarzen Spitzen auf Leib und Rock von schwarzem Atlaß sein, und sie sollte, statt jeder Verzierung, eine Guirlande von jenen düstern, veilchenblauen Blumen, dem Embleme der Traurigkeit haben, die man Alzei nennt; mit den Blumen sollten Cypressenzweige vermengt sein.

Der von Fragola, der Gelehrtesten von den Dreien bei dieser geschickten Blumenvermählung, bei dieser verständigen Verschmelzung von Nuancen, geflochtene Kranz bestand wie die Guirlande des Kleides, wie der Strauß des Leibes, aus Cypressenzweigen und Alzeiblüthen.

Ein Collier von schwarzen Perlen, ein kostbares Geschenk von Regina, umschloß den Hals.

Als Carmelite, bleich und dennoch geschmückt, aus dem Schlafzimmer von Frau von Marande heraustrat, gaben diejenigen, welche sie erwarteten, aber nicht so zu sehen erwarteten, einen Ausruf von sich, in welchem sich die Bewunderung und der Schrecken vermengten. Man hätte denken sollen, es sei eine antike Erscheinung, die Norma oder die Medea. Ein Schauer durchlief alle Adern.

Der alte General, so sehr er Skeptiker war, begriff, es sei hier etwas Heiliges wie die Ergebenheit, etwas Großes wie das Märtyrerthum. Er stand auf und wartete.

Regina ihrerseits lief auf Carmelite zu, sobald sie erschien.

Das glänzende Gespenst trat zwischen die von Leben und Glück strahlenden zwei Frauen.

Jedermann folgte mit dem Blicke dieser stillen Gruppe mit einer gewissen Neugierde, welche an die Gemüthserregung gränzte.

„Ah! wie bleich bist Du, meine arme Schwester!“ sagte Regina.

„Wie schön bist Du, o Carmelite!“ sagte Frau von Marande.

„Ich habe Euren dringenden Bitten nachgegeben,

meine Vielgeliebten," sprach die junge Frau; „doch wahrhaftig, Ihr müßtet vielleicht, während es noch Zeit ist, mich zurücktreten heißen."

„Warum dies?"

„Wißt Ihr, daß ich kein Klavier geöffnet habe, seitdem wir, er und ich, mit einander unsern Abschied vom Leben gesungen? Wenn mich die Stimme verließe! wenn ich Alles vergessen hätte!"

„Man vergißt nicht, was man nicht gelernt hat, Carmelite," sagte Regina. „Du sangst wie die Vögel: verlernen die Vögel zu singen?"

„Regina hat Recht," sprach Frau von Marande; „und ich bin Deiner sicher, wie Du selbst Deiner sicher bist. Singe also ohne Befangenheit, meine gute Geliebte! nie, dafür stehe ich Dir, wird ein Künstler, um gehört zu werden, ein mehr sympathetisches Auditorium gehabt haben!"

„Ah! singen Sie, singen Sie, Madame!" sagten alle Stimmen, — außer den Stimmen von Susanne und Loredan, denen des Bruders und der Schwester, welche, der Bruder mit Erstaunen, die Schwester mit Neid, diese düstere, aber glänzende Schönheit anschauten.

Carmelite dankte den Kopf neigend und ging weiter auf das Klavier und zugleich auf den Grafen Herbel zu.

Dieser machte zwei Schritte ihr entgegen und verbeugte sich.

„Herr Graf," sagte Frau von Marande, „ich habe die Ehre, Ihnen meine theuerste Freundin vorzustellen; denn von meinen drei Freundinnen ist diese die unglücklichste."

Der General verbeugte sich zum zweiten Male und sprach mit einer der ritterlichen Zeiten würdigen Höflichkeit:

„Mein Fräulein, ich bedaure, daß mir Frau von Marande nicht eine schwierigere Aufgabe beschieden hat, als die, Ihr Lob zu verkündigen. Glauben Sie mir, daß ich mit ganzer Seele hiefür besorgt sein, und dennoch mich als Ihren Schuldner betrachten werde."

„Oh! singen Sie, singen Sie, Madame!" riefen einige Stimmen mit dem Ausdrucke der Bitte.

„Du siehst, liebe Schwester," sagte Frau von Marande, „Jedermann wartet mit Ungeduld . . . Willst Du anfangen?"

„Auf der Stelle, wenn man es wünscht," antwortete einfach Carmelite.

„Was willst Du singen?" fragte Regina.

„Wählet selbst."

„Du gibst keinen Vorzug?"

„Keinen."

„Ich habe den ganzen Othello hier."

„Also Othello."

„Begleitest Du Dich selbst?" fragte Lydie.

„Wenn ich es nicht anders machen kann," antwortete Carmelite.

„Ich werde Dich begleiten," sagte rasch Regina.

„Und ich, ich werde die Blätter umwenden," fügte Frau von Marande bei. „Zwischen uns Beiden wirst Du keine Angst haben?"

„Ich werde keine Angst haben . . ." erwiederte Carmelite schwermüthig den Kopf schüttelnd.

Carmelite war in der That vollkommen ruhig.

Sie legte ihre kalte Hand auf die Hand von Frau von Marande; ihre Stirne drückte eine unaussprechliche Seelenheiterkeit aus.

Frau von Marande wandte sich nach dem Klavier und nahm aus den aufgehäuften Partituren die von Othello.

Carmelite blieb auf Regina gestützt ungefähr bei zwei Dritteln des Boudoir stehen.

Jedermann hatte sich gesetzt; man hörte aus Aller Brust keinen Hauch mehr hervorkommen.

Frau von Marande legte die Partitur auf das Klavier, während Regina, ebenfalls hinzutretend, sich setzte und rasch das Klavier in einem glänzenden Vorspiele durchlief.

„Willst Du die Romanze von der Weide singen?"

„Gern," erwiederte Carmelite.

Frau von Marande öffnete die Partitur bei der vorletzten Scene des letzten Actes.

Regina wandte sich, die Hände ausgestreckt und ganz bereit, zu beginnen, gegen Carmelite um.

In diesem Augenblicke meldete der Diener:

„Herr und Frau Camille von Rozan."

XVI.

Die Romanze von der Weide.

Ein langer, dumpfer, peinlicher Seufzer, von drei oder vier Punkten des Salon ausgehend, folgte auf diese Meldung; ein tiefes Stillschweigen herrschte nach diesem Ausrufe des Schmerzes. Man hätte

glauben sollen, alle hier gegenwärtige Personen kennen die Geschichte von Carmelite, und der Schrecken habe ihrer Brust diesen schmerzlichen Seufzer entrissen, den sie nicht zurückzuhalten vermocht, als sie diese Meldung gehört, und plötzlich, das Feuer in den Augen, die Freude auf den Lippen, die Sorglosigkeit auf der Stirne, diesen jungen Mann haben erscheinen sehen, den man gewisser Maßen als den Mörder von Colombau betrachten konnte.

Dieser Seufzer war zugleich von Jean Robert, von Petrus, von Regina und von Frau von Marande ausgestoßen worden.

Was Carmelite betrifft, sie hatte nicht nur weder geschrieen, noch geseufzt, sondern sie war sogar athemlos, unbeweglich wie eine Bildsäule geblieben.

Herr von Marande allein, der den von ihm vergessenen Namen gehört und wieder erkannt hatte, ging dem ihm von seinem americanischen Correspondenten empfohlenen Paare entgegen und sagte:

„Sie kommen vortrefflich, Herr von Rozan! Wollen Sie sich setzen und lauschen, so werden Sie, wie Frau von Marande versichert, die schönste Stimme hören, die Sie je gehört haben."

Und Frau von Rozan den Arm bietend, führte er sie zu einem Fauteuil, während Camille in dem Gespenste, das er vor Augen hatte, Carmelite zu erkennen suchte und, sie erkennend, einen schwachen Schrei des Erstaunens von sich gab.

Lydie und Regina waren auf ihre Freundin zugestürzt, denn sie glaubten, sie bedürfe ihrer Hülfe, und erwarteten, sie werde in ihren Armen in Ohnmacht fallen; doch zu ihrer großen Verwunderung

war Carmelite, wie gesagt, mit starrem Auge stehen geblieben; nur war ihr Teint von der Blässe zur Leichenfarbe übergegangen.

Dieses starre, unbewegliche Auge, ohne Ausdruck, ohne scheinbares Leben, schien nichts mehr anzublicken; es war, als schlüge das Herz nicht mehr, so schien der Körper plötzlich versteinert zu sein. Die junge Frau war so erschrecklich anzuschauen, — um so erschrecklicher, als, abgesehen von dieser Leichenfarbe, ihr Marmorgesicht keine Spur von Erregung an sich trug.

„Madame," sagte Herr von Marande, indem er sich seiner Frau näherte, „das sind die zwei Personen, von denen ich mit Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe."

„Ich bitte Sie inständig, mein Herr, beschäftigen Sie sich mit ihnen," erwiederte Frau von Marande; „ich, ich gehöre ganz Carmelite . . . Sehen Sie, in welchem Zustande sie ist."

Diese Leichenblässe, dieser ausdruckslose Blick, diese bildsäulenartige Unbeweglichkeit fielen Herrn von Marande wirklich auf.

„Oh! mein Gott! mein Fräulein," fragte er mit dem Tone der lebhaftesten Theilnahme, „was ist Ihnen denn begegnet?"

„Nichts, mein Herr," erwiederte Carmelite, den Kopf mit jener Bewegung erhebend, welche ein mächtiges Herz macht, um dem Unglück ins Gesicht zu schauen; — „nichts!"

„Singe nicht . . . singe heute Abend nicht!" flüsterte Regina Carmelite zu.

„Und warum sollte ich nicht singen?"

„Der Kampf übersteigt Deine Kräfte," sagte Lydia.

„Du wirst es sehen!" erwiederte Carmelite.

Und etwas wie der blasse Reflex des Lächelns einer Todten zeichnete sich auf ihren Lippen.

„Du willst es?" fragte Regina, indem sie sich wieder ans Klavier setzte.

„Nicht die Frau wird singen, Regina: die Künstlerin," antwortete Carmelite.

Und sie machte die drei Schritte, die sie noch vom Klavier trennten.

„Mit Gottes Gnade!" sagte Frau von Marande.

Regina präludirte zum zweiten Male.

Carmelite begann:

Assisa al piè d'un salice *)...

Die Stimme war fest, sicher geblieben, und ergriff eine tiefe Gemüthsbewegung vom zweiten Verse an die Zuhörer, so rührte diese Gemüthsbewegung viel mehr vom Schmerze von Desdemona, als vom Leiden von Carmelite her.

Es wäre in der That schwer gewesen, einen Gesang zu wählen, der sich mehr für die Lage von Carmelite geeignet hätte; die Todesangst, von der das Herz von Desdemona ergriffen ist, da sie die erste Strophe der africanischen Sclavin, ihrer Amme, singt, war gewisser Maßen die Formel der Bangigkeiten, die ihr eigenes Herz zusammenschnürten; der Sturm, der über dem Palaste der schönen Venezianerin schwebt, der Wind, der eine Füllung vom

*) Am Fuße einer Weide sitzend.

gothischen Fenster ihres Gemaches zerbrochen hat, der Donner, der geräuschvoll in der Ferne rollt, die finstere Nacht, die traurig flackernde Lampe, Alles bis auf die melancholischen Verse von Dante, welche auf seiner Barke vorüberfahrend ein Gondolier singt:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice,
Nella miseria *) . . .

Alles bringt an diesem unseligen Abend die arme Desdemona in Verzweiflung, Alles ist schlimmes Vorzeichen, Alles ist unheilvolle Vorbedeutung!

Der Sang der Statue in Don Juan von Mozart und die Verzweiflung der armen Donna Anna, da sie an den Leichnam ihres Vaters stößt, sind vielleicht die einzigen zwei Situationen, die sich mit dieser schmerzlichen Scene der Ahnungen vergleichen lassen.

Keine Musik, wir wiederholen es, war also mehr geeignet, als die des großen italienischen Meisters, um die Schmerzen von Carmelite auszudrücken.

Dieser Colombau, brav, redlich und stark, um den sie die Trauer im Herzen trug, war er nicht gewisser Maßen der finstere, redliche, in Desdemona verliebte Africaner? Dieser unselige Jago, dieser falsche Freund, der in das Herz von Othello das Gift der Eifersucht streut, war er nicht, — die Verhältnisse wohl beachtet, — der frivole Americaner,

---

*) Es gibt keinen größeren Schmerz, als sich im Elende der glücklichen Zeit zu erinnern.

der eben so viel Böses mit seinem Leichtsinne gethan hatte, als Jago mit seinem Hasse hatte thun können?

Nun wohl, diese Lage war die, in welcher sich Carmelite befand, als sie Camille wiedersah, und diese Romanze, die sie mit so viel Festigkeit und zugleich mit so viel Ausdruck sang, diese Romanze war ein beständiges Märtyrerthum, und jede Note drang kalt und schmerzlich wie die Klinge eines Dolches in ihr Herz ein.

Nach der ersten Strophe klatschte alle Welt Beifall mit dem aufrichtigen Enthusiasmus, welchen jedes neue Talent bei dem Publicum erregt, das nicht interessirt ist, ein falsches Urtheil zu fällen.

Die zweite Strophe:

I ruccelletti limpidi
A caldi suoi sospiri . . .

erfüllte die Zuhörer mit Erstaunen; es war nicht mehr eine Frau, es war nicht mehr eine Sängerin, die aus ihrem Munde diese Cascade von Wehklagen regnen ließ: es war der Schmerz, der sich selbst besang.

Der Refrain besonders:

Laura fra i rami flebile
Ripetiva il suon . . .

wurde mit einer so rührenden Melancholie gesungen, daß das ganze verzweifelte Gedicht von Carmelite in diesem Momente an den Augen von denjenigen, welche sie kannten, vorübergehen mußte, wie es sicherlich vor den ihrigen vorüberzog.

Regina war beinahe so bleich geworden als Carmelite. Lydie weinte.

In der That, nie hatte eine so sympathetische Stimme, — zu jener Zeit, wo so viele große Sängerinnen: die Pasta, die Pizzaroni, die Mainvielle, die Sontag, die Catalani, die Malibran, ihr Auditorium entzückten, — nie hatte ein solcher lebender Timbre das Herz der Dilettanti in dieser schönen italienischen Sprache bewegt, welche selbst eine Musik ist. Doch man erlaube uns, mit ein paar Zeilen für diejenigen, welche die so eben von uns genannten großen Künstlerinnen gekannt haben, zu sagen, worin sich die Stimme unserer Heldin von denen dieser berühmten Sängerinnen unterschied.

Die Stimme von Carmelite hatte von Natur einen außerordentlichen Umfang; sie gab das tiefe G mit derselben Leichtigkeit und mit demselben Wohlklange, mit dem Madame Pasta das A gab, und sie ging bis zum hohen D hinauf. Das Mädchen konnte also, — und das war das Wunder ihrer Stimme, — ebenso gut Altpartien, als Sopranrollen singen.

Es war wirklich keine Sopranstimme reiner, reicher, glänzender, mehr für den Fiorituri, für die Gorgheggi geeignet, wenn es uns erlaubt ist, uns dieses Wortes zu bedienen, das speciell in Neapel angewandt wird, um das Gezwitscher der Kehle zu bezeichnen, von dem jeder Sopran, der debutirt, unserer Ansicht nach übermäßig Mißbrauch macht.

Was die Altstimme betrifft, — sie war einzig.

Jedermann kennt die wunderbaren, so zu sagen magnetischen Wirkungen der Altstimme; sie malt die Liebe mit mehr Kraft, die Traurigkeit mit mehr Aus-

druck, den Schmerz mit mehr Energie als die Sopranstimme. Die Soprane singen wie die Vögel: sie gefallen, entzücken, bezaubern; die Altstimmen bewegen, beunruhigen, setzen in Leidenschaft. Die Sopranstimme ist eine reine Frauenstimme: sie hat die Zartheiten und die Süßigkeiten davon; die Altstimme ist eine wahre Männerstimme; sie hat ihren Ernst, ihre Härte, ihre Herbheit, und dennoch ist es eine ganz besondere Stimme, die an dem Einen und dem Andern Theil hat; eine hermaphrodite Stimme. Diese Stimmen bemächtigen sich auch der Seele der Zuschauer mit der Schnelligkeit und der Kraft der Elektricität und des Magnetismus. Die Altstimme ist gewisser Maßen das Echo der Gefühle des Zuhörers: sänge derjenige, welcher zuhört, so möchte er sicherlich gern so singen.

Das war also die auf das Auditorium durch die Stimme von Carmelite hervorgebrachte Wirkung. Begabt mit einem ungewöhnlichen, obgleich rein instinktartigen Geschicklichkeit, denn sie kannte nur wenig das Verfahren der großen Sänger in der Mode, vereinigte Carmelite, mit einem erstaunlichen Glücke, die Kopfstimme mit der Bruststimme; die Verbindung dieser zwei Stimmen war augenscheinlich, und ein alter Meister wäre sehr in Verlegenheit gekommen, hätte er sagen sollen, wie viel Studien nothwendig gewesen seien, um die wunderbaren Effecte zweier so entgegengesetzten Stimmen zu combiniren.

Carmelite, als große Tonkünstlerin, was sie war, hatte unter dem Auge von Colombau so emsig und so fest die Grundprincipien der Musik studirt, daß sie fortan nichts nöthig hatte, als sich gehen zu lassen,

um zu verführen und zu elektrisiren; und war ihre Stimme schön, so war ihr Geschmack vollkommen. Von den ersten Lectionen an an die Maßhaltung der deutschen Musik gewöhnt, machte sie einen sehr mäßigen Gebrauch von den italienischen Fiorituri und bediente sich derselben nur, um den Ausdruck eines Stückes zu vermehren, oder um einen Satz mit einem andern zu verbinden, nie aber als Annehmlichkeit, nie als Kunststück.

Wir endigen die Analyse des Talentes von Carmelite damit, daß wir sagen, im Gegensatze zu den größten Sängerinnen der Zeit und sogar aller Zeiten habe dieselbe Note bei zwei verschiedenen Situationen der Seele bei ihr gleichsam nie denselben Ton gehabt.

Wundert sich nun Einer und beschuldigt uns der Uebertreibung, behauptend, keine Sängerin, und wenn sie zu Meistern Porpora, Mozart, Pergolese oder selbst Rossini gehabt, habe die Vollkommenheiten dieser doppelten Stimme erreicht, so antworten wir, Carmelite habe einen Meister gehabt, der viel ernster gewesen, als die so eben von uns genannten, einen Meister, den man das Unglück nenne!

Am Ende der dritten Strophe war es auch ein einstimmiges Hurrah, eine unaussprechliche Raserei.

Die letzten Noten waren noch nicht erloschen, klagend und seufzend wie der Schrei des Schmerzes selbst, als ein Beifallsdonner die vergoldete Kuppel dieses weltlichen Salons erschütterte. Jeder stand auf, als wollte er der Erste sein, um der Künstlerin Glück zu wünschen, ihr sein Compliment zu machen; es war ein wahres Fest, eine allgemeine Hinreißung, Alles, was die Furia francese, das Decorum ver-

gessend, gestatten kann. Man stürzte nach dem Klavier, um dieses Mädchen anzuschauen, das schön wie die Schönheit, mächtig wie die Stärke, finster wie die Verzweiflung. Die alten Frauen, die sie um ihre Jugend beneideten, die jungen Frauen, die sie um ihre Schönheit beneideten, alle diejenigen, welche sie um ihr unvergleichliches Talent beneideten, alle diejenigen, welche sich sagten, es wäre beinahe ein Ruhm, von einer solchen Frau geliebt zu sein, näherten sich ihr, nahmen ihre Hand und drückten sie mit Liebe.

Und darum ist die Kunst wahrhaft schön, wahrhaft groß: in einem Augenblicke macht sie einen alten Freund aus einem Bekannten.

Tausend Einladungen fielen, wie die zukünftigen Blumen ihres Rufes, und streuten sich in einem Augenblicke um Carmelite her.

Der alte General, der sich, wie gesagt, darauf verstand, der alte General, der nicht leicht zu bewegen war, fühlte seine Thränen fließen; das war der Sturmregen, der sein Herz, während er das Mädchen singen hörte, angeschwellt hatte.

Jean Robert und Petrus näherten sich einander instinctartig, und in ihrem stummen Händedruck erzählten sie sich stillschweigend ihre schmerzliche Gemüthsbewegung, ihr melancholisches Entzücken; hätte ihnen Carmelite ein Rachezeichen gemacht, sie wären auf diesen sorglosen Camille losgestürzt, der, nicht wissend, was vorgefallen, Alles dies, ein Lächeln auf den Lippen, das Lorgnon im Auge und von seinem Platze aus: Bravo! bravo! bravo! rufend,

wie er es auf einem Sperrsitze der italienischen Oper würde gethan haben, angehört hatte.

Regina und Lydie, welche begriffen hatten, was Alles an Schmerz und Ausdruck die Gegenwart des Creolen der Stimme von Carmelite beifügte, — Regina und Lydie, welche während der ganzen Zeit, die der Gesang gedauert, bei jeder Note gezittert hatten, das Herz der Sängerin werde brechen, waren Beide wie niedergeschmettert. Regina wagte es nicht, sich umzudrehen, Lydie wagte es nicht, den Kopf zu erheben.

Plötzlich, auf einen von denjenigen, welche Carmelite umgaben, ausgestoßenen Schreckensschrei, traten die zwei jungen Frauen aus ihrer Erstarrung hervor und wandten sich gleichzeitig gegen ihre Freundin um.

Carmelite hatte nach ihrer letzten geweinten Note den Kopf zurückgeworfen, und, bleich, steif, unbeweglich, wäre sie unfehlbar auf den Boden gefallen, hätten sie nicht zwei Arme unterstützt, und hätte nicht eine befreundete Stimme zu ihr gesagt:

„Muth, Carmelite! und seien Sie stolz: von diesem Abend an haben Sie Niemand mehr nöthig!“

Ehe sie die Augen schloß, hatte Carmelite Zeit, Ludovic, diesen grausamen Freund, der sie ins Leben zurückgerufen, zu erkennen.

Sie stieß einen letzten Seufzer aus, schüttelte traurig den Kopf und fiel in Ohnmacht.

Nun erst sah man aus ihren geschlossenen Augen zwei Thränen hervorquellen, welche über ihre eiskalten Wangen rollten.

Die zwei Frauen nahmen sie aus den Händen von Ludovic; dieser war herbeigekommen, während Carmelite sang, und, geräuschlos, ohne gemeldet zu werden, eintretend, war er in der Nähe gewesen, um sie in seinen Armen zu empfangen.

„Es ist nichts," sagte er zu den zwei Freundinnen; „solche Krisen sind mehr wohlthätig als nachtheilig. . . . Sie athme von diesem Flacon ein, und in fünf Minuten wird sie wieder zu sich gekommen sein."

Vom General unterstützt, trugen Regina und Lydie Carmelite ins Schlafzimmer: nur blieb der General bei der Thüre zurück.

Sobald Carmelite verschwunden und das Auditorium durch ein paar Worte von Ludovic beruhigt war, brach der, in seinem Laufe gehemmte, Enthusiasmus aufs Neue aus.

Es war nur ein einstimmiger Schrei der Bewunderung.

XVII.

Wo die Petarden von Camille nachbrennen.

Als man seinem Entzücken über das Talent der zukünftigen Debutantin jeden Ausdruck gegeben, als man zu ihren Gunsten alle Formeln des Lobes erschöpft hatte, ließ sich jeder von den glücklichen Zuhörern, indem er sie in seinem Kreise gehörig zu rühmen versprach, allmälig vom Boudoir nach dem Salon hinziehen, wo die ersten Accorde des Orche-

sters ertönten, und ging von der Musik zum Tanze über.

Die einzige des Erwähnens würdige Episode bei der Bewegung, welche bei dieser Gelegenheit stattfand, und die wir anführen werden, weil sie sich auf eine ganz natürliche Art mit unserem Drama verbindet, ist der Mißgriff, den Camille von Rozan dadurch machte, daß er unbesonnener Weise Leute anredete, welche die Geschichte von Carmelite ganz genau kannten.

Frau von Rozan, seine Gattin, eine hübsche fünfzehnjährige Creolin, war vorläufig von einer Witwe von amerikanischer Abkunft, die sich für ihre Verwandte erklärte, in Beschlag genommen worden. Camille, als er seine Frau in Familie sah, benützte diesen Umstand, um wieder Junggeselle zu werden.

Er erblickte Ludovic, seinen alten Kameraden, fast seinen Freund; und sobald die Ruhe in Folge des Abgangs von Carmelite, deren Ohnmacht er der einfachen Aufregung zuschrieb, wiederhergestellt war, stürzte er auf den jungen Doctor zu, mit der Lebhaftigkeit eines so eben angekommenen Fremden, der einen alten Bekannten wiederfindet, reichte ihm die Hand und rief:

„Beim Hippokrates! es ist Herr Ludovic! . . Guten Morgen, Herr Ludovic! wie befindet sich Herr Ludovic?"

„Schlecht," antwortete kalt der junge Arzt.

„Schlecht?" wiederholte der Creole. „Ei! Sie haben den Monat April auf dem Backen!"

„Gleichviel, mein Herr, wenn ich den December im Herzen habe!"

„Sie haben Kummer?"

„Mehr als Kummer: Schmerz!"

„Einen Schmerz?"

„Einen tiefen!"

„Mein Gott! mein armer Ludovic, sollten Sie einen Verwandten verloren haben?"

„Ich habe Jemand verloren, der mir theurer war, als ein Verwandter!"

„Was gibt es Theureres, als einen Verwandten?"

„Ein Freund . . . weil dies seltener ist."

„Kannte ich ihn?"

„Genau."

„Einer unserer Kameraden aus dem Collége?"

„Ja."

„Ah! der arme Junge!" sagte Camille mit der höchsten Gleichgültigkeit. „Und wie hieß er?"

„Colombau," antwortete trocken Ludovic, indem er Camille grüßte und ihm den Rücken zuwandte.

Der Creole hätte beinahe Ludovic an der Gurgel gepackt; doch wir sagten anderswo, er habe Geist besessen: er sah ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, pirouettirte auf den Absätzen und verschob seinen Zorn auf eine bessere Gelegenheit.

In der That, war Colombau todt, so hatte Ludovic das Recht, sich zu wundern, daß Camille ein solches Ereigniß nicht mehr betrübte.

Doch wie konnte er über dieses Ereigniß betrübt sein? Er wußte es nicht.

Armer Colombau, so jung, so schön, so stark, woran hatte er sterben können?

Camille suchte mit den Augen Ludovic, um ihm zu sagen, er wisse von Allem nichts, und von ihm

die Einzelheiten über den Tod ihres gemeinschaftlichen Freundes zu verlangen; doch er war verschwunden.

Während er Ludovic suchte, fielen die Blicke von Camille auf einen jungen Mann, dessen sympathetisches Gesicht er zu erkennen glaubte; nur war es ihm unmöglich, einen Namen auf dieses Gesicht zu setzen. Er hatte ihn gesehen, dessen war er sicher; er hatte ihn gekannt, er glaubte dessen sicher zu sein. War es in der Rechtsschule, — was wahrscheinlich, — so könnte ihm dieser junge Mann die gewünschte Auskunft geben.

Er ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich komme heute Morgen von Louisiana an, was ungefähr halb Weges von den Antipoden ist; ich habe natürlich zweitausend Meilen zur See gemacht, und in Folge hievon bleibt in meinem Gehirne eine Art von intellectuellem Stampfen und Schlingern, was mir zugleich die Unterscheidungskraft und das Gedächtniß raubt. Verzeihen Sie mir also die Frage, welche ich an Sie zu richten die Ehre haben werde."

„Ich höre, mein Herr," antwortete ziemlich artig, aber dennoch mit einer gewissen Trockenheit derjenige, welchen er angeredet hatte.

„Mein Herr, ich glaube Sie unter verschiedenen Umständen bei meiner letzten Reise nach Paris gesehen zu haben, und als ich Sie so eben erblickte, fiel mir Ihr Gesicht als das eines alten Bekannten auf . . . Haben Sie mehr Gedächtniß als ich, und habe ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?"

„Sie haben Recht, ich kenne Sie vollkommen, Herr von Rozan," antwortete der junge Mann.

„Ah! Sie kennen meinen Namen?“ rief Camille freudig.

„Wie Sie sehen.“

„Und werden Sie mir das Vergnügen machen, mir den Ihrigen zu sagen?“

„Ich heiße Jean Robert.“

„Ah! so ist es, Jean Robert . . . Bei Gott! ich wußte wohl, daß ich Sie kannte, einen unserer berühmtesten Diener, und einen der besten Freunde meines Kameraden Ludovic, wenn ich mich nicht täusche . . .“

„Der selbst einer der besten Freunde von Colombau war,“ erwiederte Jean Robert, indem er den Creolen trocken grüßte und sich umwandte.

Camille hielt ihn aber zurück.

„Mein Herr, ich bitte!“ sagte er: „Sie sind die zweite Person, die mir vom Tode von Colombau spricht . . . Könnten Sie mir wohl einzelne Umstände über diesen Tod mittheilen?“

„Welche?“

„Ich wünschte zu wissen, an welcher Krankheit Colombau gestorben ist.“

„Er ist nicht an einer Krankheit gestorben.“

„Sollte er im Duell getödtet worden sein?“

„Nein, mein Herr, er ist nicht im Duell getödtet worden.“

„Aber wie ist er denn gestorben?“

„Er hat sich mit Kohlendampf erstickt.“

Und diesmal grüßte Jean Robert Camille so kalt, daß dieser, — übrigens ganz von Erstaunen ergriffen, — nicht daran dachte, ihn ferner zurückzuhalten.

„Todt!" murmelte Camille, „gestorben durch Erstickung! Wer hätte das von Colombau denken können? er, der so fromm! Ah! Colombau!"

Und Camille erhob die Hände zum Himmel als ein Mensch, der, um die Sache, die man ihm gesagt, zu glauben, nöthig hätte, daß man sie ihm zweimal wiederholen würde.

Indem er die Hände erhob, erhob Camille auch die Augen, und die Augen erhebend erblickte er einen jungen Mann, der in die tiefsten Reflexionen versunken zu sein schien.

Er erkannte in ihm einen Künstler, den man ihm während der Unruhe, die auf die Ohnmacht von Carmelite gefolgt war, gezeigt, und von dem man ihm gesagt hatte, es sei einer der ausgezeichnetsten Maler. Das Gesicht des jungen Mannes drückte die lebhafteste Bewunderung aus.

Es war Petrus, den die erhabene Anstrengung von Carmelite zugleich mit Traurigkeit und mit Stolz erfüllte . . . Die Künstler hatten also ein anderes Herz als die übrigen Menschen? Die Künstler hatten also eine andere Seele? Die Künstler waren also vielleicht privilegirte Wesen für den Schmerz? Da sie so königlich den Schmerz besiegten, so waren sie besondere Wesen.

Camille täuschte sich im Gesichtsausdrucke von Petrus: er hielt ihn einfach für einen Dilettanten in Entzückung, und auf ihn zugehend, um ihm ein äußerst angenehmes Compliment zu machen, sagte er:

„Mein Herr, wäre ich Maler, ich würde keine andere Physiognomie als die Ihrige wählen, um das

Entzücken eines großen Herzens bei Anhörung der göttlichen Musik des großen Meisters auszudrücken."

Petrus schaute Camille mit einer verächtlichen Kälte an und verbeugte sich, ohne zu antworten.

Camille fuhr fort:

„Ich weiß nicht genau, wie weit die Begeisterung der Franzosen für die Musik des göttlichen Rossini geht; doch in unsern Colonien macht sie Furore: das ist Leidenschaft, Wuth, Fanatismus! Ich hatte einen Freund, einen Liebhaber der deutschen Musik, der im Duell getödtet wurde, weil er behauptet hatte, Mozart stehe höher als Rossini, und er ziehe Figaros Hochzeit dem Barbier von Sevilla vor. Ich, was mich betrifft, ich gestehe, daß ich ein Anhänger von Rossini bin, und daß ich ihn hundert Fuß über Mozart stelle . . . Das ist meine Meinung, und ich würde sie im Nothfalle bis zum Tode behaupten."

„Ich glaube, das war nicht die Meinung Ihres Freundes Colombau, mein Herr," erwiederte Petrus, indem er kalt den Creolen grüßte.

„Ah! bei Gott! da sich hier alle Welt das Wort gegeben hat, mit mir von Colombau zu sprechen, und da Sie es machen wie alle Welt, so werden Sie mir sagen, ob er sich wegen des Sieges von Rossini über Mozart mit Kohlendampf erstickt hat."

„Nein, mein Herr," antwortete Petrus mit äußerster Höflichkeit: „er hat sich erstickt, weil er Carmelite liebte, und eher sterben, als seinen Freund verrathen wollte."

Camille stieß einen Schrei aus und drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als ob eine Blendung vor seinen Augen vorüberzöge.

Während dieser Zeit ging Petrus, wie es nach und nach Jean Robert und Ludovic gethan hatten, vom Boudoir in den Salon.

In dem Momente, wo Camille, nachdem er sich ein wenig von dem Schlage, den er erlitten, erholt hatte, seine Hände von seinem Gesichte zurückzog und die Augen wieder öffnete, sah er vor sich, — was ihm seit seinem Eintritte in die Salons von Frau von Marande noch nicht begegnet war, — einen jungen Mann von schöner und hoffärtiger Tournure, der sich bereit hielt, ihn anzureden, wenn er selbst bereit wäre, diesem Anreden zu entsprechen.

„Mein Herr," sagte der junge Mann zu ihm, „ich höre, daß Sie diesen Morgen von den Colonien ankommen, und daß Sie zum ersten Male heute Abend Herrn und Frau von Marande vorgestellt worden sind. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mich als Pathe in den Salons unseres gemeinschaftlichen Banquiers und als Führer durch die Lustbarkeit der Hauptstadt anzunehmen?"

Dieser zuvorkommende Cicerone war der Graf Lorédan von Valgeneuse; er hatte schon bei ihrem Eintritte die hübsche Creolin bemerkt, welche von Camille von Rozan in Frankreich importirt worden war, und er suchte sich gut mit dem Manne zu stellen, um eintretenden Falles noch besser mit der Frau zu stehen.

Camille athmete, als er einen Mann traf, der zehn Worte mit ihm sprach, ohne daß der Name Colombau mit diesen zehn Worten vermischt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß er mit allem

Eifer das Anerbieten von Herrn von Valgeneuse annahm.

Die zwei jungen Leute eilten in die Tanzsalons; man hatte zu einem Walzer präludirt. Sie traten gerade in dem Augenblicke ein, wo der Walzer anfing.

Die erste Person, der sie in den Salon eintretend begegneten, — man hätte glauben sollen, ihr Bruder habe ihr hier Rendez-vous gegeben, so sehr schien sie zu warten! — war Fräulein Susanne von Valgeneuse.

„Mein Herr," sagte Lorédan, „erlauben Sie mir, Ihnen meine Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, vorzustellen."

Alsdann, ohne die Antwort von Camille abzuwarten, die man übrigens in seinen Augen lesen konnte, fügte der Graf bei:

„Meine liebe Susanne, ich stelle Ihnen einen neuen Freund, Herrn Camille von Rozan, einen amerikanischen Edelmann, vor."

„Oh!" erwiederte Susanne, „Ihr neuer Freund, mein lieber Lorédan, ist für mich ein alter Bekannter."

„Gut! und wie dies?"

„Was!" rief Camille mit einer stolzen Freude, „sollte ich die Ehre haben, Ihnen bekannt zu sein, mein Fräulein?"

„Oh! genau, mein Herr," antwortete Susanne. „In Versailles, in der Pension, wo ich vor nicht langer Zeit noch war, stand ich in enger Verbindung mit zwei von Ihren Landsmänninnen."

In diesem Augenblicke traten Regina und Frau

von Marande, nachdem sie der Sorge einer Kammerfrau Carmelite, welche aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, anvertraut hatten, in den Ballsaal ein.

Lorédan machte seiner Schwester ein unmerkliches Zeichen, worauf ihm Susanne mit einem unmerklichen Lächeln antwortete.

Und während zum dritten Male an diesem Abend Lorédan mit Frau von Marande die immer unterbrochene Conversation wieder anzuknüpfen suchte, stürzten sich Camille und Fräulein von Valgeneuse, um weitere Bekanntschaft zu machen, in den schwindelerregenden Wirbel des Walzers und verloren sich unter einem Ocean von Gaze, Atlaß und Blumen.

XIX.

Wie das Liebesgesetz gestorben war.

Machen wir ein paar Schritte rückwärts; denn wir bemerken, daß wir, weil es uns drängte, in den Salon von Frau von Marande einzutreten, cavalièrement über Ereignisse und Tage weggestiegen sind, welche ihren Platz in dieser Erzählung haben müssen, wie sie ihn schon in der Geschichte haben.

Man erinnert sich des Scandals, der sich bei der Beerdigung des Herzogs de la Rochefoucauld zugetragen hatte.

Da Einige von den Personen, welche den ersten Rang in unserer Geschichte einnehmen, eine Rolle dabei spielten, so haben wir es versucht, in allen

ihren Einzelheiten diese entsetzliche Scene zu erzählen, bei der die Polizei zu dem Resultate gelangt war, das sie sich vorgesetzt hatte: Herrn Sarranti verhaften und erforschen, welchen Grad von Widerstand die Bevölkerung der unglaublichsten Beschimpfung, die man dem Leichname eines Mannes, welchen sie mit ihrer Ehrfurcht und ihrer Liebe umgab, entgegenzusetzen fähig wäre.

Die Macht war dem Gesetze geblieben! wie man in der Regierungssprache sagt.

„Noch ein solcher Sieg," sprach Pyrrhus, der kein constitutioneller König, aber ein verständiger Tyrann war, „und ich bin verloren!" Das hätte sich Karl X. nach dem traurigen Siege, den er auf den Stufen der Himmelfahrts-Kirche davon getragen, sagen müssen.

In der That, sie war tief gewesen, die nicht nur bei der Menge, — von der der König wenigstens momentan zu weit entfernt war, um das Schauern durch die verschiedenen socialen Schichten zu fühlen, welche ihn von ihr trennten, — sondern auch auf die Pairskammer, von der er nur durch den auf den Stufen des Thrones ausgebreiteten Teppich getrennt war, hervorgebrachte Aufregung.

Die Pairs hatten sich, wie gesagt, vom Ersten bis zum Letzten beleidigt gefühlt durch die den Ueberresten des Herzogs de la Rochefoucauld angethane Beschimpfung. Die Unabhängigsten hatten ganz laut ihre Entrüstung kundgegeben; die Ergebensten hatten sie in die Tiefe ihres Herzens verschlossen; hier aber brudelte sie beim Hauche des furchtbaren Rathgebers, den man den Stolz nennt. Alle warteten

auf eine Gelegenheit, entweder dem Ministerium oder sogar dem Königthum diesen unfläthigen Fußtritt, den die hohe Kammer von der Polizei erhalten hatte, zurückzugeben.

Der Liebesgesetzes-Entwurf sollte diese Gelegenheit bieten.

Er war der Prüfung der Herren von Broglie, Portalis, Portal und le Bastard unterworfen worden.

Wir haben die Namen der anderen Mitglieder der Commission vergessen: — es sei dies gesagt ohne die Absicht, die Ehrenwerthen auf irgend eine Art zu verletzen.

Die Prüfungs-Commission schien schon bei ihren Sitzungen weit davon entfernt, eine Sympathie für den Entwurf zu hegen.

Die Minister selbst fingen an mit demselben Schrecken, der Reisende ergreift, welche, ein unbekanntes Land durchwandernd, sich plötzlich am Rande eines Absturzes finden, die Minister selbst fingen an zu bemerken, daß unter der politischen Frage, welche die Hauptfrage zu sein schien, eine individuelle viel ernstere Frage verborgen war.

Das Gesetz gegen die Preßfreiheit wäre in der That vielleicht durchgegangen, hätte es sich nur an den Rechten der Intelligenz vergriffen. Was lag an den Rechten der Intelligenz dem Bürgerthum, der höchsten Macht jener Zeit? Doch das Gesetz gegen die Preßfreiheit vergriff sich an den materiellen Interessen, was eine viel gewichtigere Lebensfrage für alle Subscribenten auf Voltaire-Touquet war, welche das Dictionnaire philosophique lasen und

dabei eine Prise aus einer Tabaksdose à la Charte nahmen.

Was ihnen allmälig die Augen öffnete, diesen armen Blinden mit hunderttausend Franken Gehalt, war der Umstand, daß alle die Preßfreiheit und die Interessen der Industrie verletzenden Dispositionen einstimmig von der Commission der Pairskammer verworfen wurden.

Da fingen sie an eine absolute Verwerfung zu fürchten.

Was ihnen am wenigsten Unangenehmes begegnen konnte, war, daß der Entwurf vor der Kammer mit solchen Amendements erschien, daß es diesen Amendements gelang, die Wirkung davon zu zerstören.

Man mußte zwischen einem Rückzuge und einer Niederlage wählen. Es fand eine Berathung statt; Jeder theilte Allen seine Befürchtungen mit, und man kam überein, die Discussion sollte auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Herr von Villèle übernahm es, durch eine von jenen Combinationen, mit denen er vertraut war, mittlerweile dem Ministerium in der hohen Kammer eine Majorität so botmäßig und so regelmäßig disciplinirt zu geben, als die war, auf welche er in der Kammer der Abgeordneten zählen konnte.

Am 12. April, — einem der Tage, über die wir so cavalièrement hinweggestiegen sind, — war der Jahrestag der ersten Rückkehr von Karl X. nach Paris am 12. April 1814. An diesem Tage gab die Nationalgarde den Militärdienst der Posten in den Tuilerien und ersetzte so die anderen Truppen des Palastes.

Das war eine Gunst, mit der der König die Ergebenheit der Nationalgarde belohnte, welche mehrere Wochen lang seine einzige Garde gebildet hatte; es war endlich ein Zeichen von Vertrauen, das er der Bevölkerung von Paris gab.

Doch dieser Tag, was man unmöglich hatte verhindern können, fiel im laufenden Jahre auf den grünen Donnerstag.

Am grünen Donnerstag konnte aber der König, der sich ganz seinen Andachten widmete, seinen Geist keiner politischen Beschäftigung hingeben: man verschob also den Dienst der Garde vom 12. auf den 16., vom grünen Donnerstag auf den Ostermontag.

Dem zu Folge stieg, am 16. Morgens, in dem Augenblicke, wo die Wache bezogen wurde, als es eben neun Uhr im Pavillon de l'Horloge schlug, König Karl X. die Freitreppe der Tuilerien in der Uniform eines Generals der Nationalgarde herab. Er erschien in Begleitung des Herrn Dauphin und war umgeben von einem zahlreichen Generalstabe.

Er kam auf den Carrouselplatz, wo sich von allen Legionen der Nationalgarde, die Cavalerie-Legion inbegriffen, gelieferte Detachements versammelt fanden.

Als er vor die Schlachtordnung der Nationalgarde gelangte, grüßte er nach seiner Gewohnheit mit herzlichem Ergusse.

Obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten Karl X., allmälig depopularisirt, — nicht durch seine persönlichen Fehler, sondern durch die Irrthümer seiner Regierung, welche eine antinationale Politik angenommen hatte, — obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten, sagen wir, Karl X. seit einem Jahre an

einen ziemlich kalten Empfang gewöhnt worden war, rief er doch noch von Zeit zu Zeit durch das Lächeln und die Grüße, die er der Menge zusandte, sympathetische Acclamationen hervor.

An diesem Tage aber war der Empfang eiskalt. Kein Feuer, keine Begeisterung; einige spärliche Rufe: „Es lebe der König!" schüchtern vorgebracht, kaum gehört, und wie unter Weges aufgehalten.

Er musterte die Nationalgarde und verließ den Carrouselplatz, das Herz angeschwollen von einer bittern Traurigkeit, wegen dieses Empfangs der Menge nicht sein Regierungssystem, sondern die Verleumdungen der Journale, die dumpfen Umtriebe der liberalen Partei anklagend.

Mehrere Male hatte er sich während der Revue gegen seinen Sohn umgewendet, als wollte er ihn befragen; doch der Herr Dauphin erfreute sich des seltsamen Vorzugs, zerstreut zu sein, ohne daß sein Geist anderswo war. Der Herr Dauphin folgte maschinenmäßig seinem Vater, und in den Palast zurückkehrend hatte der Herr Dauphin wohl das Bewußtsein, einen kleinen Spazierritt gemacht zu haben, er vermuthete wohl, er habe einer Revue beigewohnt, doch es wäre ihm unmöglich gewesen, zu sagen, welche Art von Truppe vor ihm defilirt hatte.

Also nicht an den Dauphin wandte sich der alte König, der sich vereinzelt in seiner Größe, schwach in seinem göttlichen Rechte fühlte, sondern an einen Mann von sechzig Jahren, der das doppelte Band vom St. Ludwigs-Orden und vom Heiligen-Geist-Orden trug.

Dieser Mann war einer von den alten Glorien

Frankreichs; es war der Soldat vom Regiment Médoc, es war der Bataillonschef der Freiwilligen von der Maas, es war der Oberst des Regiments Picardie, es war der Eroberer von Trier, der Held der Brücke von Mannheim, der Commandant der vereinigten Grenadiere der großen Armee, der Sieger von Ostrolenka, der Mann von Wagram, von der Beresina, von Bautzen, der Generalmajor der königlichen Garde, der Obercommandant der Pariser Garde; es war der Verstümmelte von allen Schlachten, denen er beiwohnte; es war derjenige, dessen Körper siebenundzwanzig Wunden zählte, fünf mehr als der von Cäsar, und der seine siebenundzwanzig Wunden überlebt hatte; — es war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Karl X. nahm den alten Soldaten unter dem Arme, zog ihn aus dem Kreise der Höflinge, die auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu ihm:

„Hören Sie, Marschall, sprechen Sie offenherzig."

Der Marschall schaute den König mit Erstaunen an; die Stille und die Kälte der Nationalgarde waren ihm nicht entgangen.

„Offenherzig, Sire?" fragte er.

„Ja, ich wünsche die Wahrheit zu wissen."

Der Marschall lächelte.

„Es setzt Sie in Erstaunen, daß ein König die Wahrheit zu wissen wünscht . . . Man täuscht uns also sehr, mein lieber Marschall?"

„Ei! Sire, Jeder thut hiebei sein Bestes."

„Und Sie?"

„Ich, ich lüge nie, Sire!"

„Sie sagen also die Wahrheit?“

„Ich erwarte, daß man sie von mir verlangt.“

„Und dann . . .?“

„Sire, Eure Majestät befrage mich, und sie wird sehen.“

„Nun wohl, Marschall, was sagen Sie von der Revue?“

„Kalt!“

„Man hat kaum: „„Es lebe der König!““ gerufen. Haben Sie das bemerkt, Marschall?“

„Ich habe es bemerkt.“

„Ich habe mich also des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht?“

Der alte Soldat schwieg.

„Hören Sie mich nicht, Marschall?“ fragte Karl X.

„Doch, Sire, ich höre Sie.“

„Nun wohl, ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, verstehen Sie wohl, Marschall? ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht habe.“

„Sire!“

„Sie haben mir die Wahrheit versprochen, Marschall.“

„Sire, nicht Sie, sondern Ihre Minister. Unglücklicher Weise begreift das Volk die Subtilitäten Ihrer constitutionellen Regierung nicht: König und Minister, es vermengt Alles.“

„Aber was habe ich denn gethan?“ rief der König.

„Sie haben nicht gethan, Sire, Sie haben thun lassen.“

„Marschall, ich schwöre Ihnen, daß ich voll guter Absichten bin.“

„Sire, es gibt ein Sprüchwort, das behauptet, die Hölle sei damit gepflastert.“

„Marschall, sagen Sie mir Alles, was Sie hievon denken.“

„Sire, ich wäre der Güte des Königs unwürdig, wenn . . . ich . . . nicht dem Befehle, den er mir gibt, gehorchen würde.“

„Nun?“

„Nun wohl, Sire, ich denke, Sie sind ein guter und redlicher Fürst; Eure Majestät ist aber umgeben und hintergangen von blinden oder unwissenden Räthen, welche nicht sehen oder schlecht sehen.“

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort!“

„Die öffentliche Stimme sagt Ihnen durch mich, Sire, Ihr Herz sei ächt französisch, und in Ihrem Herzen und nicht anderswo müsse man lesen.“

„Man ist also unzufrieden?“

Der Marschall verbeugte sich.

„Und worüber diese Unzufriedenheit?“

„Sire; das Preßgesetz verwundet tief und tödtlich Ihre Bevölkerung.“

„Sie glauben, diesem habe ich die heutige Kälte zu verdanken?“

„Sire, ich bin dessen sicher.“

„Einen Rath also, Marschall.“

„In welcher Hinsicht?“

„Hinsichtlich dessen, was ich zu thun habe.“

„Sire, ich habe dem König keinen Rath zu geben.“

„Doch, wenn ich einen verlange.“

„Sire, Ihre hohe Weisheit . . .“

„Was würden Sie an meiner Stelle thun, Marschall?"

„Ich spreche auf Befehl des Königs?"

„Besser als dies, Herzog," erwiederte Karl X. mit einer Majestät, an der es ihm bei gewissen Gelegenheiten nicht gebrach: „auf meine Bitte."

„Nun wohl, Sire, lassen Sie das Gesetz zurückziehen, berufen Sie für eine andere Revue die ganze Nationalgarde, und Sie werden durch ihre einstimmigen Acclamationen sehen, was die wahre Ursache ihres heutigen Stillschweigens war."

„Marschall, das Gesetz soll morgen zurückgezogen werden. Bestimmen Sie selbst den Tag der Revue."

„Sire, will Eure Majestät, daß es der letzte Sonntag des Monats sei, das heißt der 29. April?"

„Geben Sie selbst die Befehle; Sie sind General-Commandant der Nationalgarde."

An demselben Abend war der Conseil in den Tuilerien versammelt, und unerachtet des hartnäckigen Widerstandes Einiger forderte der König die unmittelbare Zurücknahme des Liebesgesetzes.

Trotz der Glückseligkeiten, die sie sich von der Anwendung dieses Gesetzes versprochen hatten, waren die Minister genöthigt, sich der souverainen Gewalt zu unterwerfen. Die Zurücknahme des Gesetzes war übrigens nur ein Act der Klugheit, eine Vorsichtsmaßregel, die ihnen die sichere und entscheidende Niederlage vor der Pairskammer ersparte.

Am andern Tage nach dieser ersten Revue, das heißt nach dieser ersten Manifestation der Nationalgarde, deren Wirkungen der König so richtig geschätzt, deren Ursache der Marschall Oudinot so wohl beur-

theilt hatte, verlangte Herr von Peyronnet das Wort am Anfange der Sitzung der Pairskammer, und verlas von der Tribune die Ordonnanz, welche den Gesetzesentwurf zurücknahm. Es war ein ungeheurer Freudenschrei an den vier Ecken Frankreichs und von allen Journalen ohne Unterschied, royalistischen oder liberalen, ausgestoßen.

Am Abend war Paris erleuchtet.

Lange Colonnen von Buchdruckergehülfen zogen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher und riefen: „Es lebe der König! Es lebe die Pairskammer! Es lebe die Preßfreiheit!"

Dieser Umzug, der wunderbare Zusammenfluß von Neugierigen, welche sich auf den Boulevards, den Quais, in den Seitenstraßen drängten, durch alle großen Arterien bis zu den Tuilerien strömend, wie das Blut zum Herzen strömt; das Geschrei dieser Menge, die Explosion der durch die Fenster geschleuderten Petarden, die flammende Aufsteigung der Raketen, die den Himmel mit ephemeren Sternen besäten, die Verschwendung der an allen Gebäuden, außer den öffentlichen, aufgestellten Lichter, all dieses Geräusch, all dieser Glanz boten einen festlichen Anblick, ein freudiges Aussehen, wie es gewöhnlich die von der Regierung befohlenen officiellen Feierlichkeiten nicht bieten.

Der Jubel war nicht minder groß in den andern Städten des Königreichs; es schien, nicht als hätte Frankreich einen von den Siegen davon getragen, an die es gewöhnt war, sondern als hätte jeder Franzose individuell gesiegt.

Dieser Jubel gab sich in der That nicht nur

unter den verschiedensten, sondern auch unter den individuellsten Formen kund; Jeder suchte eine persönliche Manier, seine Freude zu bezeigen.

Hier waren es zahlreiche Chöre, welche auf den Plätzen stationirten oder durch die Straßen liefen und ihre Nationalgesänge hören ließen; dort waren es improvisirte Kunstfeuerwerke, die sich durch alle Arten von Volkslaunen verlängerten, oder Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währten; anderswo waren es Fackelzüge, wie die antiken Wettläufe, zu Fuße und zu Pferde ausgeführt; wieder anderswo Triumphbogen oder Säulen mit Inschriften beladen; überall waren es flammende Illuminationen; die von Lyon besonders waren bewunderungswürdig: die Ufer der zwei Flüsse, die Hauptplätze der Cité, die zahlreichen Terrassen seiner zahlreichen Vorstädte waren gleichsam durch lange Feuercordons verbunden, welche die Wasser der Rhone und der Saone reflectirten.

Marengo hatte nicht mehr Stolz eingeflößt, Austerlitz nicht mehr Begeisterung.

Der eine und der andere von diesen zwei Siegen war nur ein Triumph: der Fall des Liebesgesetzes war zugleich ein Triumph und eine Rache; es war eine Frankreich gegenüber übernommene Verbindlichkeit, es von diesem Ministerium zu befreien, welches es sich bei jeder neuen Session zur Aufgabe gemacht hatte, eine von den durch den Grundvertrag versprochenen, garantirten, geheiligten Freiheiten zu zerstören.

Diese glänzende Manifestation des öffentlichen Bewußtseins, diese volksthümliche Demonstration, dieser freiwillige Jubel des ganzen Landes bei der

Nachricht von der Zurücknahme des Gesetzes setzten die Minister in Erstaunen, und sie beschlossen noch an demselben Abend, unter all diesem Geräusche und all dieser freudigen Bewegung, sich insgesammt zum König zu begeben.

Sie verlangten eingeführt zu werden.

Man suchte den König. Der König war nicht ausgefahren, und dennoch war er weder im großen Salon, noch in seinem Cabinet, noch bei Monsieur dem Dauphin, noch bei der Frau Herzogin von Berry.

Wo war er denn?

Ein Kammerdiener sagte, er habe Seine Majestät, gefolgt vom Marschall Oudinot, nach der Treppe gehen sehen, welche auf die Terrasse des Pavillon de l'Horloge führte.

Man stieg diese Treppe hinauf.

Zwei Männer standen da, all dieses Geschrei, all diesen Lärmen, alle diese Lichter beherrschend, kräftig von der leuchtenden Mondscheibe und von den silbernen Wolken, welche rasch am Himmel hinzogen, sich abhebend.

Diese zwei Männer waren Karl X. und der General Oudinot.

Man meldete ihnen den ministeriellen Besuch.

Der König schaute den Marschall an.

„Was wollen sie hier?" fragte er.

„Von Eurer Majestät eine Repressivmaßregel gegen die allgemeine Freude fordern."

„Lassen Sie diese Herren heraufkommen," sagte der König.

Die Minister folgten sehr erstaunt dem Adjutan-

ten, dem der Kammerdiener den Befehl des Königs übertragen hatte.

Fünf Minuten nachher war der Conseil auf der Plattform des Pavillon de l'Horloge versammelt.

Die weiße Fahne, die Fahne von Tillebourg, von Bouvines und von Fontenay, flatterte anmuthig je nach den Launen des Windes. Man hätte glauben sollen, sie sei ganz stolz, diese ungewohnten Acclamationen zu hören.

Herr von Villèle trat vor und sprach:

„Sire, bewegt von der Gefahr, welche Eure Majestät läuft, komme ich mit meinen Collegen ..."

Der König unterbrach ihn.

„Mein Herr," fragte er, „nicht wahr, Ihre Rede war vorbereitet, ehe Sie das Hotel der Finanzen verließen?"

„Sire . . ."

„Ich weigere mich nicht, sie zu hören, mein Herr; doch zuvor wünsche ich, daß Sie von dieser Plattform, welche Paris beherrscht, sehen und hören, was vorgeht."

Und der König streckte die Hand gegen diesen Ocean von Licht aus.

„Es ist also unsere Entlassung, was Seine Majestät verlangt?" wagte Herr von Peyronnet zu bemerken.

„Ei! wer spricht von Entlassung, mein Herr? Ich verlange nichts von Ihnen: ich sage, Sie sollen sehen und hören."

Es trat ein Moment der Stille ein, nicht auf den Straßen, — auf den Straßen war es im Gegentheile von Augenblick zu Augenblick munterer und

geräuschvoller, — sondern unter den hohen Beobachtern.

Der Marschall hielt sich beiseit, das Lächeln des Triumphes auf den Lippen; der König, immer die Hand ausgestreckt und sich nach und nach gegen die vier Cardinalpunkte wendend, beherrschte durch seine hohe Gestalt, die, obschon sie sich unter dem Gewichte der Jahre gebeugt hatte, sich bei den großen Veranlassungen gerade aufrichtete, — der König beherrschte alle diese Männer. In diesem Augenblicke überragte sie sein Geist, wie seine Gestalt, um einen Kopf.

„Nun reden Sie, Herr von Villèle," sprach der König, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts, Sire," antwortete der Conseil-Präsident; „wir haben Eurer Majestät nur noch den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen."

Der König grüßte; die Minister zogen sich zurück.

„Marschall," sagte der König, „ich glaube, daß Sie entschieden Recht haben."

Und er ging wieder in seine Gemächer.

In der nächsten Sitzung des Conseil setzte der König den Ministern seinen Wunsch, am 29. April eine Revue zu halten, auseinander. — Am 25. gab Seine Majestät diese Absicht kund. — Die Minister versuchten es Anfangs, den Willen des Königs zu bekämpfen; doch dieser Wille stand zu fest, um den schlimmen Waffen des persönlichen Interesses nachzugeben. Da warfen sie sich auf ein Detail zurück: dieses war, die Nationalgarde von den Meuterern und Aufreizern abzusondern, welche sie unfehlbar umgeben würden.

Am andern Tage machte ein Tagsbefehl bekannt,

daß, da der König auf der Parade am 16. April angekündigt habe, um der Nationalgarde einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit zu geben, beabsichtige er, sie die Revue passiren zu lassen, so werde diese Revue auf dem Marsfelde am Sonntag den 29. April stattfinden.

Das war eine große Neuigkeit.

Schon am Abend vorher, das heißt am 25., hatte ein bei den geheimen Gesellschaften affiliirter Buchdruckergehülfe Salvator einen Abdruck von dem Tagsbefehle gebracht, der am andern Tage angeschlagen werden sollte.

Salvator war Fourier bei der 11. Legion. Man begreift, warum er diesen Grad eines Fouriers angenommen, sogar darum nachgesucht hatte: das war eines von den tausend Mitteln, welche der thätige Carbonaro anwandte, um sich mit den Meinungen des Volks in Berührung zu bringen.

Diese Revue war eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist zu sondiren: Salvator versäumte sie nicht.

Mehr als fünfhundert Arbeiter, deren brennende Ansichten er kannte, hatten sich immer geweigert, sich bei der Nationalgarde zu betheiligen, wobei sie ihre Weigerung durch die Ausgabe, welche eine Uniform nöthig mache, motivirten; vier Abgeordnete, von Salvator gewählt, besuchten diese Leute im Hause; Jeder von ihnen erhielt hundert Franken, unter der Bedingung, daß er am Sonntag den 29. sein Costume vollständig habe und seinen Rang in der Compagnie einnehme. Man gab die Adressen von Schneidern, welche zur Association gehörten und die Verbindlichkeit übernommen hatten, das Costume am bestimmten

Tage für die Summe von fünfundachtzig Franken zu liefern. Es blieben jedem Manne fünfzehn Franken Ueberschuß.

So führte man es in den zwölf Arrondissements durch.

Die Maires, — beinahe alle liberal, — waren entzückt über diese Demonstration; sie machten keine Schwierigkeiten, den Neueingetretenen Flinten zu geben.

Fünf bis sechstausend Mann, welche acht Tage vorher nicht einmal zur Nationalgarde gehörten, wurden auf diese Art bewaffnet und gekleidet. Alle diese Leute sollten, nicht den Befehlen ihrer Obersten, sondern dem Signal eines nur für sie allein erkennbaren Carbonarichefs gehorchen. Da aber die am weitesten Vorgerückten glaubten, die Stunde der Empörung sei noch nicht gekommen, so wurde von der obersten Venta befohlen, sich während der Revue keinen Act der Feindseligkeit zu erlauben.

Die Polizei ihrerseits war auf den Beinen, stand mit den Augen auf der Lauer und horchte mit allen Ohren. Was aber thun gegen Menschen, die sich beeifern, dem König zu gehorchen?

Herr Jackal reihte zehn Mann in jede Legion ein; nur, da ihm dieser Gedanke erst kam, als er von der Bewegung erfahren hatte, die sich bewerkstelligen sollte, fand sich, die Schneider von Paris haben so viel Arbeit, daß die Mehrzahl der Leute von Herrn Jackal wohl am Sonntag bewaffnet, aber erst am Montag gekleidet war.

XX.

Die Revue am Sonntag den 29. April.

Von dem Augenblicke an, wo der die Revue auf den 29. April festsetzende Tagsbefehl veröffentlicht war, bis zum Tage dieser Revue fühlte man durch Paris einen von jenen dumpfen Schauern laufen, welche den politischen Stürmen vorhergehen und sie verkündigen. Niemand konnte erklären, was dieses Fieber weissagte, noch sogar, ob es etwas weissagte; doch ohne zu wissen, welchem Schwindel man preisgegeben war, begegnete man sich, drückte sich die Hand und sagte sich.

„Sie werden dabei sein?"

„Am Sonntag?"

„Ja."

„Ich glaube wohl!"

„Fehlen Sie nicht dabei!"

„Ich werde mich wohl hüten!"

Dann drückte man sich aufs Neue die Hand, — die Maurer und die bei der Venta Affiliirten mit dem Zeichen ihrer Gesellschaft, die Andern ganz einfach, und man verließ sich, und Jeder sagte zu sich selbst:

„Dabei fehlen? Ah! ja wohl!"

Vom 26. bis zum 29. sprachen die liberalen Journale nur von dieser Revue, munterten die Bürger auf, dabei zu erscheinen, und empfahlen ihnen Vorsicht. Man weiß, was solche aus den der Regierung feindlichen Federn kommende Empfehlun-

bedeuten: „Haltet Euch für jedes Ereigniß bereit, denn ein Ereigniß schwebt in der Luft, und ergreift die Gelegenheit!“

Die drei Tage waren nicht gleichgültig für die jungen Helden unserer Geschichte vorübergegangen. Diese Generation, welche die unsere ist, — ist es ein Vorzug, ist es ein Nachtheil? — hatte zu jener Zeit noch den Glauben, der nicht durch sie verloren gegangen ist, — er ist jung von Herzen geblieben, — sondern durch die auf sie folgende Generation, welche heute die der Menschen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren ist. Diesmal ist es das Schiff, das Schiffbruch in den Revolutionen von 1830 und 1848 gelitten hat, welche noch in der Zukunft verborgen waren, wie ein Kind, das lebt und bebt, schon im Schooße der Mutter verborgen ist.

Jeder von unseren jungen Freunden hatte also den Einfluß dieser drei Tage gefühlt, die Einen activ, die Andern passiv.

Salvator, einer der Hauptchefs des Carbonarismus, dieser Religion der Zeit, die Seele der nicht nur in Paris, nicht nur in den Departements, sondern auch im Auslande organisirten geheimen Gesellschaften; Salvator hatte, wie wir gesehen, thätig zur Verstärkung der Reihen der Nationalgarde durch fünf bis sechstausend Patrioten beigetragen, welche bis dahin nicht dazu gehört hatten. Diese Patrioten waren uniformirt, hatten Gewehre: das war die Hauptsache; Patronen würde man sich leicht verschaffen können; an einem gegebenen Tage, in einem verabredeten Augenblicke würde man sich mit einer Uniform und mit Waffen wiederfinden.

Justin, ein gemeiner Voltigeur in einer Compagnie der elften Legion; Justin, der bis dahin die oberflächlichen Verbindungen, welche eine in der Wachtstube zugebrachte Nacht, zwei Stunden als Schildwache zugebracht zwischen zwei Bürgern anknüpfen, vernachläßigt hatte; Justin, seitdem er im Carbonarismus ein Mittel gesehen hatte, diese Regierung umzustürzen, unter der ein Adeliger, von einem Priester unterstützt, ungestraft die Familien in Unruhe versetzen konnte, Justin hatte angefangen carbonaristische Propaganda mit um so größerer Thätigkeit zu machen, als diese bis dahin zurückgehalten worden war; und da er in seinem Quartier wegen seiner so wohl bekannten Familientugenden geschätzt, geliebt, sogar geehrt war, so hörten auf ihn wie auf ein Orakel die Leute, welche übrigens nichts lieber wollten, als überzeugt sein, und selbst der Ueberzeugung entgegenkamen.

Ludovic, Petrus und Jean Robert waren einfache Einheiten, von denen aber jede auf ein Centrum hinwirkte. Ludovic inspirirte und leitete seine jungen Mitschüler, die Studenten des Rechts und der Medicin, deren Reihen er kaum am Abend vorher verlassen hatte; Petrus diese ganze Atelierjugend, welche damals voll künstlerischer Flamme und nationalen Glaubens; Jean Robert Alles, was eine Feder hielt, und, einem auf dem Terrain der Kunst anerkannten Chef folgend, bereit war, ihm auch auf ein ganz anderes Terrain zu folgen, auf welches sich zu wagen ihm gefiele.

Jean Robert gehörte zur Nationalgarde zu Pferde;

Petrus und Ludovic waren Lieutenants bei der Nationalgarde zu Fuß.

Jeder von ihnen hatte, wenn auch in seinem Innern von Kunst, Wissenschaft oder Liebe in Anspruch genommen, — denn diese jungen Herzen waren für alle Gefühle offen, — Jeder von ihnen, sagen wir, hatte den Tag des 29. April kommen sehen, seinen Theil an diesem allgemeinen Beben fühlend, dessen Existenz wir constatirt haben, ohne die Ursache genau angeben zu können.

Am Abend des 28. war auf Berufung von Salvator Zusammenkunft bei Justin. Hier unterrichtete Salvator ernst und einfach seine vier Gefährten von dem, was vorging. Er glaubte, es werde am andern Tage eine Demonstration stattfinden, doch keine Bewegung; er bat sie, Herren über sich zu bleiben und nichts von Bedeutung zu thun, ohne daß sie von ihm erfahren hätten, der Augenblick sei gekommen.

Endlich erschien der große Tag. Es war wahrhaft ein Sonntag, nach dem Anblicke der Straßen von Paris zu urtheilen; mehr als ein Sonntag: es war ein Festtag.

Von neun Uhr Morgens durchfurchten die Legionen der verschiedenen Arrondissements Paris, Musik an der Spitze, und es folgte ihnen, entweder auf den Trottoirs oder auf den beiden Seiten der Boulevards, die Bevölkerung der verschiedenen Quartiere, die sie durchzogen.

Um elf Uhr waren zwanzigtausend Mann Nationalgarde vor der Ecole Militaire aufgestellt. Sie hatten unter ihren Füßen die Erde des Marsfeldes voll von Erinnerungen, welche von ihren Vätern

aufgewühlt worden war am großen Tage der Föderation, der aus Frankreich ein Vaterland und aus allen Franzosen Brüder machte. Das Marsfeld! das einzige Monument, das von der furchtbaren Revolution geblieben ist, deren Mission es war, nicht zu erheben, sondern zu zerstören. Was hatte sie besonders zu zerstören? Die alte Race der Bourbonen, von der ein Mitglied in jener Verblendung, welche die ansteckende Krankheit der Könige ist, es wagte, diese Erde niederzutreten, welche glühender als die Lava des Vesuvs, beweglicher als der Sand der Wüste Sahara!

Seit mehreren Jahren war die Nationalgarde nicht mehr die Revue passirt. Es ist ein seltsamer Geist der Geist dieser Bürgersoldaten; läßt man sie die Wache beziehen, so murren sie; löst man sie auf, so empören sie sich.

Müde ihrer Unthätigkeit, hatte also die Nationalgarde dem Rufe, der an sie ergangen war, entsprochen. Verstärkt durch sechstausend Mann in neuer Uniform, war sie vollzählig und, was die Haltung betrifft, herrlich.

In dem Augenblicke, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellte, das Gesicht gegen Chaillot, das heißt gegen die Seite, von der der König kam, gewendet, nahmen dreimal hunderttausend Zuschauer Platz auf den Böschungen, welche die Manoeuvreterrains umschließen. Jeder von diesen dreimal hunderttausend Zuschauern schien durch seine beifälligen Blicke, durch seine anhaltenden Bravos, durch seine unabläßig wieder entstehenden Vivats der Nationalgarde zu gratuliren wegen der Sorgfalt, die sie angewandt

hatte, um die Hauptstadt würdig zu repräsentiren und durch ihre Gegenwart dem König zu danken, der das verfluchte Gesetz zurückziehend dem allgemeinen Wunsche der Nation entsprochen hatte; — denn, man muß sagen, ausgenommen im Herzen jener Verschwörer, welche sie von ihren Vätern empfangen und auf ihre Kinder übertragen, die von den Swedenborg und den Cagliostro gegründete große revolutionäre Tradition, gab es in diesem Augenblicke auf dem Marsfelde, in Paris, in Frankreich nur Dankbarkeit und Sympathie für Karl X. Man hätte müssen ein sehr scharfes Auge haben, um, in einer Entfernung von drei Jahren, den 29. Juli durch diesen 29. April zu sehen.

Wer wird das Räthsel dieser großen Volksumschläge lösen, welche in ein paar Jahren, in ein paar Monaten, in ein paar Tagen oft, niederstürzen, was erhaben war, aufrichten, was zu Boden lag?

Die Aprilsonne, diese noch junge Sonne, die, das Gesicht mit Thau bedeckt, mit der Liebe einer Braut die Erde anschaut, eine poetische, liebende Julia, welche aus ihrem Grabe aufsteht und Falte um Falte ihr Leichentuch fallen läßt; die Aprilsonne glänzte hinter dem Invalidendome und sollte die Revue begünstigen.

Um ein Uhr verkündigten die Salven der Kanonen und entferntes Geschrei die Ankunft des Königs, der zu Pferde, in Begleitung des Herrn Dauphin, des Herzogs von Orleans, des jungen Herzogs von Chartres und einer Menge von Generalofficieren, herbeikam. Die Herzogin von Angoulême, die Her=

zogin von Berry und die Herzogin von Orleans folgten in offener Caleche.

Der Anblick dieses glänzenden Cortége machte einen Schauer die Welt von Zuschauern durchlaufen.

Was für eine Empfindung ist es denn, die, in gewissen Augenblicken, unser Herz mit ihren Feuerflügeln streift, uns vom Kopfe bis zu den Füßen schauern macht und uns zu extremen Dingen, mögen sie gut oder schlecht sein, antreibt?

Die Revue begann; Karl X. durchritt die ersten Linien unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!" doch noch viel zahlreicher ertönte der Ruf: „Es lebe der König!"

Man hatte unter allen Legionen ein gedrucktes Blatt verbreitet, das die Ermahnung enthielt, man möge jede Manifestation vermeiden, welche die königliche Empfindlichkeit verletzen könnte. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, war an jenem Tage in den Reihen, und es ist in seinen Händen ein also abgefaßtes Blatt geblieben.

An die Nationalgarden, um es bis in die letzte Reihe circuliren zu lassen.

„Man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, die Legionen beabsichtigen zu rufen: „„Es lebe der König! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!"" Das können nur Böswillige sein, welche ein Interesse dabei haben, die Nationalgarde ihrem edlen Charakter widersprechen zu sehen."

Die Ermahnung war mehr klug der Form, als

elegant der Abfassung nach; wir geben sie aber, so wie sie ist, hier als historisches Actenstück.

Ein paar Augenblicke konnte man glauben, die Ermahnung werde pünktlich befolgt werden; an der ganzen Front der Schlachtordnung erscholl, wie gesagt, nur der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch so wie der König in die Linien eindrang, als nöthigte seine Gegenwart die Herzen, sich zu öffnen, fing an mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ sich der: „Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!“ zu vermengen.

Bei diesem Rufe hielt der alte König unwillkürlich sein Pferd an. Der Mensch war stätig wie das Thier.

Das Geschrei, das ihm mißfallen hatte, erlosch; das wohlwollende Lächeln, das den Grund seiner Physiognomie bildete, erschien, einen Augenblick abwesend, wieder. Er setzte seinen Marsch durch die Legionen fort; doch zwischen der dritten und vierten Reihe begann das aufrührerische Geschrei wieder, obgleich die Nationalgardisten, ganz schauernd, einander Vorsicht empfahlen; nur entschlüpften, ohne daß sie selbst wußten wie es kam, die Rufe: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ die sie in ihre Herzen zu verschließen sich anstrengten, unwillkürlich ihren Lippen.

Es war in den Reihen der Nationalgarde etwas wie ein fremdes, unbekanntes, elektrisches Element; das war das Volkselement, welches sich unter dem Einflusse der Carbonarichefs für diesen Tag mit dem bürgerlichen Elemente vermischt hatte.

Der König war aufs Neue verletzt in seinem Stolze durch diese Rufe, die ihm eine Regel politischen Verfahrens vorzuschreiben schienen.

Er hielt zum zweiten Male an: er befand sich einem Nationalgardisten von hoher Gestalt und von einer herculischen Stärke gegenüber; das war wohl der Typus, den Barye für den Löwen-Menschen oder für das Löwen-Volk gewählt hatte.

Dieser Mann war unser Freund Jean Taureau.

Er schwang sein Gewehr, wie er es mit einem Strohhalme gethan hätte, und rief, er, der nicht lesen konnte:

„Es lebe die Preßfreiheit!"

Die Energie dieser Stimme, die Kraft dieser Geberde setzten den alten König in Erstaunen. Er ließ sein Pferd zwei Schritte machen und ritt auf den Mann zu. Dieser seinerseits trat zwei Schritte aus den Reihen vor, — es gibt Organisationen, welche die Gefahr anzieht, und immer sein Gewehr schüttelnd, rief er:

„Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!"

Wie alle Bourbonen, sogar Ludwig XVI., hatte Karl X. zuweilen eine große Würde.

Er winkte, daß er seinerseits etwas zu antworten habe: diese zwanzigtausend Mann schwiegen wie durch Zauber.

„Meine Herren," sagte er, „ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen."

Sodann sich gegen den Marschall Oudinot umwendend:

„Commandiren Sie das Defilé, Marschall!"

Und er setzte sein Pferd in Galopp, verließ die Reihen der Nationalgarde, und nahm Platz auf der Seite, und vor der dichten, stürmischen Masse.

Das Defilé begann.

Jede Compagnie, wenn sie am König vorüberzog, gab einen Ruf von sich: die Mehrzahl dieser Rufe war: „Es lebe der König!" Das Gesicht von Karl X. heiterte sich wieder auf.

Als das Defilé beendigt war, sagte der König zum Marschall Oudinot:

„Das hätte besser gehen können; es gibt einige unruhige Köpfe, doch die Masse ist gut. Im Ganzen bin ich zufrieden."

Und man schlug im Galopp wieder den Weg nach den Tuilerien ein.

Ins Schloß zurückgekehrt, näherte sich der Marschall dem König und fragte:

„Sire, darf ich in einem Tagsbefehle der Zufriedenheit Eurer Majestät Erwähnung thun?"

„Ich sehe nichts dagegen einzuwenden," erwiederte der König. „Nur möchte ich die Worte kennen, in denen diese Zufriedenheit ausgedrückt sein wird."

Hienach meldete der Haushofmeister, es sei dem König servirt, Seine Majestät bot den Arm der Frau Herzogin von Orleans, der Herzog von Orleans der Herzogin von Angoulême, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry, und man ging in den Speisesaal.

Mittlerweile kamen die Nationalgarden in ihre Quartiere zurück; doch ehe sie in ihre Quartiere zurückkamen, hatten sie die Antwort von Barthélmy

Lelong: „Ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen,“ ausgelegt.

Man fand das Wort ein wenig stark aristokratisch für den Ort, wo es gesagt worden war: Karl X., als er dieses Wort sprach, verweilte gerade auf dem Platze, wo sich siebenunddreißig Jahre früher jener Altar des Vaterlands erhob, an welchem Ludwig XVI. der französischen Constitution den Eid leistete. — Es ist wahr, Karl X., damals Graf d'Artois, hatte diesen Eid nicht gehört, weil er schon 1789 nach dem Auslande abgereist war. — Das Resultat war, daß, als der König kaum außer dem Marsfelde, das bis dahin zurückgehaltene Geschrei losbrach und die ganze Arena unter einem allgemeinen Hurrah des Zornes und der Verwünschungen zu zittern schien.

Doch das war nicht Alles: jede Legion als sie den Weg nach ihrem Arrondissement wieder einschlug, nahm eine gewisse Summe Aufregung aus dem allgemeinen Herde geschöpft mit sich und verbreitete sie in Geschrei ihren ganzen Weg entlang. Hätte dieses Geschrei kein Echo in der Bevölkerung gehabt, so wäre es wohl erloschen wie eine Kohlenglut ohne Nahrung, aber es schienen im Gegentheile nur Funken zu sein auf Herde fallend, welche ganz bereit, sich zu entzünden.

Das Geschrei wurde in der Menge zurückgeworfen wie ein verstärktes Echo; die Männer schwangen vor den Thüren ihre Hüte, die Frauen ließen von den Fenstern ihre Sacktücher flattern und schrieen nicht mehr: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ sondern: „Es lebe die Nationalgarde! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit

den Ministern!" Man war von der Begeisterung zur Protestation übergegangen, und man ging von der Protestation zum Aufstande über.

Das war aber noch viel schlimmer für die Legionen, welche von der Rue de Rivoli und über die Place Vendôme zurückkehrend vor dem Finanzministerium und dem Justizministerium zu passiren hatten. Hier war es nicht mehr Geschrei, sondern Gebrüll. Trotz des von den Obersten gegebenen Befehls, weiter zu marschiren, machten die Legionen Halt, die Gewehrkolben schlugen geräuschvoll auf das Pflaster, und das Gebrüll: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet!" erschütterte die Fensterscheiben der zwei Hotels.

Einige Obersten, nachdem sie den Befehl, weiter zu marschiren, wiederholt hatten, zogen sich, als sie sahen, daß man ihnen nicht gehorchte, protestirend zurück; doch die anderen Officiere waren geblieben. Und weit entfernt, daß sie ihre Soldaten zu besänftigen suchten, schrieen sie vom allgemeinen Schwindel ergriffen wie die Anderen: Einige sogar stärker als die Anderen.

Die Demonstration war ernst; das war keine Volksmasse, kein Vorstädterhaufen, keine Arbeiterversammlung: es war ein constituirtes Corps, eine politische Macht, es war das Bürgerthum, das mit dem ganzen französischen Volke durch den Mund von zwanzigtausend Mann in Waffen protestirte.

Die Minister speisten in diesem Augenblicke beim österreichischen Gesandten, Herrn von Appony. Durch die Polizei benachrichtigt, standen sie von der Tafel auf, verlangten ihre Wagen und hielten Berathung

im Ministerium des Innern. Von hier begaben sie sich insgesammt nach den Tuilerien.

Von den Fenstern seines Cabinets hätte der König, was vorgeht, sehen und sich vom Ernste der Lage Rechenschaft geben können; doch der König, er speiste auch im Dianensaale, und kein Geräusch gelangte bis zu den hohen Gästen.

War König Louis Philipp nicht ebenfalls beschäftigt, zu frühstücken, als man ihm im Jahre 1848 meldete, die Wachposten der Place Louis XVI. seien genommen?

Die Minister erwarteten im Conseilsaale die Befehle des Königs, den man von ihrer Ankunft im Schlosse benachrichtigte.

Karl X. nickte mit dem Kopfe, blieb aber bei Tafel.

Aengstlich befragte die Herzogin von Angoulême mit den Augen den Dauphin und seinen Vater: der Dauphin schob einen Zahnstocher zwischen seinen Schneidezähnen durch, doch er sah nicht und hörte nicht; Karl X. antwortete durch ein Lächeln, das bedeutete, man brauche sich nicht zu beunruhigen.

Das Diner wurde in der That nicht unterbrochen.

Gegen acht Uhr verließ man den Speisesaal und kehrte in die Gemächer zurück.

Der König als ein höflicher Cavalier, was er war, führte die Herzogin von Orleans bis zu ihrem Fauteuil und wandte sich dann nach dem Conseilsaale.

Auf seinem Wege fand er die Herzogin von Angoulême.

„Was gibt es denn?" fragte sie.

„Ich denke, nichts,“ antwortete Karl X.

„Die Minister sollen den König im Conseilsaale erwarten.“

„Man hat mir während des Diners ihre Anwesenheit im Schlosse gemeldet.“

„Sollte Lärm in Paris sein?“

„Ich glaube nicht.“

„Wird der König meiner Unruhe vergeben, wenn ich mich bei ihm erkundige, auf welchem Punkte die Dinge stehen?“

„Schicken Sie mir den Dauphin.“

„Der König entschuldige meine Beharrlichkeit, ich würde lieber selbst gehen . . .“

„Nun wohl, kommen Sie in einem Augenblicke.“

„Der König ist äußerst gnädig.“

Die Herzogin verneigte sich, näherte sich Herrn von Damas und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

Der Herr Herzog von Chartres und die Frau Herzogin von Berry plauderten mit einander mit der Sorglosigkeit der Jugend: der Herr Herzog von Chartres war sechzehn Jahre alt; die Frau Herzogin von Berry fünfundzwanzig. Der Herr Herzog von Bordeaux, ein fünfjähriges Kind, spielte zu den Füßen seiner Mutter.

An den Kamin angelehnt, scheinbar gleichgültig, horchte der Herzog von Orleans auf das geringste Geräusch und strich von Zeit zu Zeit mit seinem Taschentuche über die Stirne, — durch diese Bewegung allein die innere Aufregung, die ihn verzehrte, verrathend.

Mittlerweile trat König Karl X. in den Conseilsaal ein.

Die Minister standen sehr aufgeregt umher. Diese Aufregung offenbarte sich auf den Gesichtern je nach dem Temperamente; Herr von Villèle war so gelb, als wäre ihm seine Galle ins Blut übergetreten; Herr von Peyronnet war roth, als wäre er von einem Schlagflusse bedroht gewesen; Herr von Corbière war aschfarbig.

„Sire . . .“ sagte Herr von Villèle.

„Mein Herr,“ unterbrach der König, der dem Minister hiedurch bemerkbar machte, er vergesse die Etiquette dergestalt, daß er zuerst spreche, „Sie lassen mir nicht einmal Zeit, mich nach Ihrer Gesundheit und der von Frau von Villèle zu erkundigen.“

„Das ist wahr, Sire; doch das rührt davon her, daß für mich die Interessen Eurer Majestät vor denen ihres unterthänigen Dieners kommen.“

„Sie wollen also von meinen Interessen mit mir sprechen, Herr von Villèle?“

„Allerdings, Sire.“

„Ich höre.“

„Eure Majestät weiß, was vorgeht?“ fragte der Conseilpräsident.

„Es geht also etwas vor?“

„Eure Majestät hat uns neulich eingeladen, das Freudengeschrei des Pariser Volkes zu hören?“

„Ja.“

„Erlaubt uns der König, ihn das Drohungsgeschrei hören zu lassen?“

„Wohin muß ich zu diesem Ende gehen?“

„Oh! nicht weit; man braucht nur dieses Fenster zu öffnen. Gestattet der König . . .?“

„Oeffnen Sie.“

Herr von Villèle ließ das Spaniolett spielen, und das Fenster öffnete sich.

Mit der Abendluft, welche die Lichter flackern machte, drang ein Wirbel von verworrenen Geräuschen herein. Es waren zugleich Freudenschreie und Schreie der Drohung; es waren von jenen Getösen, welche über den in gewaltiger Aufregung begriffenen Städten hinlaufen, deren Absichten man nicht erfassen kann, und die um so erschrecklicher werden, als man einsieht, sie enthalten das Unbekannte.

Sodann, mitten unter Allem dem, losbrechend wie ein Gewitter von Flüchen, die Schreie: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet! Nieder mit den Jesuiten!"

„Ah! ah!" sagte lächelnd der König, „ich kenne das. Sie waren heute Morgen nicht bei der Revue, meine Herren?"

„Ich war dabei, Sire," antwortete Herr von Peyronnet.

„Es ist wahr, ich glaube Sie zu Pferde mit dem Generalstabe bemerkt zu haben."

Herr von Peyronnet verbeugte sich.

„Nun wohl, das ist die Fortsetzung des Marsfeldes," sagte der König.

„Das ist eine Frechheit, der man Einhalt thun muß, Sire!" rief Herr von Villèle.

„Sie sagen, mein Herr?" fragte kalt der König.

„Sire," fuhr der Finanzminister, zum Gefühle seiner Pflicht zurückgerufen, fort, „ich sage, die Beleidigungen, welche das Ministerium treffen, berühren auch den König; wir wollten also Seine Maje-

stät fragen, was Ihr Belieben in Rücksicht dessen sei, was vorgeht."

„Meine Herren, übertreiben Sie sich nicht die Gefahr, — ich glaube nicht, daß ich eine Gefahr mitten unter meinem Volke laufe, und ich bin fest überzeugt, daß ich mich nur zu zeigen brauchte, um alle diese verschiedenen Rufe in einen einzigen, in den: „„Es lebe der König!"" zu verwandeln."

„Oh! Sire," sagte hinter Karl X. eine Frauenstimme, „ich hoffe, der König wird nicht so unklug sein, sich hinauszubegeben!"

„Ah! Sie da, Frau Dauphine!"

„Hat mir der König nicht erlaubt, zu ihm zu kommen?"

„Das ist wahr . . . Nun wohl, meine Herren, was schlagen Sie mir vor in Betreff dessen, was vorgeht, wie Sie so eben sagten, Herr Finanzminister?"

„Sire, Sie wissen, daß unter dem Geschrei, welches man ausstößt, das ist: „„Nieder mit den Priestern?"" sagte die Herzogin von Angoulême.

„Ah! wahrhaftig? . . . Ich hörte wohl rufen: „„Nieder mit den Jesuiten! . .""

„Nun, Sire?" fragte die Dauphine.

„Das ist nicht ganz dasselbe, meine liebe Tochter . . . fragen Sie nur Monseigneur den Erzbischof. . . . Herr von Frayssinous, sprechen Sie offenherzig: glauben Sie, daß das Geschrei: „„Nieder mit den Jesuiten!"" an die Geistlichkeit gerichtet ist?"

„Ich mache einen Unterschied, Sire," antwortete der Erzbischof, ein Mann von sanftem Charakter und redlichem Geiste.

„Ich," sagte die Dauphine, ihre dünnen Lippen zusammenpressend, „ich mache keinen."

„Meine Herren," rief der König, „nehmen Sie Platz und reden Sie Jeder über die Frage."

Die Minister setzten sich, und die Erörterung begann.

XXI.

Herr von Valsigny.

Während die Erörterung, deren Einzelheiten und Resultate wir später werden kennen lernen, sich um den Tisch mit dem grünen Teppich eröffnete, wo so oft die Geschicke Europas gespielt haben, — während Herr von Marande, gemeiner Voltigeur der 2. Legion, nach Hause zurückkehrend, ohne daß ihm den ganzen Tag ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung entschlüpft war, an dem man seine politische Meinung hätte erkennen können, seine Uniform mit einer Eile auszog, welche seine geringe Sympathie für den Militärstand verrieth, und, als wäre er in seinem Innern nur mit dem großen Balle beschäftigt, den er geben sollte, selbst alle Anstalten zur Soirée leitete, — beeilten sich unsere jungen Leute, welche Salvator seit den letzten bei der Revue ausgetauschten Ermahnungen nicht gesehen hatten, wie Herr von Marande ihre Uniform abzulegen, und erkundigten sich bei Justin, als einer gemeinschaftlichen Quelle, was sie weiter unter den verschiedenen Eventualitäten, die sich bieten dürften, zu thun haben.

Justin erwartete selbst Salvator.

Der junge Mann kam gegen neun Uhr. Er hatte auch seine Uniform abgelegt und sein Commissionärs-Costume wieder angezogen. Man sah an seiner schweißbedeckten Stirne und an seiner keuchenden Brust, daß er die Zeit seit der Rückkehr von der Revue reichlich benützt hatte.

„Nun?" fragten einstimmig die vier jungen Leute, sobald sie ihn erblickten.

„Es ist Ministerconseil," antwortete Salvator.

„Worüber?"

„Ueber die Strafe, die man der guten Nationalgarde, welche nicht vernünftig gewesen ist, zuzuerkennen gedenkt."

„Und wann wird man das Resultat des Conseil erfahren?"

„Sobald ein Resultat da sein wird."

„Sie haben also Ihre Entrées in den Tuilerien?"

„Ich habe überall meine Entrées."

„Teufel!" rief Jean Robert, „ich bedaure, daß ich nicht warten kann: ich habe einen obligaten Ball."

„Ich auch," sagte Petrus.

„Bei Frau von Marande?" fragte Salvator.

„Ja," antworteten die zwei jungen Leute ganz erstaunt. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß Alles."

„Doch morgen, bei Tagesanbruch, Neuigkeiten, nicht wahr?"

„Unnöthig! Sie werden heute Nacht erhalten."

„Petrus und ich, wir gehen aber zu Frau von Marande . . ."

„Nun wohl, Sie werden sie bei Frau von Marande erhalten.“

„Wer wird sie uns geben?“

„Ich.“

„Wie! Sie gehen zu Frau von Marande?“

Salvator lächelte fein.

„Nicht zu Frau von Marande, sondern zu Herrn von Marande,“ erwiederte er.

Dann sagte er mit demselben Lächeln, das eines der besonderen Merkmale seiner Physiognomie war:

„Es ist mein Banquier.“

„Ah! alle Wetter!“ rief Ludovic, „nun ärgere ich mich, daß ich die Einladung, die Du mir angeboten, Jean Robert, nicht angenommen habe.“

„Wenn es nicht so spät wäre!“ versetzte der Letztere.

Und seine Uhr ziehend, fuhr er fort:

„Halb zehn Uhr: unmöglich!“

„Sie wünschen auf den Ball von Frau von Marande zu gehen?“ fragte Salvator.

„Ja,“ antwortete Ludovic; „ich hätte gern meine Freunde heute Nacht nicht verlassen mögen... Kann nicht jeden Augenblick etwas geschehen?“

„Wahrscheinlich wird nichts geschehen,“ sagte Salvator; „verlassen Sie aber darum Ihre Freunde doch nicht.“

„Ich muß sie wohl verlassen, da ich keine Einladung habe.“

Salvator ließ auf seinem Gesichte das Lächeln umherirren, das bei ihm Gewohnheit war.

„Bitten Sie unsern Dichter, Sie vorzustellen,“ sagte er.

„Oh!“ erwiederte lebhaft Jean Robert, „ich bin nicht frei genug im Hause.“

Und eine leichte Röthe zog über seine Wangen.

„Dann,“ sprach Salvator, sich gegen Ludovic umwendend, „dann bitten Sie Herrn Jean Robert, Ihren Namen auf diese Karte zu setzen.“

Und er zog aus seiner Tasche eine gedruckte Karte, worauf die Worte standen:

„Herr und Frau von Marande haben die Ehre, Herrn . . . . zu der Soirée einzuladen, die sie in ihrem Hotel in der Rue d'Artois am Sonntag den 29. April geben werden. Man tanzt.

Paris den 20. April 1827.

Jean Robert schaute Salvator mit tiefem Erstaunen an.

„Ah!“ sagte Salvator, „Sie befürchten, man könnte Ihre Handschrift erkennen? . . . Geben Sie mir eine Feder, Justin.“

Justin reichte Salvator eine Feder; dieser schrieb den Namen Ludovic auf die Karte, indem er seine feine, aristokratische Handschrift zwang, die Verhältnisse einer gewöhnlichen Handschrift anzunehmen; dann gab er die Karte dem jungen Doctor.

„Mein lieber Salvator,“ fragte Jean Robert, „Sie haben gesagt, Sie gehen nicht zu Frau von Marande, sondern zu Herrn von Marande.“

„Das habe ich wirklich gesagt.“

„Wie werden wir uns sehen?“

„Es ist wahr,“ erwiederte Salvator, „denn Sie, Sie gehen zu Madame!“

„Ich gehe auf den Ball eines Freundes, und ich denke, man wird auf diesem Balle nicht von Politik sprechen.“

„Nein . . . doch um halb zwölf Uhr, wenn unsere arme Freundin Carmelite gesungen hat, wird man tanzen, und auf den Schlag zwölf Uhr wird man, am Ende der Gallerie, welche ein Gewächshaus bildet, das Cabinet von Herrn von Marande öffnen; hier werden alle diejenigen eingelassen, welche die zwei Worte: Charte und Chartres sagen. Nicht wahr, sie sind nicht schwer zu behalten?“

„Nein.“

„So sind alle Dinge verabredet. Wenn Sie sich nun umkleiden und um halb elf Uhr im blauen Boudoir sein wollen, so ist keine Zeit zu verlieren.“

„Ich habe einen Platz für Einen in meinem Coupé,“ sagte Petrus.

„Nimm Ludovic mit: Ihr seid Nachbarn; ich, ich werde meinerseits gehen.“

„Gut!“

„Um halb elf Uhr also im Boudoir von Madame, um Carmelite zu hören,“ sagte Petrus, „und um Mitternacht im Cabinet des Herrn, um zu erfahren, was in den Tuilerien vorgefallen ist.“

Und die drei jungen Leute, nachdem sie Salvator und Justin die Hand gedrückt hatten, entfernten sich und ließen die zwei Carbonari beisammen.

Um elf Uhr waren, wie wir gesehen haben, Petrus, Jean Robert und Ludovic bei Frau von Marande versammelt und klatschten Carmelite Beifall; um halb zwölf Uhr, indeß Frau von Marande und Regina eifrigst um die ohnmächtige Car-

melite besorgt waren, gaben sie Camille die von uns erwähnte Lection; um Mitternacht endlich, während Herr von Marande, der zurückgeblieben war, um sich nach Carmelite zu erkundigen, galanter Weise seiner Frau die Hand küßte und es sich von ihr als eine Gunst erbat, sie, sobald der Ball beendigt wäre, in ihrem Schlafzimmer begrüßen zu dürfen, traten sie, das verabredete Einlaßwort: Charte und Chartres sprechend, in das Cabinet des Banquier ein.

Hier waren versammelt alle Veteranen der Verschwörungen von Grenoble, von Belfort, von Saumur und von la Rochelle; alle die Menschen, welche ihren Kopf durch ein Wunder des Gleichgewichts auf ihren Schultern behalten hatten: die Lafayette, die Köchlin, die Pajol, die Dermoncourt, die Carrel, die Guinard, die Arago, die Cavaignac, Jeder eine abgesonderte Meinung oder eine Meinungsnuance vertretend, Alle Männer von einer anerkannten Ehrenhaftigkeit.

Man aß Gefrorenes, man trank Punsch, und man sprach von Theater, Kunst und Literatur . . . Politik, — davor hütete man sich wohl!

Die drei jungen Leute traten mit einander ein und suchten mit den Augen Salvator.

Salvator war noch nicht angekommen.

Alle drei schloßen sich nun, je nach ihren Sympathien, an eine der Celebritäten an, welche da waren: Jean Robert an Lafayette, der für ihn eine beinahe väterliche Freundschaft hegte; Ludovic an François Arago, diesen schönen Kopf, dieses große Herz, diesen bezaubernden Geist; Petrus endlich an Herrn Vernet, dessen Bilder alle im Salon zurü-

gewiesen worden waren, und der bei sich eine Privatausstellung gemacht hatte, zu der ganz Paris strömte.

Das Cabinet von Herrn von Marande bot eine seltsame Musterkarte der Unzufriedenen aller Parteien. Alle diese Unzufriedenen, während sie, wie gesagt, von Dingen der Kunst, der Wissenschaft, des Krieges sprachen, wandten indessen den Kopf nach der Thüre, sobald ein Neuer ankam. Sie schienen Jemand zu erwarten.

Und sie erwarteten in der That den noch unbekannten Boten, der ihnen die Nachrichten aus dem Schlosse bringen sollte.

Endlich öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit vollkommener Eleganz gekleidet, trat ein.

Petrus, Jean Robert und Ludovic unterdrückten einen Schrei des Erstaunens: dieser junge Mann war Salvator.

Der Ankommende suchte mit den Augen, erblickte Herrn von Marande, und ging auf ihn zu.

Herr von Marande reichte ihm die Hand.

„Sie kommen spät, Herr von Valsigny," sagte der Banquier.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann mit einer Stimme und mit Geberden, welche vollkommen verschieden von seiner gewöhnlichen Stimme und seinen gewöhnlichen Geberden, und ein Lorgnon an sein rechtes Auge haltend, als bedürfte er dieses Appendix, um Jean Robert, Petrus und Ludovic zu erkennen; „ja, es ist wahr, ich komme spät; doch ich wurde bei meiner Tante, einer alten Witwe, einer

Freundin der Frau Herzogin von Angoulême, die mir Neuigkeiten aus dem Schlosse gab, zurückgehalten."

Alle Anwesende verdoppelten ihre Aufmerksamkeit. Salvator wechselte einige Grüße mit den Personen, die sich um ihn drängten, wobei er in genauem Maße den Grad von Freundschaft, von Ehrfurcht oder Vertraulichkeit beobachtete, welchen der elegante Herr von Valsigny Jedem gewähren zu müssen glaubte.

„Neuigkeiten aus dem Schlosse?" wiederholte Herr von Marande; „es gibt also Neuigkeiten aus dem Schlosse."

„Oh! Sie wissen nicht? . . . Ja, es hat Conseil stattgefunden."

„Dies, mein lieber Herr von Valsigny," erwiederte Herr von Marande, „dies ist nichts Neues."

„Dies kann aber machen und hat gemacht."

„Wahrhaftig?"

„Ja."

Man trat näher zusammen.

„Auf den Antrag der Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, von Damas, von Clermont-Tonnerre; auf das Andrängen der Frau Dauphine, die der Ruf: „„Nieder mit den Jesuiten!"" tief verletzt hat; trotz der Opposition der Herren von Frayssinous und Chabrol, welche für die theilweise Verabschiedung stimmten, — ist die Nationalgarde aufgelöst!"

„Aufgelöst?"

„Von Grunde aus! so daß ich, der ich einen sehr schönen Grad hatte, — ich war Fourier, — nun ohne Amt bin und mich mit etwas Anderem beschäftigen muß!"

„Aufgelöst!" wiederholten die Zuhörer, als könnten sie nicht an diese Nachricht glauben.

„Das ist ja sehr ernst, was Sie da sagen, mein Herr!" rief der General Pajol.

„Finden Sie, General?"

„Allerdings... Das ist ganz einfach ein Staatsstreich!"

„Ja? . . . Nun wohl, Seine Majestät König Karl X. hat einen Staatsstreich gemacht."

„Sie sind dessen, was Sie sagen, sicher?" fragte Lafayette.

„Ah! Herr Marquis, (Salvator nahm es nicht im Ernste, daß die Herren von Lafayette und von Montmorency ihre Titel in der Nacht vom 4. August 1789 verbrannt hatten). Ah! Herr Marquis, ich würde nichts sagen, was nicht die strenge Wahrheit wäre."

Sodann mit fester Stimme:

„Ich glaubte Ihnen genug bekannt zu sein, daß Sie nicht an meinem Worte zweifeln würden."

Der Greis reichte dem jungen Manne die Hand.

Und er sagte lächelnd und leise:

„Gewöhnen Sie sich doch ab, mich Marquis zu nennen."

„Entschuldigen Sie," erwiederte lachend Salvator, „Sie sind dergestalt Marquis für mich . . ."

„Nun wohl, es sei! für Sie, der Sie ein Mann von Geist sind, werde ich bleiben, was Sie wollen; doch für die Anderen machen Sie mich nur zum General."

Dann zur ursprünglichen Conversation zurückkehrend, fragte Lafayette:

„Und wann erläßt man diese schöne Ordonnanz?"

„Sie ist erlassen."

„Wie, erlassen?" rief Herr von Marande; „und ich weiß es noch nicht!"

„Sie werden es wahrscheinlich sogleich erfahren. Sie dürfen es Ihrem Neuigkeitengeber nicht verargen, daß er noch im Verzuge ist: ich habe eigene Mittel, durch die Mauern zu sehen, eine Art von hinkendem Teufel, der die Dächer aufhebt, daß ich in die Staatsconseils schaue."

„Und durch die Mauern der Tuilerien schauend, haben Sie die Ordonnanz abfassen sehen?" fragte der Banquier.

„Mehr noch, ich habe sie über die Schulter von demjenigen, der die Feder hielt, gelesen. Oh! es sind keine Phrasen ... oder es ist vielmehr nur eine Phrase: „„Karl X., von Gottes Gnaden, u. s. w. auf den Bericht unseres Staatssecretärs, Ministers des Innern, u. s. w. ist die Nationalgarde von Paris aufgelöst."" Das ist das Ganze."

„Und diese Ordonnanz."

„Ist an den Moniteur und an den Marschall Oudinot geschickt worden."

„Und sie wird morgen im Moniteur stehen?"

„Sie steht schon darin; nur ist der Moniteur noch nicht erschienen."

Die Anwesenden schauten sich an.

Salvator fuhr fort:

„Morgen oder vielmehr heute, — denn wir haben Mitternacht überschritten, — heute Morgen um sieben Uhr werden die Nationalgarden auf ihren Posten von der Königlichen Garde und den Linientruppen abgelöst werden."

„Ja," sprach eine Stimme, „bis die Nationalgarden auf ihren Posten die Linientruppen und die Königliche Garde wieder ablösen."

„Das könnte wohl eines Tags geschehen," erwiederte Salvator, dessen Auge einen Blitz schleuderte, „doch das wird nicht auf eine Ordonnanz von König Karl X. geschehen."

„Es ist eine unglaubliche Verblendung!" sagte Arago.

„Ah! Herr Arago," rief Salvator, „Sie, ein Astronom, der Sie auf Stunde und Minute die Finsternisse vorhersehen können, sehen Sie nicht besser am Himmel des Königthums?"

„Was wollen Sie?" erwiederte der berühmte Gelehrte; „ich bin ein positiver Mensch und folglich voller Zweifel."

„Das heißt, Sie wollen einen Beweis?" sagte Salvator; „gut! man wird Ihnen einen geben."

Er zog aus seiner Tasche ein noch feuchtes kleines Papier.

„Sehen Sie," sprach er, „hier ist ein Abdruck der Ordonnanz, welche im Moniteur stehen wird. Ei! er ist ein wenig verwischt: er wurde ganz besonders für mich mit der Bürste abgezogen."

Und er fügte mit einem Lächeln bei:

„Das hat mich ein wenig aufgehalten: ich wartete darauf."

Hierauf gab er den Abdruck Arago, aus dessen Händen er in alle Hände überging; sodann, wie ein Schauspieler, der mit seinen Effecten haushälterisch umgeht, sagte Salvator, als er gesehen hatte, der Effect des Abdrucks sei hervorgebracht:

„Das ist nicht Alles."

„Wie! was gibt es denn noch?" fragten alle Stimmen.

„Der Herr Herzog von Doudeauville, Minister des königlichen Hauses, hat seine Entlassung genommen."

„Ah!" sagte Lafayette, „ich wußte, daß er, seitdem dem Leichname seines Verwandten die Beschimpfung widerfahren ist, nur auf eine Gelegenheit wartete."

„Nun wohl," erwiederte Salvator, „bei der Nationalgarde hat sich die Gelegenheit geboten."

„Und die Entlassung ist bewilligt worden?"

„Mit Eifer."

„Vom König?"

„Der König ließ sich wohl ein wenig nöthigen; doch die Frau Herzogin von Angoulême bemerkte ihm, das sei ein ganz gefundener Platz für den Herrn Fürsten von Polignac."

„Wie für den Herrn Fürsten von Polignac?"

„Für den Herrn Fürsten Anatole Jules von Polignac, 1804 zum Tode verurtheilt, durch die Vermittlung der Kaiserin Josephine gerettet, 1814 zum römischen Fürsten gemacht, 1816 zum Pair und 1823 zum Botschafter in London."

„Da er aber Botschafter in London ist . . ."

„Ah! was liegt daran, General: man wird ihn zurückberufen."

„Und Herr von Villèle," fragte Herr von Marande, „er hat die Zurückberufung gebilligt?"

„Er hat sich wohl ein wenig widersetzt," antwortete Salvator, der mit einer Erstaunen erregenden

Beharrlichkeit seine leichtsinnige Miene beibehielt; „denn er ist ein feiner Fuchs, dieser Herr von Villèle, wenigstens wie man sagt! In seiner Eigenschaft als feiner Fuchs nun begreift er, obschon nach den Worten von Barthélemy und Méry

Depuis cinq ans entiers, l'impassible Villèle
Cimente sur le roc sa fortune eternelle*),

er begreift, daß es keinen Felsen gibt, so stark er sein mag, den man nicht untergraben kann, — hievon zeugt Hannibal, der nach Titus Livius die Kette der Alpen mit Essig durchbrochen hat, und er befürchtet, Herr von Polignac werde der Essig sein, der seinen Felsen in Staub verwandle."

„Wie!" rief der General Pajol, „Herr von Polignac ins Ministerium?"

„Es bliebe uns, das Gesicht zu verhüllen!" fügte Dupont (de l'Eure) bei.

„Mein Herr," erwiederte Salvator, „es bliebe uns im Gegentheile übrig, uns zu zeigen."

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdrucke, der so verschieden von dem war, welchen er bis dahin angenommen hatte, daß sich Aller Augen auf ihn hefteten.

Da erst erkannten ihn seine drei Freunde; es war wohl ihr Salvator, und nicht mehr der Valsigny von Herrn von Marande.

In diesem Augenblicke trat ein Lackei ein und übergab dem Herrn des Hauses einen Brief.

---

*) Seit fünf vollen Jahren kittet der unempfindliche Villèle sein ewiges Glück an den Felsen.

„Pressant!“ sprach er.

„Ich weiß, was es ist,“ sagte der Banquier.

Und er nahm rasch den Brief, zog ihn aus einem Umschlage ohne Siegel und las folgende drei Zeilen von grober Hand geschrieben:

„Die Nationalgarde aufgelöst.

„Die Entlassung des Herzogs von Doudeauville angenommen.

„Herr von Polignac von London zurückberufen.“

„Wahrhaftig,“ rief Salvator, „man sollte glauben, ich sei es, der Seine Königliche Hoheit Monseigneur den Herzog von Orleans unterrichte.“

Jedermann schauerte.

„Ei! wer sagt Ihnen denn, dieses Billet sei von Seiner Königlichen Hoheit?“ fragte Herr von Marande.

„Ich habe seine Handschrift erkannt,“ antwortete einfach Salvator.

„Seine Handschrift?“

„Ja . . . darüber darf man sich nicht wundern, ich habe denselben Notar wie er: Herrn Baratteau.“

Man meldete, das Souper sei servirt.

Salvator ließ sein Lorgnon fallen und schaute seinen Hut an wie ein Mensch, der sich anschickt, wegzugehen.

„Sie bleiben nicht bei uns beim Souper, Herr von Valsigny?“ fragte Herr von Marande.

„Unmöglich, mein Herr, ich bedaure es sehr.“

„Warum denn?“

„Meine Nacht ist noch nicht beendigt, und ich werde sie vollends im Assisenhofe zubringen.“

„Im Assisenhofe? zu dieser Stunde?“

„Ja; man hat Eile, ein Ende mit einem armen Teufel zu machen, dessen Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist.“

„Ah! Sarranti . . . dieser Elende, der zwei Kinder umgebracht und eine Summe von hunderttausend Thalern seinem Wohlthäter gestohlen hat,“ sagte eine Stimme.

„Und der sich für einen Bonapartisten ausgibt,“ sagte eine andere Stimme. „Ich hoffe wohl, er wird zum Tode verurtheilt werden.“

„Ah! zum Tode verurtheilt, — da können Sie sicher sein, mein Herr,“ erwiederte Salvator.

„Und hingerichtet!“

„Ei! hingerichtet, das ist weniger sicher.“

„Wie! Sie glauben, Seine Majestät werde einen solchen Missethäter begnadigen?“

„Nein; doch dieser Missethäter könnte unschuldig sein, und dann käme seine Begnadigung nicht vom König, sondern von Gott,“ erwiederte Salvator.

Und er sprach diese letzten Worte mit einem Ausdrucke, der ihn von Zeit zu Zeit für seine drei Freunde unter dem frivolen Anscheine, mit dem er sich bekleidet hatte, erkennbar machte.

„Meine Herren,“ sagte Herr von Marande, „Sie haben gehört? Das Abendbrod ist servirt.“

Während die Personen, an die sich Herr von Marande wandte, ihren Weg nach dem Speisesaale nahmen, näherten sich die drei jungen Leute Salvator.

„Sagen Sie mir, mein lieber Salvator,“ fragte ihn Jean Robert, „wäre es möglich, daß wir Sie morgen zu sehen nöthig hätten . . .“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Wo werden wir Sie dann finden?“

„Ei! an meinem gewöhnlichen Platze, in der Rue aux Fers, vor der Thüre meiner Schenke, an meinem Weichsteine; Sie vergessen immer, daß ich Commissionär bin, mein Lieber . . . Oh! die Dichter! die Dichter!“

Und er ging ab durch die Thüre der entgegengesetzt, welche in den Speisesaal führte, ohne Zögern, wie ein Mensch, der mit allen Passagen des Hauses vertraut ist, und ließ seine drei Freunde in einem Erstaunen zurück, das an die Betäubung gränzte.

XXII.

Das Taubennest.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß mit einem Ausdrucke reizender Galanterie Herr von Marande, ehe er in sein Cabinet zurückkehrte, wo ihn die von Salvator mitgetheilten Neuigkeiten aus den Tuilerien erwarteten, seine Frau um Erlaubniß gebeten hatte, ihr nach dem Schlusse des Balles einen Besuch in ihrem Schlafzimmer machen zu dürfen.

Es ist Morgens um sechs Uhr; der Tag graut; die letzten Wagen haben aufgehört, auf dem Pflaster des Hofes vom Hotel zu rasseln; die letzten Lichter erlöschen in den Gemächern; die ersten Geräusche von Paris erwachen. Frau von Marande hat sich seit einer Viertelstunde in ihr Schlafzimmer zurückgezogen; es sind fünf Minuten, daß Herr von Marande die letzten Worte mit einem Manne ausgetauscht hat, dessen militärische Haltung sich unter seinem bürgerlichen Kleide verräth.

Die letzten Worte waren:

„Seine Königliche Hoheit mag ruhig sein! sie weiß, daß sie auf mich zählen kann wie auf sich selbst . . .“

Hinter diesem Manne, der rasch in einem Wagen ohne Wappen, bespannt mit zwei kräftigen Rossen, die ein Kutscher ohne Livree führt, abgegangen und mit seiner Equipage an der Ecke der Rue Richelieu verschwunden ist, haben sich die Thore des Hotels geschlossen.

Unsere Leser mögen sich nun nicht zu viel um die eisernen und eichenen Scheidewände bekümmern, die sich zwischen sie und die Gebieter dieses glänzenden Hauses stellen, von dem wir einige Theile beleuchtet haben: unser Romanendichter-Stab braucht sich nur zu erheben, und die bestgeschlossenen Thüren werden sich wieder vor uns öffnen. Benützen wir also dieses Privilegium und drehen wir mit dem Ende dieses Stabes die Thüre des Boudoir von Frau Lydie von Marande. Sesam, öffne dich!

Sie sehen, die Thüre ist geöffnet in das reizende himmelblaue Cabinet, wo Sie vor ein paar Stunden Carmelite die Romanze von der Weide haben singen hören.

Sogleich werden wir vor Ihnen eine erschrecklichere Thüre zu öffnen haben, die des Assisenhofes; mit Ihrer Erlaubniß wollen wir aber, ehe wir den Fuß in diese Hölle des Verbrechens setzen, um einen Augenblick auszuruhen und Kräfte zu sammeln, in das Liebesparadies eintreten, welches man das Zimmer von Frau von Marande nennt.

Diesem Zimmer, um sich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Boudoir zu finden, ging eine

Art von Vestibule vorher, das die Form eines ungeheuren Prachthimmels hatte; dieses Vestibule, das zugleich ein Badecabinet bildete, war vom Plafond mit farbigen Gläsern, arabische Zeichnungen bildend, beleuchtet; seine Wände und sein Plafond, — mit Ausnahme der Oeffnung, welche bestimmt war, ein Licht eindringen zu lassen, das nie über ein Halbdunkel gehen durfte, — waren mit einem ganz eigenthümlichen Stoffe, von einem neutralen, zwischen dem Perlgrau und dem Orangegelb schwebenden Tone, ausgeschlagen; das Gewebe schien aus jenen asiatischen Pflanzen gemacht, deren spinnbare Fäden die Indianer ausziehen, um den bei uns unter dem Namen Nankin bekannten Stoff daraus zu fabriciren. Die Teppiche waren chinesische Matten, weich wie der geschmeidigste Stoff, und harmonirten in der Farbe bewunderungswürdig mit den Tapeten; die Meubles waren von chinesischem Lack mit einfachen Goldfädchen. Die Marmorarbeiten waren weiß wie Milch, und die Porzellangefäße, welche sie trugen, von jenem ganz eigenthümlichen zarten Türkißblau, durch das sich altes Sèvres auszeichnet.

Den Fuß in diesen süßen, geheimnißvoll durch eine am Plafond hängende Lampe von böhmischem Glase beleuchteten Winkel setzend, hätte man sich hundert Meilen von der Erde geglaubt, und es hätte einem geschienen, man reise in einer von den orangefarbigen, aus Azur und Gold gekneteten Wolken, mit denen Marilhat seine orientalischen Landschaften befranste.

Hatte man einmal diese Wolke erreicht, so war

es ganz einfach, daß man in das Paradies eintrat, und es war in der That wohl das Paradies, dieses Zimmer, in das wir den Leser führen.

Sobald die Thüre geöffnet war, oder, um genauer zu sprechen, sobald der Thürvorhang aufgehoben war, — denn wenn es hier Thüren gab, so hatte sie die Kunst des Tapezirers unsichtbar gemacht, — sobald der Thürvorhang aufgehoben war, war der erste Gegenstand, der in die Augen fiel, die schöne Lydie, träumerisch in dem Bette ausgestreckt, das die rechte Seite des Zimmers einnahm, einen Ellenbogen in ein Kopfkissen vertieft, das von Gaze zu sein schien, und in der andern Hand einen kleinen Band Gedichte in Saffian haltend, ein Buch, das zu lesen sie vielleicht die größte Lust hatte, welches sie aber nicht las, so sehr schien sie von einem andern Gedanken, als dem der Lecture erfüllt zu sein.

Eine Lampe von chinesischem Porzellan brannte über einem Tischchen von Boule und beleuchtete durch eine Kugel von rothem böhmischem Glase die Betttücher mit einer rosenfarbigen Tinte ähnlich der, welche sich bei Sonnenaufgang über den jungfräulichen Schnee des Montblanc verbreitet.

Das ist es, was die Augen zuerst anzog; und wir werden es vielleicht sogleich versuchen, so keusch, als es uns möglich sein wird, den durch dieses bezaubernde Gemälde hervorgebrachten Eindruck wiederzugeben; vorher aber fühlen wir uns wie unwillkürlich hingerissen, die übrige Wohnung zu beschreiben.

Zuerst den Olymp; dann die Göttin, die ihn bewohnte.

Man stelle sich ein Zimmer vor, — oder vielmehr ein Taubennest, gerade groß genug, um zu schlafen, gerade hoch genug, um zu athmen. Es war am Plafond und an der Wand mit nacaratrothem Sammet tapezirt, der Reflexe von Granat, Karfunkel und Rubin an den Stellen hatte, die ihr Vorsprung ins Licht setzte.

Das Bett nahm fast die ganze Länge ein, und kaum hatte an jedem Ende des Bettes eine Etagère von Rosenholz beladen mit dem köstlichsten Tande von Sachsen, Sèvres und China Platz.

Dem Bette gegenüber war der Kamin, wie das übrige Zimmer ganz mit Sammet bekleidet; auf den beiden Seiten dieses Kamins standen zwei Causeuses, welche mit den Federn vom Halse eines Colibri überzogen zu sein schienen, und über jeder von diesen Causeuses ein Spiegel, dessen Rahmen vergoldete Maisblätter bildeten.

Setzen wir uns auf eine von diesen Causeuses und werfen wir einen Blick auf das Bett.

Das Bett war von nacaratrothem Sammet und ohne irgend eine Zierrath; seine reiche Nuance trat nur durch die Umrahmung hervor, unter der es erschien; diese Umrahmung war ein Meisterwerk von Einfachheit, und man wunderte sich, daß es einen Tapezirer gab, der Dichter genug, oder einen Dichter, der Tapezirer genug, um zu einem solchen Resultate zu gelangen. Es bestand aus jenen großen Stücken orientalischen Stoffes, welche die arabischen Frauen Haiks nennen; diese Haiks waren von Seide mit abwechselnd blauen und weißen Streifen; ihre Fransen waren von demselben Gewebe.

An den zwei Extremitäten des Bettes fielen zwei Stücke von diesem Stoffe senkrecht, und konnten sich längs der Wand mittelst aus Gold und Seide geflochtener algerischer Vorhanghalter mit Ringen von Türkissen drapiren.

Der Fond des Bettes war ein ungeheurer Spiegel in einen Rahmen von Sammet dem Bette ähnlich gefaßt, und ruhend nicht auf der Wand, sondern auf einem dritten Haik. Beim oberen Niveau des Spiegels sprang der Stoff, in tausend Falten gelegt, hervor und verband sich in einem sanften Abhange mit einem großen goldenen Pfeile, um den er sich in zwei dicken Bouillons rollte.

Doch das Wunder des Zimmers war das, was der Spiegel dieses Bettes reflectirte, der offenbar bestimmt war, die Gränzen des Gemaches verschwinden zu machen.

Wir haben gesagt, dem Spiegel gegenüber sei der Kamin gewesen. Ueber diesem, mit jenen tausend köstlichen Kleinigkeiten, welche die Welt einer Frau bilden, beladenen Kamine dehnte sich ein Gewächshaus aus, von dem man nur durch ein Spiegelglas ohne Folie getrennt war, das im Nothfalle in die Wand zurücktreten und so das Zimmer der Frau mit dem Zimmer der Blumen in Verbindung setzen konnte. Mitten in diesem Gewächshause, ein Bassin überragend, in welchem chinesische Fische von allen Farben spielten, und wo sich Vögel von Purpur und Azur so groß wie Bienen tränkten, erhob sich eine Marmorstatue von Pradier.

Dieses kleine Gewächshaus war gewiß kaum von der Größe des Zimmers; doch durch ein Wunder von

Anordnung erschien es wie ein herrlicher, ungeheurer Garten Indiens oder der Antillen, so durchschlangen einander die Tropenpflanzen, die es enthielt, als wollten sie den Blicken, die sich auf sie hefteten, das Schauspiel einer ganzen exotischen Flora geben.

Es war in der That ein ganzer Continent von zehn Quadratfuß, ein ganzes Taschen-Asien.

Der Baum, den man den König der Vegetabilien nennt, der Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen, der im irdischen Paradiese geborene Baum, — dessen Ursprung unbestreitbar ist, da das Blatt dazu gedient hat, die Blöße unserer ersten Voreltern zu bedecken, und da er aus diesem Grunde den Namen Adamsfeigenbaum erhalten hat, war repräsentirt durch seine fünf Hauptspecies: den Paradies-Bananenbaum, den Bananenbaum mit kurzen Früchten, den chinesischen Bananenbaum mit rosenfarbiger Sparte, den Bananenbaum mit rother Sparte. Neben ihm wuchs die Heliconia, die sich ihm durch die Länge und die Breite der Blätter nähert; sodann die Ravelania von Madagascar, in Miniatur den berühmten Baum des Reisenden vertretend, wo der durstige Neger das frische Wasser findet, das ihm der ausgetrocknete Bach verweigert; die Strelitzia Regina, deren Blüthe der Kopf einer Schlange mit Griffel und Federkrone von Feuer zu sein scheint; das Blumenrohr von Ostindien, aus dem man in Delhi Gewebe so geschmeidig als der feinste Seidenstoff fabricirt; der Costus, wegen seines Wohlgeruchs von den Alten bei allen religiösen Feierlichkeiten angewendet; der wohlriechende Baumschmarotzer von der Isle de la Réunion; der Zingiber von China,

was nichts Anderes ist, als die Pflanze, die der Ingwer gibt; kurz, eine Sammlung im Auszuge der vegetabilischen Reichthümer der ganzen Welt.

Das Bassin und der Sockel der Statue waren verloren in Farnkraut mit Blättern geändert wie mit dem Durchschlage und in Lykopoden, die mit dem Bärlapp der feinsten Teppiche von Smyrna und Constantinopel wetteifern konnten.

In Ermanglung der Sonne, welche erst in ein paar Stunden Königin des Horizonts sein wird, suchen sie nun durch diese Blätter, durch diese Blumen, durch diese Früchte die leuchtende Kugel, welche vom Gewölbe herabkommt und, ihre Strahlen durch ein leicht blau gefärbtes Wasser verbreitend, diesem Urwäldchen die reine melancholische Helle, die sanften, silbernen Reflexen des Mondes gibt.

Vom Bette aus gesehen, ist dieses kleine Gewächshaus ein anbetungswürdiges Schauspiel.

Die Person, welche im Bette lag und, auf den Ellenbogen gestützt, in der andern Hand ein Buch hielt, erhob auch, wie wir vorhin sagten, die Augen über ihr Buch und ließ ihre Blicke auf den lilliputischen Pfaden umherschweifen, welche da und dort das Licht in dem Zauberlande zog, das sie durch ein Spiegelglas wie durch einen Traum sah.

Liebte sie, so mußte sie mit den Augen die verliebt verschlungenen Zweige suchen, wohin sie ihr Nest hätte setzen mögen; liebte sie nicht, so mußte sie vom üppigen Leben dieser herrlichen Vegetation das unaussprechliche Geheimniß der Liebe verlangen, von dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Duft keusch und mysteriös die ersten Worte enthüllten.

Und nun, da wir hinreichend dieses unbekannte Eden der Rue d'Artois beschrieben haben, sprechen wir von der Eva, die es bewohnte.

Ja, Eva ist wohl der Name, den Lydie, so träumerisch, mit dem Arme aufgestützt und die Meditationen von Lamartine lesend, verdiente; Lydie bei jeder Strophe, — duftende Strophen! — schauend, wie sich die Knospen der Pflanzen öffneten und so in der Natur den im Buche angefangenen Traum fortsetzend. Ja, es war eine wahre Eva, rosig, frisch und blond; Eva am andern Tage nach der Sünde, mit dem Blicke auf Allem, was sie umgab, umherschweifend; Eva zitternd, unruhig, zuckend, ängstlich das Geheimniß dieses Paradieses suchend, wo man fühlte, daß sie zu zwei gewesen, und wo sie ganz betrübt war, daß sie sich wieder allein fand; rufend, durch die Schläge ihres Herzens, durch die Blitze ihrer Augen, durch das Schauern ihrer Lippen, entweder den Gott, der sie zur Welt kommen gemacht, oder den Menschen, der sie sterben gemacht hatte.

Gehüllt, wie sie war, in Betttücher von feinem Batist, den Hals umgeben von einer Flaumpalatine, die Lippe feucht, das Auge in Feuer, die Wange in Blüthe — hätte ein Bildhauer von Athen oder Korinth kein anderes Modell, keinen vollendeteren Typus für eine Statue von Leda geträumt.

Sie hatte in der That von der vom Schwan umschlungenen Leda die verliebte Röthe und die wollüstige Beschauung. Sie so sehend, würde der Autor der Psyche, dieser heidnischen Eva, Canova ein Meisterwerk aus ihr gemacht haben, das seine Venus

Borghese entthront hatte; Correggio hätte daraus eine träumerische Calypso, mit einem Amor hinter ihr in einen Winkel der Draperie verborgen gemacht. Dante hätte daraus die ältere Schwester von Beatrix gemacht, und von ihr durch die Krümmungen der Erde geführt zu werden verlangt, wie er von der jüngeren Schwester durch die Krümmungen des Himmels geführt worden war.

Sicherlich aber hätten sich Dichter, Maler und Bildhauer vor der bewunderungswürdigen Person verbeugt, in der zugleich, durch eine unbegreifliche Mischung, die Schamhaftigkeit des Mädchens, der Reiz der Frau, die Sinnlichkeit der Göttin residirten; ja, das zehnte, das fünfzehnte, das zwanzigste Jahr, das Kinderjahr, das mannbare Jahr, das Liebesjahr, diese drei Jahre, welche die Trilogie der Jugend bilden, welche, jedes der Reihe nach, dem Kinde, dem Mädchen, der Frau entgegenkommen, und, einmal überschritten, zurückbleiben; diese drei Jahre, wie die drei Gracien von Germain Pilon, schienen dem privilegirten Geschöpfe, dessen Portrait wir zu zeichnen suchen, das Geleite zu geben und auf seine Stirne die Blumen mit den reinsten Wohlgerüchen, mit den frischesten Farben zu entblättern.

Je nach der Art, wie man sie anschaute, erschien sie: ein Engel hätte sie für seine Schwester gehalten, Paul für Virginie, Desprieux für Manon Lescaut.

Woher kam bei ihr diese dreifache, unvergleichliche, seltsame, unerklärbare Schönheit? Das werden wir in der Folge unserer Erzählung, nicht zu erklären, aber begreiflich zu machen suchen, indem

wir dieses Kapitel oder vielmehr das nächste den Unterredungen der Frau von Marande und ihrem Gatten vorbehalten.

Dieser Gatte wird sogleich eintreten; er ist es, den Lydie in einer so tiefen Zerstreuung erwartet; er ist es aber sicherlich nicht, den ihr unbestimmter Blick in den Halbtinten des Zimmers und in dem Halbschatten des Gewächshauses sucht.

Er hat sie indessen auf eine sehr zärtliche Art um diese Erlaubniß gebeten, die er sogleich benützen wird, um die Erlaubniß, einen Augenblick in ihrem Zimmer mit ihr plaudern zu dürfen, ehe er sich in seiner Wohnung einschließen würde.

Wie! so viel Schönheit! so viel Jugend, so viel Frische, Alles, was der Mann, zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, das heißt zum Culminationspunkte seiner Jugend gelangt, Idealstes träumen kann, und was er nie trifft; wie! so viel Glück, so viel Freude, so viel Trunkenheit, alle diese Schätze gehören einem einzigen Manne, und dieser Mann ist der allerdings frische, blonde, rosenfarbige, zierliche, höfliche und geistreiche, aber trockene, kalte, egoistische, ehrgeizige Banquier, den wir kennen! Alles dies gehört ihm wie sein Hotel, wie seine Bilder, wie seine Kasse!

Welches mysteriöse Abenteuer, welche sociale Macht, welche tyrannische, unerbittliche Autorität konnten mit einander diese zwei, — wenigstens dem Anscheine nach, — so unähnlichen Wesen, diese zwei Stimmen, welche so wenig gemacht, um mit sich zu sprechen, diese zwei Herzen, welche so schlecht gemacht, um sich zu verstehen, verbinden?

Wahrscheinlich werden wir es später erfahren.

Mittlerweile hören wir sie plaudern, und vielleicht wird uns ein Blick, ein Zeichen, ein Wort von einem dieser zwei an einander Gefesselten auf die Spur von Ereignissen bringen, welche für uns noch in der dunklen Nacht der Vergangenheit verborgen sind.

Plötzlich glaubte die schöne Träumerin das dumpfe Rauschen der Teppiche im vorhergehenden Zimmer zu hören; so leicht der Tritt war, der sich näherte, der Boden krachte unter ihm. Frau von Marande ließ ihre Toilette rasch eine letzte Revue passiren; sie kreuzte ihren Schwanenpelz enger auf ihrem Halse; sie zog die Spitze ihres Nachthemdes weiter auf ihr Handgelenke vor, und als sie sah, daß die ganze übrige Person auf eine tadellose Art verschleiert war, so machte sie nicht mehr die geringste Bewegung, um die Anordnung zu verändern.

Nur legte sie ihr offenes Buch auf das Bett zurück und hob ein wenig die Stirne empor, so daß nicht mehr der obere Theil ihres Kopfes, sondern ihr Kinn in ihrer Hand ruhte, und in dieser Stellung, welche noch mehr Gleichgültigkeit, als Coquetterie bezeichnete, erwartete sie ihren Herrn und Meister.

XXIII.

Eheliche Plauderei.

Herr von Marande hob den Vorhang auf, blieb aber auf der Thürschwelle stehen.

„Darf ich eintreten?“ fragte er.

„Gewiß . . . Versprachen Sie nicht, Sie werden kommen? . . . Ich erwartete Sie seit einer Viertelstunde."

„Ah! was sagen Sie mir da, Madame? Sie müssen so müde sein! Nicht wahr, ich bin unbescheiden gewesen?"

„Nein; kommen Sie."

Herr von Marande näherte sich, grüßte voll Anmuth, nahm die Hand, die ihm seine Frau reichte, neigte sich auf diese Hand mit dem zarten Gelenke, mit den weißen, schmalen Fingern, mit den rosigen Nägeln, und legte seine Lippen so leicht darauf, daß Frau von Marande mehr die Absicht begriff, als daß sie den Kuß fühlte.

Die junge Frau befragte mit den Augen ihren Gatten.

Es ließ sich leicht sehen, daß nichts ungewöhnlicher war, als ein solcher Besuch von Herrn von Marande; und dennoch ließ sich auch sehen, daß dieser Besuch weder gewünscht, noch gefürchtet war: es war eher der Besuch eines Freundes als der eines Gatten, und Lydie schien sogar mit mehr Neugierde als Besorgniß zu warten.

Herr von Marande lächelte; dann sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

„Ich muß mich vor Allem entschuldigen, daß ich Sie so spät oder vielmehr so früh besuche. Glauben Sie mir, hielten mich nicht die wichtigsten Geschäfte den ganzen Tag außer dem Hause, so würde ich eine günstigere Gelegenheit abgewartet haben, um vertraulich mit Ihnen zu reden."

„Welche Stunde Sie auch wählen mögen, mein

Herr, um mit mir zu sprechen," erwiederte Frau von Marande mit liebreichem Tone, „es ist immer eine kostbare Gelegenheit, um so kostbarer, je seltener sie ist."

Herr von Marande verbeugte sich, diesmal aber zum Zeichen des Dankes; dann trat er an eine Bergère, rückte sie hinzu, und lehnte den Arm des Meuble an das Bett von Frau von Marande an, so daß er sich ihr gegenüber befand.

Die junge Frau ließ ihren Kopf wieder auf ihre Hand fallen und wartete.

„Erlauben Sie mir, Madame," sagte Herr von Marande, „daß ich, ehe ich in die Sache selbst eingehe, oder, wenn Sie lieber wollen, um besser in dieselbe einzugehen, Ihnen meine Complimente über Ihre außerordentliche Schönheit wiederhole, welche alle Tage zunimmt und heute Nacht wahrhaft den Culminationspunkt der menschlichen Schönheit erreicht zu haben schien."

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich auf eine solche Höflichkeit antworten soll: sie bereitet mir um so mehr Freude, als Sie mir gewöhnlich die Complimente mit einer gewissen Sparsamkeit zumessen. Gestatten Sie, daß ich mich darüber beklage, ohne es Ihnen vorzuwerfen."

„Klagen Sie wegen meines Geizes nur die auf die Arbeit eifersüchtige Liebe an. Meine ganze Zeit ist der Aufgabe gewidmet, die ich mir vorgesetzt habe; würde es mir aber eines Tages erlaubt sein, einen Theil meiner Stunden in der süßen Muße zuzubringen, die Sie mir in diesem Augenblicke gewähren,

glauben Sie mir, dieser Tag wäre einer der schönsten meines Lebens."

Frau von Marande schlug die Augen zu ihrem Gatten auf und schaute ihn, als könnte ihr nichts seltsamer scheinen, als das, was er ihr so eben gesagt hatte, mit Erstaunen an.

„Ei! mich dünkt, mein Herr," antwortete sie mit allem Zauber, den sie ihrer Stimme zu geben vermochte, „mich dünkt, so oft Sie diese Muße zu genießen verlangen, werden Sie nur zu thun haben, was Sie diesen Morgen gethan . . . mich zu benachrichtigen, Sie wünschen mich zu sehen, oder auch," fügte sie lächelnd bei, „sich bei mir einzufinden, ohne mich zu benachrichtigen."

„Sie wissen," sagte Herr von Marande ebenfalls lächelnd, „das liegt nicht in unseren Bedingungen."

„Diese Bedingungen, mein Herr, Sie haben sie dictirt, und nicht ich; ich habe sie einfach angenommen. Es war nicht an der, welche, ohne Ihnen irgend eine Mitgift zu bringen, von Ihnen ihr Vermögen, ihre Stellung . . . und sogar die Ehre ihres Vaters erhielt, Bedingungen zu machen, wie mir scheint."

„Glauben Sie, liebe Lydie, der Augenblick sei gekommen, etwas an diesen Bedingungen zu ändern, und würde ich Ihnen nicht sehr überlästig scheinen, käme ich, zum Beispiel, diesen Morgen und würfe ungeschlachter Weise meinen ehelichen Realismus mitten unter die Träume, die Sie heute Nacht gemacht haben, und vielleicht in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche, noch machen?"

Frau von Marande fing an zu begreifen, worauf die Conversation abzielte, und fühlte eine Purpur-

wolke über ihr Gesicht ziehen. Der Banquier ließ dieser Wolke Zeit, sich zu zerstreuen, und fragte dann gerade auf den Punkt zurückkommend, wo das Gespräch unterbrochen worden war, mit seinem ewigen Lächeln und seiner unbeugsamen Höflichkeit:

„Diese Bedingungen, Madame, Sie erinnern sich derselben?"

„Vollkommen, mein Herr," antwortete die junge Frau mit einer Stimme, die sie ruhig zu erhalten sich anstrengte.

„Ich habe das Glück, bald drei Jahre Ihr Gatte zu sein, und in drei Jahren vergißt man viele Dinge."

„Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen verdanke, mein Herr."

„Hierin, Madame, sind wir verschiedener Ansicht. Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas verdanken; sollten Sie aber das Gegentheil denken und irgend eine Schuld mir gegenüber eingegangen zu haben meinen, so würde ich Sie bitten, gerade diese Schuld zu vergessen."

„Man vergißt nicht, wann man will, und wie man will, mein Herr; und es gibt gewisse Leute, für die der Undank nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Unmöglichkeit ist! Mein Vater, ein in den Geschäften ungeschickter alter Soldat, steckte sein ganzes Vermögen, das er zu verdoppeln hoffte, in eine industrielle Speculation und wurde zu Grunde gerichtet. Er hatte Verbindlichkeiten bei dem Banquehause übernommen, bei welchem Sie Nachfolger wurden, und diese Verbindlichkeiten konnten zur Verfallzeit nicht gehalten werden. Ein junger Mann..."

„Madame . . .“ versuchte Herr von Marande zu unterbrechen.

„Ich will über nichts weggehen,“ sagte Lydie: „Sie würden glauben, ich habe vergessen. Ein junger Mann, der meinen Vater für reich hielt, bat um meine Hand; ein instinctartiger Widerwille gegen diesen jungen Mann machte, daß mein Vater von Anfang sein Gesuch zurückwies. Doch besiegt durch meine Bitten, — dieser junge Mann hatte mir gesagt, er liebe mich, und ich glaubte ihn zu lieben...“

„Sie glaubten?“ fragte Herr von Marande.

„Ja, mein Herr, ich glaubte. Ist man mit sechzehn Jahren seiner Gefühle ganz sicher, besonders, wenn man aus der Pension kommt und die Welt ganz und gar nicht kennt? . . . Ich wiederhole also, besiegt durch meine Bitten, empfing am Ende mein Vater Herrn von Bedmar. Alles wurde festgesetzt, selbst meine Mitgift: dreimal hunderttausend Franken. Doch es verbreitete sich das Gerücht vom Ruine meines Vaters, mein Bräutigam stellte plötz- seine Besuche ein und verschwand! nur empfing mein Vater einige Zeit nachher von ihm einen Brief datirt von Mailand, in welchem er ihm sagte, da er seinen ersten Widerwillen, ihn zum Schwiegersohne anzunehmen, erfahren habe, so wolle er seinen Sympathien keine Gewalt anthun. Meine Mitgift war abgesondert deponirt und vor jedem Angriffe geschützt worden; es war ungefähr die Hälfte von dem, was mein Vater Ihrem Banquehause schuldete. Drei Tage vor der Verfallzeit seiner Verbindlichkeiten erschien er bei Ihnen, bot Ihnen die dreimal hunderttausend Franken an und bat Sie um Frist für das Uebrige.

Sie antworteten ihm, er möge sich vor Allem beruhigen, und fügten bei, da Sie ihm ein Geschäft vorzuschlagen haben, so bitten Sie ihn um ein Rendezvous in seinem Hause am andern Tage . . . Ist das so?"

„Ja, Madame . . . Nur muß ich gegen das Wort Geschäft Einsprache thun."

„Ich glaube, es ist das, dessen Sie sich bedienten."

„Ich brauchte einen Vorwand, um Eintritt in Ihr Haus zu erlangen, Madame: das Wort Geschäft war keine Bezeichnung, sondern ein Vorwand."

„Ich verlasse das Wort, mein Herr: bei solchen Umständen ist das Wort nichts, die Sache ist Alles. Sie kamen und machten meinem Vater den unerwarteten Antrag, mein Gatte zu werden, als meine Mitgift die von ihm Ihrem Hause gegenüber contrahirten sechsmal hunderttausend Franken Schulden zu nehmen, und ihm die hunderttausend Thaler zu lassen, die er Ihnen angeboten hatte."

„Ihrem Vater mehr antragend, Madame, hätte ich befürchtet, er würde es ausschlagen."

„Ich kenne Ihr ganzes Zartgefühl, mein Herr. Mein Vater, so sehr er von dem Vorschlage betäubt war, nahm an, mit Vorbehalt meiner Einwilligung, und diese Einwilligung ließ, wie Sie wissen, nicht auf sich warten."

„Ah! Sie haben ein frommes, kindliches Herz, Madame."

„Erinnern Sie sich unserer Zusammenkunft mein Herr? Meine ersten Worte waren, daß ich von der Vergangenheit sprach, daß ich Ihnen gestand . . ."

„Eines von den Mädchengeheimnissen, welche zu

vollenden ein delicater Mann seiner Braut nie die Zeit lassen darf. Uebrigens fügte ich bei: „„Nehmen Sie meinen Antrag aus welchem Gesichtspunkte es Ihnen beliebt, mein Fräulein, „entweder als ein Geschäft, das ich mache . . .""

„Sie sehen wohl, daß dies das Wort war, dessen Sie sich bedienten!"

„Ich bin Banquier," sagte Herr von Marande, „man muß der Gewohnheit verzeihen... „„entweder als ein Geschäft, das ich mache, und dessen Resultate, obgleich unbekannt, für mich vortheilhaft sein müssen, oder als eine Schuld, die ich im Namen meines Vaters bezahle.""

„Ganz richtig, mein Herr! ich erinnere mich Alles dessen. Es handelte sich um einen von meinem Vater dem Ihrigen während des Kaiserreichs, oder am Anfange der Restauration geleisteten Dienst."

„Ja, Madame . . . Dann fügte ich bei, da ich nicht glaube, daß dieser doppelte Titel, unter dem ich Ihr Gatte werde, Sie zu irgend einem Danke verpflichte, so lasse ich Ihnen vollkommene Freiheit hinsichtlich Ihrer Gefühle für mich; ich selbst, obschon ich Verbindlichkeiten übernommen habe, behalte mir meine Unabhängigkeit vor; nie, so verführerisch Gott Sie geschaffen habe, sollen Sie durch meine ehelichen Ansprüche belästigt werden. Ich setzte endlich hinzu, schön, jung und zur Liebe fähig, wie Sie es seien, glaube ich sogar dieser angebotenen Freiheit keine andere Gränze geben zu müssen, als das Maß, das sie derselben, sie nach den gesellschaftlichen Convenienzen regelnd, würden setzen wollen. Nur nahm ich mir vor, über Sie zu wachen, wie es ein nach-

sichtiger Vater bei seiner Tochter thut, und, — immer als ein Vater, unter dem Titel Wächter Ihres Rufes, der der meinige wurde, — den ungebührlichen Versuchen zu steuern, welche gewisse Menschen, durch Ihre Schönheit angezogen und geblendet, zu machen nicht verfehlen würden."

„Mein Herr . . ."

„Ach! dieser Vatertitel, ich hatte bald das Recht, ihn anzunehmen: der Oberste starb plötzlich auf einer Reise, die er in Italien machte; mein Correspondent in Rom sandte mir diese traurige Nachricht zu. Ihr Schmerz, als Sie es erfuhren, war groß; die ersten Monate unserer Ehe sahen uns in Trauer gekleidet."

„Oh! von Herzen, wie von Körper, das schwöre ich Ihnen, mein Herr."

„Kann ich daran zweifeln, Madame, ich, der ich so viel Mühe hatte, nicht Sie dieses Unglück vergessen zu machen, sondern von Ihnen zu erlangen, daß Sie Ihre Verzweiflung in die Gränzen der Vernunft einschließen. Sie hatten die Güte, mir Gehör zu schenken; Sie legten am Ende die düstern Kleider ab, oder vielmehr die düstern Kleider verließen Sie am Ende; man sah Sie aus dieser Trauer hervortreten, wie in den ersten Frühlingstagen eine Blume aus der grauen Winterhülle hervortritt. Der Sammet der Jugend, die Frische der Schönheit waren nie von Ihren Wangen verschwunden, doch das Lächeln hatte sich von Ihren Lippen verbannt. Allmälig . . . ah! machen Sie sich keinen Vorwurf daraus, Madame, das ist ein Gesetz der Natur . . . allmälig kam das verbannte Lächeln wieder, die verdüsterte Stirne

klärte sich auf, die durch Seufzer beengte Brust fing an sich in freudigem Aufathmen zu erweitern; Sie kehrten zum Leben, zum Vergnügen, zur Coquetterie zurück; Sie wurden wieder Frau, und, lassen Sie mir diese Gerechtigkeit widerfahren, ich diente Ihnen als Führer und Stütze auf diesem schwierigen Wege, — schwieriger, als man glaubt, — der von den Thränen zum Lächeln, vom Schmerze zur Freude zurückbringt."

„Ja," sagte Frau von Marande, die Hand ihres Gatten ergreifend, „und lassen Sie mich diese redliche Hand drücken, die mich so geduldig, so liebreich, so brüderlich geführt hat."

„Sie danken mir für eine Gunst, die Sie mir erwiesen haben! das ist wahrhaftig zu viel Güte von Ihnen."

„Aber, mein Herr," fragte Frau von Marande, ganz bewegt, — sei es nun von der Scene, welche stattfand, sei es von den Erinnerungen, die diese Scene in ihr zurückrief, „werden Sie wohl die Güte haben, mir zu erklären, worauf Sie abzielen?"

„Ah! verzeihen Sie Madame! ich vergaß sowohl die Stunde, die es ist, als den Ort, wo ich mich befinde, und die Müdigkeit, die Sie fühlen müssen."

„Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich ewig in meinen Intentionen irren."

„Ich fasse mich kurz, Madame. Ich sagte also, Ihre Rückkehr in die Welt nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre habe eine lebhafte Sensation hervorgebracht. Sie hatten die Welt schön verlassen, sie sah Sie bezaubernd wieder: nichts

verschönert so sehr, als der Succeß: von reizend wie Sie waren, machten Sie Ihre Successe anbetungswürdig."

„Nun kommen Sie wieder auf Ihre Complimente zurück."

„Nun kommen wir wieder auf die Wahrheiten zurück: dahin muß man immer zurückkommen, Madame. Lassen Sie mich Ihnen nun sagen, und ich werde mit ein paar Worten geendigt haben."

„Ich höre."

„Nun wohl, Madame, indem ich Sie aus der Dunkelheit hervorzog, die Ihre Trauerkleider auf Sie warfen, that ich, was Pygmalion that, als er seine Galatea aus dem Marmorblocke zog, wo sie vor Aller Augen verborgen war. Denken Sie sich nun Pygmalion als unsern Zeitgenossen, denken Sie sich, er führe seine Galatea in die Welt unter dem Namen . . . Lydie; denken Sie, statt Pygmalion zu lieben, liebe Galatea . . . . nichts; — stellen Sie sich die Herzensangst des armen Pygmalion vor, die Leiden, ich sage nicht einmal seiner Liebe, sondern seines Stolzes, wenn er wird sagen hören: „„Nicht für sich hat der arme Bildhauer den Marmor belebt, sondern . . . für . . .""

„Mein Herr, die Vergleichung . . ."

„Ja, ich kenne das Sprüchwort: „„Vergleich ist nicht Vernunft*);"" das ist wahr. Kommen wir also auf die Wirklichkeit zurück, rein ohne Metapher. Nun wohl, Madame, diese erstaunliche Schönheit, die

*) Comparaison n'est pas raison.

Ihnen tausend Freunde erobert, und mir tausend Neider schafft; diese wunderbare Anmuth, welche um Sie, wie Bienen um einen Rosenstrauch, die Blüthe der Elegants summen macht; diese Gewalt, die Sie über Alles üben, was Sie umgibt, und die unwiderstehlich Alles anzieht, was in Ihre Sphäre kommt; diese zauberische Schönheit endlich erschreckt mich und macht mich zittern, wie mich würde der Anblick eines Absturzes zittern machen, über dem ich in Ihrer theuren Gesellschaft spazieren ginge . . . Verstehen Sie mich, Madame?"

„Ich versichere Sie, nein, mein Herr," antwortete Lydie.

Und mit einem reizenden Lächeln fügte sie bei:

„Was Ihnen, beiläufig bemerkt, beweist, daß ich nicht so viel Geist habe, als Sie manchmal zu sagen mir die Ehre erweisen."

„Es ist mit dem Geiste wie mit der Sonne, Madame: er hat seine Stunden der Zurückgezogenheit und der Sammlung. Ich will also zugleich wie zu Ihrem Geiste, so zu Ihren Augen zu sprechen suchen. Erinnern Sie sich, daß Sie eines Tags, auf unserer Reise nach Savoyen, als wir von Entremont kommend, von der Höhe des Berges herab die Rhone erblickten, welche in der Sonne schimmerte wie ein Fluß von Silber, im Schatten wie ein Fluß von Azur, erinnern Sie sich, daß Sie plötzlich meinen Arm verließen, auf das Plateau liefen und dann ganz erschrocken stehen blieben, da Sie, durch die einen schwachen Teppich bildenden Blumen und Kräuter, einen vor Ihren Schritten geöffneten Abgrund er-

schauten, der nur sichtbar war, wenn man den Rand erreicht hatte?"

„Oh! ja, ich erinnere mich dessen," erwiederte die Augen schließend und leicht erbleichend Frau von Marande, „und es freut mich, daß ich mich erinnere, denn hätten Sie mich nicht festgehalten und zurückgezogen, so hätte ich wahrscheinlich nicht das Glück, Ihnen meinen Dank zu erneuern."

„Ich begehrte ihn nicht, Madame; nur wünschte ich Ihnen durch ein Bild, und Ihre Erinnerungen erweckend, deutlicher, als ich es noch gethan, das zu erklären, was ich vorhin einen Abgrund nannte. Nun wohl, ich wiederhole, Ihre Schönheit erschreckt mich wie jene Schlucht von sechshundert Fuß Tiefe, welche Blumen und Kräuter bedeckten, und ich befürchte, wir werden eines Tags Beide davon verschlungen werden! . . . Diesmal verstehen Sie, Madame?"

„Ja, mein Herr, ich glaube, daß ich zu begreifen anfange," antwortete die junge Frau die Augen niederschlagend.

„Fangen Sie an zu begreifen, so bin ich ganz ruhig," erwiederte lächelnd Herr von Marande. „Sie werden sogleich völlig begreifen! . . . Ich sagte also, Madame, für Sie einen Vater ersetzend, — Sie wissen, daß ich nie andere Rechte, als diese in Anspruch nahm? — müsse ich die Augen mit einer gewissen Besorgniß auf die Schaaren von Schönen, Elegants, Dandys werfen, welche meine Tochter umgeben . . . Bemerken Sie wohl, Madame, daß meine Tochter jede Freiheit hat: in dieser funkelnden, geputzten Schaar kann sie ihre Wahl treffen; aus

dieser Wahl wird nie ein Unglück entstehen; nur halte ich es, nicht für mein Recht, sondern für meine Pflicht, ihr, immer als Vater, zu sagen: „„Gut gewählt, mein Kind . . . Schlecht gewählt, meine Tochter!““

„Mein Herr!“

„Doch, nein! ich irre mich, ich werde ihr das nicht sagen: ich lasse die Männer, die sich besonders mit ihr beschäftigen, die Revue passiren, und ich werde ihr meine Ansicht über diese Männer sagen... Wollen Sie meine Ansicht über Einige von denjenigen wissen, die sich gestern am meisten mit Ihnen beschäftigt haben?“

„Reden Sie, mein Herr.“

„Lassen Sie uns mit Monseigneur Coletti anfangen.“

„Oh! mein Herr!“

„Ich nenne Ihnen ihn nur der Erinnerung wegen und als passende Eröffnung der Liste; übrigens, Madame, ist Monseigneur Coletti ein reizender Prälat!“

„Ein Priester!“

„Sie haben Recht; auch bringen Sie mich sogleich auf Ihr Gefühl: ein Priester ist nicht gefährlich für eine Frau wie Sie . . . schön, jung, reich, frei . . . oder beinahe frei; und Monseigneur Coletti kann sich öffentlich oder insgeheim mit Ihnen beschäftigen, beim hellen Tage oder in der tiefsten Finsterniß kommen, Niemand wird es einfallen, zu sagen, Frau von Marande sei die Geliebte von Monseigneur Coletti.“

„Und dennoch, mein Herr . . .“ sagte die junge Frau, ihren Satz mit einem Lächeln abschneidend.

„Dennoch liebt er Sie, oder er ist vielmehr verliebt in Sie: Monseigneur Coletti liebt nur sich selbst; — das ist es, was Sie sagen wollen, nicht wahr?“

Das in Permanenz auf den Lippen von Frau von Marande gebliebene Lächeln war eine stillschweigende Beipflichtung zur Meinung ihres Mannes.

„Nun wohl,“ fuhr der Banquier fort, „ein Anbeter in den hohen Würden der Kirche steht einer hübschen jungen Frau ziemlich wohl an, besonders wenn diese hübsche junge Frau weder spröd, noch devot ist, und einen andern Liebhaber hat.“

„Einen andern Liebhaber!“ rief Lydie.

„Bemerken Sie wohl, daß ich nicht gerade von Ihnen rede; ich generalisire, ich sage eine hübsche junge Frau . . . Sie sind jung unter den Jungen, hübsch unter den Hübschen; doch Sie sind nicht die einzige junge, die einzige hübsche Frau von Paris, nicht wahr?“

„Oh! ich hege diese Anmaßung durchaus nicht, mein Herr.“

„Monseigneur Coletti mag also gelten! Er läßt für Sie die beste Loge des Conservatoire aufbewahren, wenn die Oratorien kommen; er reservirt Ihnen die beste Tribune von Saint-Roch, um das Magnificat und das Dies irae zu hören, und er hat meinem Haushofmeister Recepte von Wildpretpurée gegeben, welche die Bewunderung Ihrer zwei alten Cicisbei, der Herrn von Courchamp und Montrond,

erregten. Sodann ist da ein reizender Junge, den ich von ganzem Herzen liebe . . ."

Frau von Marande befragte ihren Gatten mit dem Blicke; dieser Blick bedeutete klar: „Wer das?"

„Lassen Sie mich auch sein Lob gegen Sie aussprechen, nicht als Dichter, nicht als dramatischer Schriftsteller, — Sie wissen, es ist abgemacht, daß die Banquiers nichts von der Poesie oder dem Theater verstehen, — sondern als Mensch . . ."

„Sie meinen Herrn . . .?"

Frau von Marande zögerte.

„Ich meine Herrn Jean Robert, bei Gott!"

Eine zweite Purpurwolke, noch viel intensiver und tiefer gefärbt als die erste, zog über das Gesicht von Frau von Marande; ihr Gatte verlor nicht die kleinste Nuance hievon; er hatte jedoch den Anschein, als gäbe er nicht darauf Acht.

„Sie lieben Herrn Jean Robert?" fragte die junge Frau.

„Warum nicht? Er ist von gutem Hause; sein Vater nahm bei den republikanischen Heeren einen Grad ein, der über dem war, welchen der Ihrige bei den kaiserlichen Heeren einnahm; hätte er sich mit der Familie Napoleon vereinigen wollen, so wäre er als Marschall von Frankreich gestorben, statt sterbend seine Familie im Elend oder beinahe im Elend zurückzulassen. Der junge Mann hat Alles das in die Hand genommen; er ist muthig durch die Schwierigkeiten des Lebens gegangen; das ist ein offenes, redliches Herz, das vielleicht seine Liebe, aber durchaus nicht seine Antipathien zu verbergen weiß. Sehen Sie, mich, zum Beispiel, mich liebt er nicht . . ."

„Wie, er liebt Sie nicht?“ rief Frau von Marande, die sich hinreißen ließ; „ich habe ihm doch gesagt . . .“

„Er soll sich den Anschein geben, als liebte er mich . . . Nun wohl, der arme Junge, obschon er, ich bezweifle es nicht, die größte Rücksicht für Ihre Ermahnungen hat, vermöchte doch bei diesem Punkte nicht dazu zu gelangen, daß er Ihnen gehorchen würde. Nein, er liebt mich nicht! sieht er mich auf einer Seite der Straße kommen, und er kann ohne Unhöflichkeit auf die andere gehen, so thut er es; begegne ich ihm, und er ist, unversehens erfaßt, genöthigt, mich zu grüßen, so geschieht es mit einer Kälte, von der jeder Andere als ich verletzt wäre, der ich diese Pflicht der Höflichkeit erfülle, um ihn eine Einladung bei Ihnen annehmen zu machen. Gestern habe ich ihn gezwungen, buchstäblich gezwungen, mir die Hand zu geben, und wenn Sie wüßten, was der arme Junge während der ganzen Zeit, die seine Hand in der meinigen blieb, gelitten hat! Das hat mich gerührt, und je mehr er mich haßt, desto mehr liebe ich ihn . . . Sie begreifen das, nicht wahr, Madame? Das ist ein undankbarer Mensch, aber ein redlicher Mensch.“

„Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich das, was Sie mir sagen, nehmen soll!“

„Wie man Alles nehmen muß, was ich sage: als die Wahrheit. Der arme Junge glaubt sich im Unrechte gegen mich, und das macht ihn befangen.“

„Mein Herr, in welchem Unrechte?“

„Ich sage Ihnen nicht, er sei kein Geisterseher; er ist Dichter, und jeder Dichter ist es mehr oder

weniger . . . Ah! eine Empfehlung: nicht wahr, er macht Ihnen Verse?"

„Mein Herr . . ."

„Er hat gemacht; ich habe sie gesehen."

„Er läßt sie aber nicht drucken!"

„Er hat Recht, wenn sie schlecht sind; er hat Unrecht, wenn sie gut sind. Er thue sich meinetwegen keinen Zwang an. Ich setze indessen eine Bedingung."

„Welche, wenn ich fragen darf? Daß mein Name nicht dabei stehe?"

„Im Gegentheile, im Gegentheile! Teufel! Geheimnisse gegen uns, seine Freunde! Nein! . . . Ihr Name mag mit allen Buchstaben dabei stehen! Wer Henkers wird Schlimmes in Versen gemacht von einem Dichter an eine hübsche Frau finden? Wenn Herr Jean Robert Verse an eine Blume, an den Mond, an die Sonne macht, setzt er einen Anfangsbuchstaben dazu? Nicht wahr, nein? er setzt ihren ganzen Namen. Wie die Blume, wie der Mond, wie die Sonne, sind Sie eine von den sanften, schönen, wohlthätigen Schöpfungen der Natur: er behandle Sie also wie die Sonne, wie den Mond, wie die Blumen."

„Ah! mein Herr, wenn Sie im Ernste sprechen . . ."

„Ja, ich verstehe, das macht Ihnen die Brust ein wenig leicht."

„Mein Herr . . ."

„Das ist also abgethan; Herr Jean Robert bleibt, er mag wollen oder nicht, unter der Zahl unserer Freunde; und wundert man sich über seine

unausgesetzten Aufmerksamkeiten, so sagen Sie, — was wahr ist, — weder Sie, noch er haben diese beharrlichen Aufmerksamkeiten gewünscht, sondern ich, der ich dem Talente, dem Zartgefühle und der Discretion von Herrn Jean Robert volle Gerechtigkeit widerfahren lasse."

„Was für ein sonderbarer Mann sind Sie doch, mein Herr!" rief Frau von Marande, „und wer wird mir das Geheimniß Ihrer seltsamen Zuneigung für mich sagen?"

„Belästigt sie Sie?" fragte Herr von Marande mit einem Lächeln, das nicht ganz von Melancholie frei war.

„Oh! nein, Gott sei Dank! . . . nur läßt sie mich befürchten, daß . . ."

„Nun, was läßt sie Sie befürchten?"

„Daß an einem schönen Tage . . . Doch nein, es ist unnöthig, daß ich Ihnen sage, was mir durch den Geist, oder vielmehr durch das Herz geht."

„Reden Sie, Madame, wenn das, was Sie zu sagen haben, einem Freunde gesagt werden kann."

„Nein, das hätte beinahe das Ansehen einer Erklärung."

Herr von Marande schaute seine Frau fest an.

„Aber, mein Herr," sagte sie, „ist Ihnen nicht auch manchmal Eines eingefallen?"

Herr von Marande schaute fortwährend seine Frau an.

„Was? Lassen Sie hören, Madame!" fragte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

„Daß sich . . . so lächerlich das sein mag, eine Frau in ihren Mann verlieben kann."

Eine Wolke zog rasch über das Gesicht von Herrn von Marande; er schloß die Augen, und die Dunkelheit bildete sich, so zu sagen, auf seiner Physiognomie.

Alsdann erwiederte er den Kopf schüttelnd und als erwachte er aus einem Traume:

„Ja, so lächerlich es sein mag, das kann geschehen. Bitten Sie Gott, Madame, daß ein solches Phänomen nicht zwischen uns eintrete!"

Und die Stirne faltend, fügte er mit leiser Stimme bei:

„Das wäre ein zu großes Unglück für Sie und besonders für mich!"

Dann stand er auf und machte ein paar Gänge im Zimmer, wobei er sich bemühte, in dem Theile zu bleiben, der am Kopfe des Bettes von Frau von Marande war, und wohin ihm daher die Blicke von dieser nicht folgen konnten.

Aber, Dank sei es einem in ihrer Nähe befindlichen Spiegel, Lydie bemerkte, daß sich ihr Gatte die Stirne und vielleicht sogar die Augen mit einem Taschentuche abwischte.

Ohne Zweifel entging es Herrn von Marande nicht, seine Aufregung, was auch die Ursache davon sein mochte, verrathe ihn in den Augen seiner Frau; denn, sein Gesicht erheiternd und seine Lippen und seine Augen zum Lächeln zwingend, setzte er sich wieder in den ein paar Minuten leer gebliebenen Lehnstuhl.

Sodann, nachdem er noch einen Augenblick geschwiegen hatte, sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

„Nun, Madame, nachdem ich die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Meinung über Monseigneur Coletti und Herrn Jean Robert zu sagen, habe ich

Sie noch um die Ihrige über Herrn Lorédan von Valgeneuse zu bitten.“

Frau von Marande schaute ihren Gatten mit einem gewissen Erstaunen an.

„Mein Herr,“ antwortete sie, „meine Meinung über ihn ist die der ganzen Welt.“

„So sagen Sie mir die der ganzen Welt, Madame.“

„Herr von Valgeneuse . . .“

Sie schwieg, verlegen, weiter zu gehen.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „Sie scheinen mir Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse zu haben.“

„Vorurtheile, ich? Gott behüte mich, daß ich Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse habe! nein, ich höre nur, was man sagt . . . Sie wissen, nicht wahr, was man von Herrn von Valgeneuse sagt?“

„Er ist reich, er hat Successe, er ist bei Hof sehr wohl gelitten: das ist mehr als es braucht, daß man viel Schlimmes von ihm sagt.“

„Wissen Sie, was man von ihm Schlimmes sagt?“

„Wie ich das Schlimme weiß, mein Herr; sehr mittelmäßig.“

„Nun, so hören Sie, was man sagt . . . Sprechen wir zuerst von seinem Reichthum.“

„Er ist unbestritten.“

„Gewiß, in der Thatsache seiner Existenz; doch bestreitbar, wie es scheint, in der Art, wie er ihn erlangt hat.“

„Hat nicht der Vater von Herrn von Valgeneuse das Vermögen eines älteren Bruders geerbt?“

„Ja; nur ist über diese Erbschaft eine düstere

Geschichte im Umlaufe; es handelt sich um etwas wie um ein Testament, das beim Tode dieses älteren Bruders verschwunden wäre, der in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, von einem Schlage getroffen worden sein soll. Es war ein Sohn da. . . . Haben Sie hievon sprechen hören, Madame?"

„Unbestimmt: die Gesellschaft, die mein Vater sah, war nicht die von Herrn von Valgeneuse."

„Ihr Vater war ein redlicher Mann, Madame, und es gibt ein Sprüchwort über die Gesellschaft, die man sieht. Nun wohl, es war ein Sohn da, ein reizender junger Mann, den die Erben, die, welche man anklagt, — sage ich, welche man anklagt, so handelt es sich, wohlverstanden, nicht um eine Anklage vor dem Assisenhofe, — den die Erben, aus dem Hause seines Vaters gejagt haben; denn er war notorisch der Sohn des Marquis von Valgeneuse, der Neffe des Grafen und folglich der Vetter von Herrn Lorédan und Fräulein Susanne. An eine großartige Existenz gewöhnt, soll sich dieser junge Mann, der sich plötzlich von allen Mitteln entblößt sah, sodann erschossen haben."

„Das ist in der That eine düstere Geschichte!"

„Ja, die aber, statt die Familie zu verdüstern, dieselbe sehr erfreut hat. Lebte der junge Mann, so konnte sich jeden Augenblick das Testament wiederfinden und der wahre Erbe mit diesem Testamente bewaffnet wiedererscheinen; war aber der Erbe todt, so gab es keine Chance, daß das Testament allein wiedererschien. Dies, was den Reichthum betrifft. — Was die Succeſſe von Herrn von Valgeneuse in

der Welt betrifft, so nehme ich an, Sie verstehen unter dem Worte Succeß Liebesglück."

„Nennt man das nicht so?" sagte lächelnd Frau von Marande.

„Nun, was seine Successe betrifft, so scheint es, daß sie sich auf Frauen von der großen Welt beschränken, und daß, wenn er sich an das wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmüthigen Beistands, den ihm bei solchen Gelegenheiten seine Schwester Fräulein Susanne von Valgeneuse leistet, der junge Mann zuweilen genöthigt ist, Gewalt anzuwenden."

„Ah! mein Herr, was höre ich da?"

„Etwas was Ihnen Herr Coletti wahrscheinlich besser sagen würde, als ich; denn ist Herr von Valgeneuse gut bei Hofe, so ist dies so durch die Kirche."

„Und Sie sagen," fragte Frau von Marande, welche ein gewisses Interesse an diesen, wahren oder falschen, Anschuldigungen nahm; „und Sie sagen, Fräulein Susanne unterstütze ihren Bruder bei seinen Liebesunternehmungen?"

„Ah! das, das ist bekannt, und wahrhaftig, die Personen, welche die leidenschaftliche Freundschaft kennen, welche Fräulein Susanne für ihren Bruder hegt, tragen ihr Rechnung dafür. Fräulein Susanne unterscheidet sich dadurch von ihrem Bruder, daß sie das Familienleben liebt, und daß sie alle Vergnügungen, beinahe alle wenigstens, in ihrem Hause sucht."

„Ah! mein Herr, und Sie glauben an solche Verleumdungen?"

„Ich, Madame, ich glaube an nichts, außer an

den Curs der Rente, und ich muß diesen noch im Moniteur gedruckt sehen. Doch das, an was ich, zum Beispiel, glaube, ah! das ist an die Geckenhaftigkeit und an die Indiscretion von Herrn von Valgeneuse. Er ist wie die Schnecke in dieser Hinsicht: er beschmutzt die Reputationen, die er nicht frißt."

„Ah! Sie lieben Herrn von Valgeneuse nicht mein Herr!" sagte Frau von Marande.

„Nein, ich gestehe es . . . Sollten Sie ihn zufällig lieben, Madame?"

„Ich! Sie fragen mich, ob ich Herrn Lorédan liebe?"

„Mein Gott! ich frage Sie das, wie ich Sie etwas Anderes fragen würde; nur habe ich mich eines schlechten Ausdruckes bedient; ich weiß wohl, daß Sie Niemand im absoluten Sinne des Wortes lieben. Ich hätte Sie fragen müssen: „„Gefällt Ihnen Herr Lorédan?""

„Er ist mir gleichgültig?"

„Wahrhaftig, Madame?"

„Oh! ich betheure es Ihnen; nur möchte ich eben so wenig ihm, als einem Andern ein Unglück widerfahren sehen, das er nicht verdient hätte."

„Ei! wer kann solche Dinge wünschen? Ich versichere Ihnen auch, Madame, daß — wenigstens von meiner Seite, — Herrn von Valgeneuse nur verdientes Unglück widerfahren wird."

„Welches Unglück kann denn Herr von Valgeneuse verdienen, und wie könnte ihn dieses Unglück von Ihnen aus treffen?"

„Ei! Madame, das ist ganz einfach! So, zum

Beispiel, hat Ihnen heute Nacht Herr von Valgeneuse sehr beharrlich den Hof gemacht . . ."

„Mir?"

„Ihnen, ja, Madame . . . es war nichts Ungebührliches dabei, es geschah bei Ihnen, und man konnte diese Bestrebungen von Herrn von Valgeneuse, unabläßig auf Ihrer Ferse zu sein, als ein . . . vielleicht übertriebenes, jedoch entschuldbares Zeichen von Höflichkeit gegen seine Wirthin betrachten. Sie gehen indessen, wie Sie wohl begreifen? noch zu andern Soiréen als den Ihrigen; Sie werden Herrn von Valgeneuse in der Welt begegnen: nun wohl, wenn er nur in acht Soiréen anderswo thut, was er hier gethan hat, so sind Sie eine compromittirte Frau. Ei! mein Gott, ich will Sie nicht erschrecken, Madame; doch an dem Tage, wo Sie eine compromittirte Frau sein werden, ist Herr von Valgeneuse ein todter Mann!"

Frau von Marande stieß einen Schrei aus.

„Ah! mein Herr," sagte sie, „ein todter Mann meinetwegen! getödtet für mich! das wird der Gewissensbiß meines ganzen Lebens sein."

„Ei! wer sagt Ihnen denn, daß ich Herrn Lorédan für Sie und Ihretwegen tödten würde?"

„Sie selbst, mein Herr."

„Ich habe nicht ein Wort hievon gesagt. Tödtete ich Herrn Lorédan für Sie oder Ihretwegen, so wären Sie noch viel mehr nach als vor seinem Tode compromittirt; nein, ich würde ihn tödten wegen... des Preßgesetzes oder wegen der letzten Revue der Nationalgarde, wie ich Herrn von Bedmar getödtet habe."

„Herrn von Bedmar?“ rief Lydie furchtbar erbleichend.

„Nun wohl,“ fuhr Herr von Marande fort, „hat man je erfahren, daß es für Sie oder Ihretwegen geschehen ist?“

„Sie haben Herrn von Bedmar getödtet?“ wiederholte Frau von Marande.

„Ja; wußten Sie denn das nicht?“

„Ah! mein Gott!“

„Ich gestehe Ihnen indessen, daß ich einen Augenblick zögerte. Sie wissen oder Sie wissen nicht, daß ich Gründe hatte, Herrn von Bedmar zu verachten; bei einem Umstande hatte ich die Ueberzeugung erlangt, sein Benehmen sei nicht das eines redlichen Mannes gewesen. Man schrieb mir, — einer meiner Correspondenten aus Italien, — am 20. November 1824 werde Herr von Bedmar in Livorno sein. Ich erinnerte mich, daß ich ein wichtiges Geschäft in Livorno hatte; ich traf am 19. November dort ein; Herr von Bedmar traf ebenfalls ein. Dann bekamen wir, ich weiß nicht, wie das zuging, im Hafen von Livorno, in dem Augenblicke, wo er hier landete, einen Streit wegen einer ganz geringfügigen Sache, wegen eines Commissionärs: der Streit erbitterte sich; kurz ich fand mich beleidigt, und forderte von ihm Genugthuung wegen dieser Beleidigung, wobei ich ihm, wie das meine Gewohnheit ist, die Wahl der Waffen ließ: er hatte Unrecht, die Pistole zu wählen, eine ungeschlachte Waffe, welche zerreißt, zerschmettert, tödtet. Auf der Stelle gaben wir uns Rendez-vous in den Cascine von Pisa. Auf dem Kampfplatze angekommen, stellten uns unsere

Zeugen zwanzig Schritte aus einander; ich warf einen Louis d'or in die Luft, um zu wissen, wer zuerst schießen sollte: das Loos fiel ihm zu; er schoß . . . ein wenig tief; die Kugel durchbohrte mir den Schenkel."

„Durchbohrte Ihnen den Schenkel?" rief Frau von Marande.

„Ja, Madame, glücklicher Weise, ohne den Knochen anzugreifen."

„Ich habe aber nie erfahren, daß Sie verwundet worden sind."

„Wozu Sie mit einer Wunde plagen, die in vierzehn Tagen geheilt war."

„Und verwundet, wie Sie waren, mein Herr ...?"

„Legte ich auf ihn an . . . In diesem Augenblicke geschah es, wie ich erwähnte, daß ich zögerte: es war ein sehr hübscher Junge, im Genre von Herrn von Valgeneuse; ich sagte mir: „„Vielleicht wird er, wie Herr von Valgeneuse, von einer Mutter, von einer Schwester geliebt!"" ich zögerte... Hielt ich um eine Linie rechts oder links, so fehlte ich ihn, und da ich verwundet war, so endigte sich das Duell hiemit. Doch ich erinnerte mich, daß Herr von Bedmar ein junges Mädchen schändlich betrogen hatte; daß er auch am Ende seiner Pistole den Vater dieses Mädchens gehabt hatte, der herbeigekommen war, um von ihm Genugthuung für diesen Schimpf zu verlangen, und daß er, der Elende! den Vater dieses Mädchens getödtet hatte. Da zielte ich gerade auf die Brust, die Kugel durchbohrte ihm das Herz, und er fiel, ohne einen Seufzer von sich zu geben."

„Mein Herr," rief Frau von Marande, „mein Herr . . . Sie sagen, mein Vater . . .?"

„Sei von Herrn von Bedmar im Duell getödtet worden; das ist die Wahrheit. Sie sehen, daß ich Recht gehabt habe, ihm eben so wenig Gnade zu gewähren, als ich bei einem ähnlichen Umstande Herrn von Valgeneuse gewähren würde."

Und seine Frau mit einem Gesichte so ruhig wie bei seinem Eintritte grüßend, ging Herr von Marande hinaus, gefolgt von dem erschrockenen Blicke von Frau von Marande.

„Ah!" murmelte Lydie, indem sie ihren Kopf wieder auf ihr Kissen fallen ließ, „Gott verzeihe mir! es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß dieser Mann mich liebt . . . und daß ich ihn liebe!"

C. F. Ridderstad,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Der Trabant. Geschichtlicher Roman. 21 Bändchen.
Der Fürst. " " 14 "
Das Gewissen oder Geheimnisse von Stockholm. . . . . 28 "
Vater und Sohn . . . . 16 "

Wir glauben uns ein wirkliches Verdienst um die deutsche Lesewelt erworben zu haben, indem wir Ridderstad, diesen neuen glänzenden Stern an dem schönen literarischen Himmel Skandinaviens, bei ihr einführten.

In den bis jetzt erschienenen Romanen hat der Verfasser sich einen ehrenvollen Platz zur Rechten Walter Scotts errungen und seine Ebenbürtigkeit mit diesem unübertroffenen Dichter unverkennbar dargethan.

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es ist wohl unbestritten, daß der Verfasser dieses Romans einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Haben doch seine Romane wie seine wissenschaftlichen Werke in ganz Deutschland, ja sogar in Amerika großes Aufsehen gemacht, sowie mehrere der letzteren in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Unter diesen zeichnet sich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine sehr glückliche genannt werden darf, da schon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen diesseits und jenseits des Oceans höher schlagen — es ist dem Verfasser auch gelungen, die Schicksale desselben mit einer solchen Treue und doch zugleich poetischen Verklärung darzustellen, daß sie uns bis zum letzten Momente fesseln und zum innigsten Mitgefühle hinreißen.

Dumas, Alexandre,

Salvator Die Mohicaner von Paris. Von Alexander Dumas. Aus dem Franzö
sischen von August Zoller [ab 5:] von Edmund Zoller

Bd.: 1

Stuttgart 1856